Biogr.C.
435
l

Lewald August:
Deutscher Helden-
saal u. Ehrentempel.

Biogr. C. 435 l./1

Allgemeine

deutsche Bürgerbibliothek.

Herausgegeben
von

Karl Andree und August Lewald.

Vierter Halbband.

Deutscher Heldensaal und Ehrentempel.

An diesem Nationalwerke arbeiten mit:

Dr. Karl Andree in Köln.
Dr. Berthold Auerbach in Karlsruhe.
Dr. Ludwig Braunfels in Fankfurt aM.
Dr. Karl Buchner in Darmstadt.
Dr. Anton Christ in Karlsruhe.
Dr. Julius Creizenach in Mainz.
Dr. Theodor Creizenach in Frankfurt aM.
Dr. B. Denhard in Hanau.
Dr. Lorenz Diefenbach in Steinau aM.
Dr. Eduard Duller in Darmstadt.
Dr. Griesselich in Karlsruhe.
Eduard Groschvetter in Eisenberg in Thüringen.
Dr. Karl Hagen in Heidelberg.
Dr. Karl Haltaus in Leipzig.
M. Honek in Hannover.
Heinrich Koenig in Fulda.
Dr. Kriegk in Frankfurt aM.
Dr. P. H. Külb in Mainz.
Dr. Küchenmeister in Frankfurt a M.
Dr. v. Leonhard in Heidelberg.
August Lewald in Baden.
Dr. Rudoph Marggraff in München.
Dr. Anton Quitzmann in Heidelberg.
Levin Schücking in St. Goar.
Dr. Sparschuh in Mainz.
Dr. Stern in Göttingen.
Dr. Walchner in Karlsruhe.

Karlsruhe, 1843.
Druck und Verlag des Artistischen Instituts,
F. Gutsch & Rupp.

Von dem neuen deutschen Nationalwerke:

Allgemeine

deutsche Bürgerbibliothek

Sind bereits erschienen und ausgegeben:

Der deutsche Rechtsfreund. Eine Anleitung zum Verständnisse, zur An wendung und Beurtheilung der in Deutschland geltenden Rechte. Verfaß von Dr. jur. Julius Creizenach in Mainz. Erster Halbband.

Dieses Werk hat durch seine lichte und faßliche Darstellung sich bereits einen ehrende Beifall erworben, indem darin die für jeden Bürger durchaus nothwendigen Ansichte und Begriffe über alle Rechtsverhältnisse überraschend klar dargelegt sind.

Chemie. Volksfaßlich und in Beziehung auf die Gewerbe und das bürger liche Leben. Bearbeitet von Dr. Fr. A. Walchner in Karlsruhe. Erste Halbband.

Der Verfasser, als Chemiker und praktischer Lehrer genugsam bekannt, hat seine Wissen schaft mit steter Beziehung auf das Gewerbsleben einfach und klar dargelegt. Kein Ge werbsmann, der heutigen Tages nicht hinter seiner Zeit und seinen Gewerbsgenossen zu rückbleiben will, kann die Vortheile entbehren, die ihm durch die Wissenschaft der Chem geboten werden, und noch nirgends ist dieses Bedürfniß wohl glücklicher gelöst worde als in dem genannten Werke.

Deutsche Reisende der neuern Zeit. Von Karl Andree. Erste Halbband.

Was die Unverdrossenheit und Ausdauer deutscher Männer in fremden Ländern erforsch hat, ist hier von dem kundigen Verfasser auf eine so eigenthümliche Weise zusammeng stellt worden, daß wir zugleich mit den anschaulichen Bildern fremder Welttheile auch di Geisteskräfte der Reisenden stets kennen lernen, indem wir sie begleiten und dabei gewic tige Aufschlüsse über den Gang deutschen Verkehrs und Handels erhalten.

Gesundheitslehre, oder leichtfaßliche Darstellung der Grund sätze zur Erhaltung und Befestigung der Gesundheit. Mit Rück sicht auf bürgerliche und häusliche Verhältnisse, Erziehung, Unterricht, Staat anstalten, Stände und Berufsarten. Von Dr. Ludw. Griesselich.

Dieses Werk von dem als medizinischen Schriftsteller rühmlichst bekannten Verfasser wi als Hausbuch in jeder Familie Glück und Wohlfahrt befördern.

Deutscher Heldensaal und Ehrentempel. Erster Halbband. Gro Männer werden hier von den geachtetsten Schriftstellern der Gegenwart g schildert: Bonifacius, Apostel der Deutschen, von H. König. — Kön Heinrich I, Kaiser Otto I, von Eduard Duller. — Gutenberg, Reuchli von Ludw. Braunfels. — Luther von B. Denhard. — Paracelsus vo Quitzmann. — Johann Keppler von Berthold Auerbach. — Justu Möser von Karl Buchner. — Herder von B. Denhard. — Johann Se bastian Bach von A. Lewald.

Unter der Presse befinden sich:

Himmelskunde. Volksfaßlich bearbeitet von Moritz A. Stern in Göttingen Erster Halbband.

Der Verfasser als Lehrer der Mathemathik und Himmelskunde an einer deutschen Un versität und durch die Zuerkenntniß des Preises von auswärtigen Akademien hochgeehr hat hier durch seine allgemein verständliche Darstellung die Wissenschaft des Himmel gleichsam erst recht auf die Erde gebracht, so daß ein Jeder derselben theilhaftig werde kann.

Mineralogie und Geognosie. Volksfaßlich bearbeitet von Dr. von Leon hard in Heidelberg.

Bei dem Namen des Verfassers in dieser seiner Wissenschaft bedürfen wir keiner weite Hindeutung.

Allgemeine

deutsche Bürgerbibliothek.

Herausgegeben

von

Karl Andree und August Lewald.

Deutscher Heldensaal und Ehrentempel.

Karlsruhe, 1843.

Druck und Verlag des Artistischen Instituts.

F. Gutsch & Rupp.

Deutscher

Heldensaal und Ehrentempel.

Herausgegeben

von

August Lewald.

Bayer. Staatsministerium
f. Ernährung, Landwirtschaft u. Forsten
Ministerialforstabteilung
Bücherei
Oh²
KGL. BAY. MINISTERIALFORSTBÜCHEREI
870
3
Bayerische Staatsbibliothek München

Erster Theil.

4

Karlsruhe, 1843.

Druck und Verlag des Artistischen Instituts.
F. Gutsch & Rupp.

Gd/64/79

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Wir eröffnen hier eine Sammlung von Lebensbeschreibungen jener Männer unserer Nation, welche als Helden für unsere höchsten Güter im Leben gestritten und dafür auf ewige Zeiten der wärmsten Verehrung theilhaft seyn sollen. Wir wollen sie darstellen nach ihrem innersten Wesen; wir wollen vor Allem ihren Bildungsgang schildern, der den in ihnen schlummernden Funken zur Flamme werden ließ, damit sie Licht und Wärme über Alle ausströmte. Besonders wichtig schien es uns zu zeigen, wie nicht hohe Geburt und vornehmer Stand dazu erfordert werden, um ein Erleuchter, ein Lehrer, ein Weiser zu seyn, der Mißstände besiegt, Glück für Jahrhunderte verbreitet und segenvoll für die Menschheit wirkt; oder der mit seinem Gut und Blut, mit seinem Leben und mit seinem Alles die heiligsten Rechte verficht, sein Volk zum Siege leitet. Die Geschichte lehrt uns, daß die größten Helden in solchem Sinne einen dunkeln Ursprung hatten; daß sie von armen Eltern, in unscheinbaren Verhältnissen geboren, sich zur lichtesten Höhe emporrangen, die größten Hindernisse überwanden und fortwährend kämpften, bis sie ihr Werk vollendet, das große Ziel ihres Lebens erreicht hatten. Dieß aber soll uns ermuthigen; wer die ächte Kraft in sich verspürt, wen der innere Geist treibt, der hat das in der That, was man im gemeinen Leben, oft falsch verstanden, Beruf nennt; der hat Beruf in der edelsten, wahrsten Bedeutung. Den schrecken Schwierigkeiten nicht ab, und thürmten sie sich zu schwindelnder Höhe; dem wächst die Kraft und mit ihr der Muth, nach jedem neuerkämpften Siege. Ein solcher Held geht ruhig seine Bahn, oft verkannt

in seinen edelsten Bestrebungen von seinen Mitmenschen; allein es kümmert ihn nicht, es macht ihn nicht abwendig seinem Vorhaben; das Bewußtseyn erhebt ihn, daß jener Gedanke, der ihn beseelt und dem er sich ganz zu eigen gegeben, ihm Dank und Segen späterer Zeiten zu Wege bringen werde. Diese Wahrheit, die wir schon von unseren Lehrern hörten, die bei Jedem von uns als unumstößlich besteht, recht anschaulich durch Schilderungen von Thatsachen mit geschichtlichen Belegen zu machen, ist der Zweck dieses Buches. Dieß ist der Heldensaal und Ehrentempel den sich die großen Denker, Herrscher, Heerführer, Dichter und Künstler selbst errichtet haben und den wir hiermit unsern geneigten Lesern eröffnen.

Man verstehe uns darum nicht falsch. Nicht uns käme es zu, diesen oder jenen Namen in vorliegende Sammlung aufzunehmen und ihn gleichsam dadurch zum Helden zu stempeln und ihm die Ehre des Nachruhms zuzuerkennen. Wie lächerlich wäre solche Anmaßung, sie gehe auch aus von wem sie wolle! Die, deren Leben wir hier beschreiben, wählen wir nicht; sie zwingen uns dazu, ihnen den Platz zu gewähren durch ihre Größe, durch ihr Heldenthum, endlich durch den Segen den ihr Wirken über das Menschengeschlecht brachte und durch den Ruhm mit dem sie ihre Angehörigen im weitesten Sinne — ihre ganze Nation — umgaben.

Wir gedenken das Ganze nach vier wohlunterscheidbaren, wenn auch, der anmuthigen Abwechslung wegen, nicht strenge gesonderten Gruppen zu ordnen. Die eine soll jene Forscher, Denker, Weise und Helden in sich begreifen, die zuerst durch ihre Thaten unsere Nation zunächst mächtig werden ließen, bildeten, mit Kenntnissen bereicherten, erhellten und aufklärten, ihre sittliche Kraft erhoben und deren Wirken in umfassendster Weise segenreich wurde. Eine andere Gruppe schildert die großen und tugendhaften Herrscher, die im gleichen Sinne Thaten übten, die den Ruhm der Nation im Auge, für das Glück ihrer Völker, mit Aufopferung aller ihrer Kräfte unablässig bemüht waren. In der dritten Gruppe stoßen wir auf muthvolle, kluge Heerführer, die mit dem Schwert in der Hand in stürmischen Zeiten den Thaten der Andern den ausgiebigen Nachdruck ertheilten, und den Unternehmungen der Nation das Gedeihen sicherten und ihrem Namen Achtung und Geltung verschafften. Eine vierte Gruppe endlich ist von Männern ausgefüllt, die bloß friedliche Thaten

vollbrachten; es sind die Dichter und Künstler, die zu allen Zeiten unser Stolz und Ruhm waren und bleiben werden.

Diese spiegeln so eigentlich unser ursprünglichstes Wesen und Seyn im treuen, durchaus schönen Abbilde wieder. Sie besitzen vor allen Andern unsere innigste Liebe, während Jenen Bewunderung, Staunen vor ihrer Größe zu Theil wird. Sehr zahlreich sind die, welche zu solcher Huldigung uns auffordern; und nur gering ist der uns zugemessene Raum, wenn wir bedenken, daß sich das Leben und Wirken großer Männer nicht mit wenigen Worten abthun läßt. Selbst wenn man noch so wenig in's Umständliche eingehen wollte und sich nur mit Umrissen begnügte, so müssen diese doch immer fest und genau ausgeführt seyn, und um dieß zu können, hat man viele Blicke rück- und vorwärts zu thun, und Fäden zu suchen, um wechselsweise Beziehungen daran mit Sicherheit zu knüpfen. Die Kürze darf hier nicht den Werth des Gegebenen beeinträchtigen und der Würde des Gegenstandes nicht unangemessen erscheinen. Um nun daher den Geist unserer Aufgabe mit der Oekonomie des Raumes zu vereinbaren, blieb uns nichts Anderes übrig, als in der Wahl des Aufzunehmenden mit Umsicht und Strenge zu verfahren. Dieß war jedoch das Schwierigste des Unternehmens; denn mit gerechtem Stolz dürfen wir es bekennen, daß die großen und ruhmwürdigen Männer in unserm Vaterlande nicht karg gesät sind; daß wir auf den Feldern der Wissenschaft große Denker und Weise zählen, im Fache der Entdeckungen die wichtigsten unser nennen; daß wir unter unsern Fürsten auch Viele finden, die dem Menschengeschlechte voranleuchteten; daß unsere Kriege Helden in Menge sahen, und daß endlich unsere Dichter, Tonsetzer und Maler bis auf die neueste Zeit mit denen aller anderen Nationen auch der Menge nach kühn in die Schranken treten können.

Was hier aufgenommen werden konnte, waren mithin nicht nur die Hervorragendsten allein, sondern auch Diejenigen, deren Wirksamkeit am Weitesten und Dauerndsten sich verbreitet sah. Manches was hier nothgedrungen übergangen werden mußte, wird wohl in einem spätern Nachtrag seine Ergänzung finden können, oder in den geschichtlichen Werken dieser Bibliothek am geeigneten Platze anzutreffen seyn.

Trotz dieser uns gebotenen Maßnahme glauben wir dennoch hier nicht lückenhaft zu erscheinen.

Nichts ist aber wohl im Stande so das Herz zu erheben und das Gemüth zu ergötzen, als das Lesen dieser Lebensbeschreibungen, denn es bestärkt uns in dem Glauben an unser höchstes Eigenthum, an unsere eigene Kraft, die seit Jahrhunderten den deutschen Stammesgenossen inwohnt, sich in hundertfachen Gestaltungen Bahn brach, Luft machte und trotz der vielfältigsten Hindernisse und Hemmungen immer neue Sprossen treibt und sich stets verjüngt entfaltet. Wir dürfen hier nicht, wie manche andere Nation, die sich einst gleichen Ruhmes erfreute, die Blicke blos rückwärts lenken, auch die neuere Zeit, auch die Gegenwart findet unsern Heldensaal und Ehrentempel nicht geschlossen.

Es wäre überflüssig hier an kürzlich vorübergeschwundene Tage zu erinnern, oder Namen zu nennen, die aus Aller Mund wiedertönen, die in Aller Gedächtniß mit dem Feuer dankbarer, unauslöschlicher Erinnerung lodern. Es klänge seltsam, wollten wir hier die Männer aufzählen, die sich den Dank der Nation erwarben und denen wir noch, die Lebenden den Lebenden, in's treue Auge sehen, denen wir noch die feste Manneshand drücken können. Der Vaterlandsfreund darf nur um sich blicken und überall stößt er auf schöne, große, Achtung gebietende Bestrebungen in allen Feldern des Wissens, der Kunst, der Erfindungen, in allen Bereichen des Denkens und der Forschung, in den ernsten Kämpfen des politischen Lebens, in der Ausbildung des zeitgemäßen Fortschritts. Die goldene Zeit ist für uns noch nicht vorüber; Deutschland hat eine große, eine vielverheißende Zukunft, und ihm werden die Männer, die Helden nicht fehlen, sie glorreich auszufüllen.

Der Heldensaal und Ehrentempel ist noch nicht geschlossen und unser Buch wird und muß Fortsetzungen erleben!

Zu Baden im Großherzogthum.
Herbst. 1843.

August Lewald.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bonifacius,

Apostel der Deutschen.

Unter dem fortwährenden Sturm und Andrang der deutschen Völkerwanderung gegen das römische Reich hatten sich die Kaiser genöthigt gesehen, ihre Kriegsheere aus den äußersten Provinzen mehr und mehr nach Italien zurück zu ziehen. Im ersten Viertel des fünften Jahrhunderts nach Christus gaben sie auch Britannien auf, und überließen diese Insel ihrem Schicksale. Da drangen die bisher schon schwer zurückgehaltenen Picten und Scoten aus den nördlichen Gebirgen des Landes immer ungestümer ein; so daß die Bewohner des heutigen Englands sich nicht mehr zu helfen wußten, und die Sachsen aus dem Holsteinischen zu Hülfe riefen. Diese Retter aber unterjochten bald selbst das Land unter hartem Widerstande der einwohnenden Briten. Sie riefen immer neue Schaaren ihrer Landsleute herüber, und bildeten nach und nach sieben sächsische Königreiche neben einander. Mit den eingewanderten Sachsen verbreiteten sich in Britannien neue, deutsche Sitten und Gewohnheiten, neue Rechte und Gesetze, neue Sprache und Verfassung. Das Christenthum aber, das hier und in Irland schon sehr früh eingeführt worden war, zog sich vor dem Andrange der heidnischen Sachsen nach Wales und in die Gebirge Northumberlands zurück.

Hier und in Irland erhielt sich das ursprüngliche Christenthum in sehr einfacher Gestalt, ohne kirchlichen Prunk, aber mit lebendiger Frömmigkeit, und auch unter den Picten in

Schottland fand es Bekenner. Zwischen den zurückgedrängten Briten und den angelsächsischen Eroberern war aber der Haß zu frisch, die Feindseligkeit zu lebhaft, als daß diese heidnischen Deutschen das Christenthum von den unterdrückten Einwohnern hätten annehmen mögen. Erst gegen Ende des sechsten Jahrhunderts, bei Gelegenheit der Vermählung eines der sieben angelsächsischen Könige, Ethelberts, nämlich Königs von Kent, mit einer fränkischen Fürstin, geschah von Seite des Pabstes Gregor des Großen ein entscheidender Schritt zur Bekehrung der Sachsen in England. Vierzig Benedictiner gingen über den Kanal, und verkündigten dem Volke Christus und den Pabst Gregor. Bruder Augustin an ihrer Spitze ward zum Erzbischof von Canterbury eingesetzt. Von Kent aus verbreitete sich allmählich das Christenthum in den übrigen sechs Königreichen, und neben der altbritischen christlichen Kirche bildete sich die römisch-katholische aus.

Nicht gar ein Jahrhundert später, im Jahre 680, wurde zu Kirton, einem Städtchen der Grafschaft Devonshire, in einer vornehmen adlichen angelsächsischen Familie Winfried geboren. Schon in seinem sechsten Jahre wurde der kräftige Knabe in die Klosterschule zu Excester gegeben. Eine lebhafte Wißbegierde zeichnete ihn aus, und bald entwickelte sich auch ein beharrlicher Fleiß. Wolfard, der Abt des Klosters, nahm sich persönlich eines so vielversprechenden Kindes an.

Das Christenthum trieb hier noch in erster, frischer Saat, und die es anbauten, die Geistlichen, standen in großem Ansehen und Einfluß bei dem Volke. Ausgezeichnet durch Tugenden und gute Sitten, pflegten sie neben dem Kirchenthume auch die Wissenschaften, die bisher, besonders in den irländischen Klöstern, fortwährend eine stille Zuflucht gehabt hatten. Selbst unter den häufigen Fehden zwischen den sieben Königreichen nahm die Bildung der Geistlichen und selbst des Volkes einen ruhigen Fortgang, und gewann auf dieser Insel bald einen höhern Aufschwung, als in Italien und Frankreich.

In dieser bildenden Umgebung vernahm der junge Winfried die ersten Erzählungen von jenen heldenmüthigen Priestern, die ihr Vaterland und die Stille des Klosters verlassen hatten, um den heidnischen Völkerschaften den irdischen Segen und die ewigen Hoffnungen des Christenthums zu bringen. — Was konnte Herz und Einbildungskraft eines edeln Knaben in jener

frommen Zeit mehr erwecken und lebhafter beschäftigen, als solche Erzählungen von einem priesterlichen Heldenthume? Winfried faßte früh und tief den Gedanken eines ähnlichen Berufs, und ein Vorgefühl seiner apostolischen Bestimmung überkam ihn. Aber nicht bloß seine jugendlichen Träume waren dahin gerichtet: sein stetes Bestreben ging auf dieses Ziel hinaus; denn er lag unermüdlich den Studien ob, die ihn zu solchem Beruf erforderlich dünkten. Und bald sollte er auch Gelegenheit finden, die einem Missionar noch unentbehrlichere Beharrlichkeit zu üben. Um nämlich in eine höhere Bildungsanstalt überzugehen, mußte Winfried seinem Vater die Absichten entdecken, um derentwillen er eben eine höhere Bildung suchte. Der Vater aber hatte mit dem Jünglinge ganz andere Dinge vor, und bemühte sich, den Sohn für einen weltlichen Beruf zu gewinnen. Dieser Widerspruch, den Winfried an dem väterlichen Willen fand, erweckte ihm den ersten Kampf seines Lebens. Er bestand ihn glücklich: durch keine Vorstellungen und Versprechungen, durch keine Mahnung und Drohung ließ er sich von dem hohen Gedanken abbringen, der sein Herz durchglühte. Der Vater gab endlich nach, und Winfried bezog die höhere Schule im Benedictinerkloster zu Nuscella in der Grafschaft Southampton. Hier trieb er Sprachlehre, Dichtkunst und besonders theologische Studien. Mit dem lebhaftesten Eifer lag er der heiligen Schrift ob, die er mit gläubiger Seele durchdrang, und in sich aufnahm. Sein Eifer und Muth wuchs an den hohen Lehren empor, die er als Offenbarung der Gottheit unter den Heiden verbreiten wollte. Mit diesen Studien verband er die Uebungen der Selbstbeherrschung, der Enthaltsamkeit und der thätigen Liebe. Seine Stärke in der Schrift gewann dem Jüngling den ersten Ruf; indem aus andern Klöstern Mönche nach Nuscella kamen, nur um sich von Winfried über biblische Fragen belehren zu lassen. —

Unter diesen Vorübungen des Geistes und der Seele erreichte Winfried sein dreißigstes Jahr, und erhielt die Priesterweihe mit dem Ordensnamen Bonifacius. Mit der Salbung dieses zum Wohlthun berufenden Namens bestieg er nun auch die Kanzel, um jene Beredtsamkeit zu üben, die als das Schwert eines apostolischen Helden anzusehen ist, mit dem er das Heidenthum wilder Völkerstämme besiegen soll. Unter diesen Waffenübungen des Priesters stellte sich ihm aber eine

Verlockung entgegen, die um so verführerischer war, als sie aus seiner eignen Tüchtigkeit hervorging, und allen Reiz des Ehrgeizes hatte, der auf junge Männer so heftig wirkt, und wirklich auch eher Lob als Tadel verdient. Im westlichen England erhob sich nämlich in Kirchensachen ein bedeutender Streit, zu dessen Beilegung man eine Synode — eine engere Kirchenversammlung — berief. Die Sache sollte dem Erzbischof von Canterbury vorgelegt werden, und man suchte nach einem hierzu tüchtigen Manne. Die angesehensten Aebte erklärten sich für den Mönch Bonifacius. Dieser entledigte sich auch des Auftrags mit so viel Geschicklichkeit, daß er den Beifall der geistlichen und weltlichen Stände und selbst die Zufriedenheit des Königs Ina fand. Er wurde seitdem bei ähnlichen kirchlichen Versammlungen und Angelegenheiten wiederholt gebraucht. Allerdings gewann Bonifacius hierbei eine ihm später sehr nützliche Uebung und Geschicklichkeit für kirchliche Geschäfte; statt aber in diesem Beruf eine glänzende Laufbahn kirchlicher Wirksamkeit und Ehren in seinem Vaterlande zu erblicken, ward unter solchen zerstreuenden Geschäften der apostolische Drang, der ihn fernhin unter heidnische Völker trieb, nur desto lauter in seinem Innern. Er entdeckte sich endlich seinem Abte, und obgleich dieser höchst ungern einen so tüchtigen Lehrer der Klosterschule und eine solche Zierde seines Klosters verlor, so erkannte er doch, als sein Zuspruch keinen Eingang fand, die höhere Bestimmung des jungen Mannes, und entließ ihn endlich mit seinem Segen unter den frommen Wünschen der übrigen Klosterbrüder.

Es war im Jahre 715, als Bonifacius, in Begleitung einiger Mönche, sein Vaterland verließ. Er schiffte sich in London ein, und gelangte glücklich nach Friesland. Die Friesen, ein deutscher Volksstamm, bewohnten die Seeküste von der Schelde bis an die Elbe und Eider nebst den vorliegenden Inseln. Ihr König Radbot hatte seinen Sitz auf Helgoland. Auch unter den nach England übergesiedelten Stämmen waren Friesen.

Eine zweifache Sehnsucht lebte im Gemüthe der Angelsachsen: ein Drang nach der alten Heimath ihrer nach England übergesiedelten Väter, und eine fromme Begeisterung, das kostbarste Gut, das ihnen in der neueroberten Heimath

zu Theil geworden war, das Christenthum nämlich, in die noch glaubensfinstern Länder ihrer Abstammung überzutragen. Die Enkel jener ausgewanderten Schaaren fühlten sich, so zu sagen, getrieben, das noch rückständige Abzugsgeld ihrer Vorväter in einem unschätzbaren Betrage zu entrichten. Daher die vielen frommen Prediger des Evangeliums, die vor und nach Bonifazius, von unwiderstehlichem Verlangen getrieben, als Heidenbekehrer nach Norddeutschland kamen.

Gerade nach Friesland lockte den Mönch Bonifacius besonders auch der berühmte Name Willibrowd's, des dortigen Missionars, unter dessen Leitung er seinen großen Beruf antreten wollte. Hier gerieth er aber in kriegerische Unruhen. Radbot, der heidnische König von Friesland, benutzte zur Wiedereroberung seiner früher an die fränkische Monarchie verlorenen Provinzen die gute Gelegenheit, da die Franken innerlich uneinig waren. Es gelang ihm, den Hausmaier (Herzog-Minister) der Frankenkönige, den nachmals so berühmten Karl Martell, auf's Haupt zu schlagen, und die verlorenen Provinzen wieder an sich zu reißen. In diesen Ländern war unter fränkischer Herrschaft das Christenthum eingeführt worden. König Radbot suchte es wieder auszutilgen, verfolgte mit Härte die Prediger desselben, und stellte sein geliebtes Heidenthum wieder her. So ward auch der junge Missionar Bonifacius vertrieben. Er kehrte von seinem ersten verunglückten Unternehmen bald wieder nach England zurück.

Hätte ihn, außer diesem abschreckenden Mißlingen noch eine hinzukommende Verlockung von seinem Beruf abwendig machen können: so war es die Würde als Abt seines Klosters, die man ihm nach dem bald auf seine Rückkehr erfolgten Tode Winberts, auf schmeichelhafte Weise antrug. Aber er lehnte sie ab, und schlug einen andern Bruder für dieselbe vor. Unentmuthigt, unverleidet, wie er seine große Lebensaufgabe fest vor Augen hielt, sah er doch ein, daß er zu seiner Entschlossenheit auch des Rathes bedurfte. Er suchte diesen bei seinem Bischofe Daniel zu Winchester, einem durch Einsicht und Weltverstand ausgezeichneten Manne. — Solche Männer erkannten damals schon, wie nothwendig in den kämpfenden Zeitbestrebungen, zumal für sinnliche, leidenschaftliche Völker, eine große, geistige Macht sei, um die Rohheit der Welteroberer zu bändigen und zu lenken, und das sinnliche Trachten der Welt

durch ewige Gedanken zu beherrschen. Eine solche Macht hatte man am Christenthume, sobald es nur für so unentwickelte Nationen mit einer sichtbaren, sinnlichen Gewalt bekleidet wäre. Ein Oberhaupt solcher geistigen Weltmacht war am Bischof in Rom gegeben. Dieser hatte sich damals schon durch das Ansehen der Stadt Rom und durch andere Vortheile seiner Stellung den ersten Platz unter den vielen Bischöfen, besonders der abendländischen Christen, errungen, und ward auch in den meisten Ländern als sichtbares Oberhaupt der Kirche anerkannt. Seiner Fürsorge dankte überdieß das angelsächsische Volk die Bekehrung zum Christenthum. Aus diesen und andern Rücksichten rieth der weltkluge Bischof Daniel, vor Allem mit Rom anzuknüpfen. Bonifacius sollte sich zuförderst der päbstlichen Genehmigung seines Unternehmens und des höchsten Schutzes für dasselbe versichern. Und so trat, mit Empfehlungsbriefen an den Pabst Gregor II und an geistliche und weltliche Große versehen, Bonifacius die Reise nach Rom an, wo er im Frühjahre 718 glücklich eintraf.

Freundlich aufgenommen und vielfältig geprüft, erhielt der bekehrungseifrige junge Mann Winke, Belehrung und Anweisung für seinen Beruf. Vor Allem ward es ihm zur Pflicht gemacht, bei Ausbreitung des Christenthums sich an die römisch-kirchliche Auslegung der Schrift zu halten, und die neuen christlichen Gemeinden, unter Einführung der von Rom getroffenen kirchlichen Anordnungen, der geistlichen Oberherrschaft Roms zu unterwerfen.

Nachdem Bonifacius dieß feierlich gelobt hatte, schied er mit des Pabstes Vollmachtbrief vom 15 Mai 718 von Rom nach dem heidnischen Deutschland.

In Baiern fand Bonifacius viel Bekenner des Christenthums. Er ermunterte sie zur Beharrlichkeit in ihrem Glauben, und zog weiter nach Thüringen. Dorthin war Bonifacius, wie es scheint, von Rom besonders hingewiesen worden. Denn hier war das seit dem fünften Jahrhunderte angebaute Christenthum durch die wiederkehrenden Einfälle der Sachsen und Slaven einer fortwährenden Zerstörung ausgesetzt; die Geistlichkeit aber, die es aufrecht zu erhalten berufen war, hatte sich einem weltlichen und sittenlosen Leben überlassen, — um nichts weniger als um Förderung des Christenthums bekümmert. Hier also hatte Bonifacius nicht nur das heidnische Volk, sondern

auch die christlichen Priester zu bekehren, — hier zu erschüttern, dort zu rühren, hier von der Welt abzulenken, dort nach dem Himmel aufzurichten.

Von da reiste Bonifacius nach dem fränkischen Reich. Unterwegs erfuhr er den Tod des friesischen Königs Radbot und die Wiedereroberung Frieslands durch den fränkischen Herzog Karl Martell. Er wendete sich daher wieder nach Friesland zu Willebrowd, Bischof von Utrecht. — Die Friesen schienen ihm doch besonders am Herzen zu liegen. Er brachte drei Jahre unter ihnen zu. Sein Eifer, seine Ausdauer hatten die größten Erfolge für Verbreitung des Christenthums; Willebrowd erkannte dieß auch an, und wollte seinen Landsmann mit Verleihung der Bischofswürde bei sich behalten. Hochachtung und Liebe eines so verehrten Mannes bereiteten dem jungen Mönche einen neuen Kampf. Bonifacius bestand ihn: er lehnte die ihm angebotene Würde und den Antrag zu bleiben ab, und machte sich wieder zur Verfolgung seines apostolischen Berufs auf den Weg nach dem innern Deutschlande.

Mit dem Bewußtseyn und dem frischen Muth seiner bisherigen guten Erfolge kam er nach Hessen. Hier fand er eine neue Aufgabe vor. Früher verbreitete Begriffe und Vorstellungen des Christenthums hatten sich wieder mit heidnischen Ansichten und Gebräuchen vermischt. Man betete bald zum Kreuze, bald zu altgeheiligten Bäumen; sang Loblieder auf Christus und Bardite zu den heidnischen Gottheiten. Bonifacius hatte mithin zu läutern, zu berichtigen, den Kreis christlicher Vorstellungen und Lehren zu erweitern, zu befestigen. Er war glücklich in seinen Bemühungen. Zwei Brüder, Detdic und Dierolf, Besitzer im heutigen Amöneburg, nahmen das Christenthum an; ihnen folgten ihre Untersassen. Die neue Anpflanzung zu hüten und zu heben, stiftete Bonifacins ein Kloster zu Amöneburg, und ließ in demselben einige seiner Begleiter, Benedictinermönche, zurück.

Von da wendete er sich den Wildnissen zu, in welche noch kein Strahl des Christenthums gedrungen war. Dem muthigen, beredten Manne gelang es, den Glauben des Volkes von Wuotan, dem Vater der Helden und Könige, auf den Christengott, den Vater aller Menschen zu lenken. Die Lehre von dem menschgewordenen Gott und vom ewigen Himmel der an ihn Glaubenden, ergriff die Herzen der ungeschlachten Bewohner.

Tausende — wird berichtet — fielen dem Christenthume zu. Und war es, begreiflicher Weise, nicht sogleich auch ein vollständiger, ausgebildeter Glaube, so lagen doch nun die ersten rohen Schollen des umgerodeten Heidenthums mit eingestreutem Samen der christlichen Begriffe dem Einfluß des neuen Lichtes ausgesetzt da.

Ueber seine bisherigen guten Erfolge nach Rom zu berichten, sah Bonifacius für eine Pflicht an. Vielleicht bedurfte sein Herz auch der Anerkennung seines höchsten Obern, — eine Belohnung, die auch der Mann des uneigennützigsten Eifers nicht gern entbehrt. — Aus diesem Bericht erkannte man in Rom die Bedeutung und Wichtigkeit des Glaubensboten, den man zur Ausbreitung des Christenthums unter den deutschen Völkern bevollmächtigt hatte. Der so glückliche, als heilige Eifer eines unermüdlichen Mannes war eine Macht, deren man sich vor Allem auch für das kirchliche Interesse Roms zu versichern suchte, zumal solche in einem fremden, von Rom noch unabhängigen Lande wirkte, wie das damalige Deutschland war. Bonifacius ward also nach Rom berufen. Die Befestigung ihres Einflusses schien den Römern so wichtig, daß es ihnen nicht darauf ankam, ob das Christenthum selbst inzwischen etwa Gefahr leiden könnte.

So wichtig des Bonifacius Aufenthalt in Deutschland für das Christenthum war, so schwankte der Berufene doch nicht, dem Befehle des Pabstes, ohne Prüfung, zu folgen, und trat mit einigen Geistlichen im Herbste 723 die weite und damals nicht wenig beschwerliche Reise nach Rom an.

Der Pabst Gregor empfing ihn mit schmeichelhafter Herablassung, und forderte ein umständliches Glaubensbekenntniß von ihm. Dieses fiel in schriftlicher Abfassung so sehr zur Zufriedenheit des heiligen Vaters aus, daß dem so eifrigen und treugesinnten Missionar die Bischofswürde verliehen ward. Beim Empfang dieser Weihe legte Bonifacius einen schriftlichen Eid ab, in welchem er sich bei dem ewigen Gericht Gottes verpflichtete, dem römischen Bischofe als Oberhaupt der Kirche stets treu und hülfreich zu seyn, sich von allen, den römischen Verordnungen entgegen Handelnden zu trennen, sie zu bekämpfen und in Rom anzuzeigen. — Um diesen Eid recht bindend zu machen, ward er mit Anrufung Gottes und mit über den Leichnam des Apostels Petrus gehaltner Hand ge-

leistet. — Hierauf schied Bonifacius mit gemessenen Verordnungen und Anweisungen für sein Bekehrungsgeschäft, aber auch mit Empfehlungsbriefen an Karl Martell und andere weltliche und geistliche Herren am fränkischen Hofe.

Hier am Hof, und überhaupt im fränkischen Reiche fand Bonifacius Religion und Kirche in keinem sehr erfreulichen Zustande. Die Geistlichkeit war ganz verweltlicht, und verwilderte in Unwissenheit und Abhängigkeit von den weltlichen Großen. Die Bischöfe wurden in der Regel aus dem Gefolge des Königs genommen, erschmeichelten oder erkauften ihre Würde und Einkünfte, um dann bei Gelagen, auf Jagden und in Genüssen aller Art mit den weltlichen Herren brüderschaftlich zu wetteifern. Die untergeordneten Kleriker, aus den niedrigsten Volksklassen stammend, roh, ungebildet, unwissend, waren streng abhängig von ihren Bischöfen, an deren Lebenswandel sie eben kein erbauliches Vorbild hatten. Natürlich, daß von einer solchen Priesterschaft keine rechte Belehrung und Bildung des Volkes, keine ächte, christliche Religiosität ausgehen konnte. Das Höchste, was hier die Kirche erreichte, bestand darin, daß sie ein ungeschlachtes, naturkräftiges, sinnlich-leidenschaftliches Volk mit geheimnißvollem Gepräng, durch Weihen und Wundergeschichten in Furcht vor dem Ewigen erhielt. War nun das Christenthum, eine Religion des Geistes, herniedergekommen, um die alten Völker von solchen eigentlich heidnischen Aeußerlichkeiten zu erlösen: so mußte es, um auf diese jungen Völker nur irgend wirken zu können, ein solches, ihm ganz unangemessenes Gewand annehmen, damals in der Absicht, dereinst es wieder abzulegen, und sich äußerlich zu reformiren. — Der Unterricht, der im fränkischen Reiche dem Volk ertheilt wurde, beschränkte sich darauf, daß man das Glaubensbekenntniß und das Vaterunser herzusagen lehrte, zur Mildthätigkeit gegen den Nebenmenschen ermahnte, und besonders die der Kirche gebührenden Zehnten und Opfer einschärfte. Wo nun so rohe Begriffe den rohen Leidenschaften begegneten, kam es oft genug vor, daß Mörder ihren Trost bei Messen, — Meineidige ihr Heil bei Reliquien suchten, und ein wilder Aberglaube an die Stelle eines edeln Glaubens trat.

Um einer solchen Entartung des Christenthums abzuhelfen, konnte Bonifacius für dießmal nicht lange genug verweilen. Mit einem Schutzbrief an alle fränkische Bischöfe und Reichsbeamten versehen, eilte er vor Allem wieder nach Hessen, wo in der That während seiner Abwesenheit im römischen Interesse, das deutsche Christenthum wieder gänzlich in Verfall gekommen war. Das Volk hatte sich auf's Neue dem Heidenthum zngewendet. Im Schauer seiner großen Waldungen war es wieder von der Andacht zu den alten Göttern angeweht worden, die man nicht in Gebäuden, sondern in heiligen Hainen zu verehren pflegte. An gewaltigen Eichbäumen, die so gern vom Blitze getroffen werden, betete man zu Thunar, dem donnernden Gott, der diesen Baum liebte. — Eine solche heilige Eiche von außerordentlicher Größe stand beim Dorfe Geismar in Hessen; hier versammelte sich das Volk zu Gebet und Opfer. Um diesen Glauben an Thunar recht erschütternd auszurotten, entschloß sich Bonifacius, diese Eiche Angesichts der Betenden nieder zu hauen, um so die Ohnmacht des heidnischen Gottes recht augenfällig darzuthun. So geschah es wirklich. Nach einer, die Menge tief ergreifenden Predigt, hieb der muthige Mann die Eiche um. Vergebens erwartete das entrüstete Volk einen Racheblitz des Himmels, bekannte sich dann aber in Schaaren zum allmächtigen Christengott, und betete zu dem aufgepflanzten Kreuz. Man war dabei von zu schlichter und ehrfurchtsvoller Gesinnung, um mit diesem Sinnbild einen ähnlichen Versuch zu machen, wie der Missionar mit der Eiche gethan hatte; sonst würde es denn wohl, bei ebenfalls ausbleibender Rache des Himmels, leicht auch wieder an der Macht des Christengottes irre geworden seyn. Bonifacius baute hier eine Kapelle zu Ehren des Apostels Petrus, und leitete die Einwohner zum Anbau des Bodens, zu bessern Genüssen und milderer Lebensweise an. Somit gewann er den rechten Boden für reinere Begriffe und edle Gesinnung.

Von da reiste Bonifacius in die Gegend des Harzes und nach Thüringen. — Hatte er in Hessen gegen den Rückfall des Volkes in das Heidenthum zu kämpfen gehabt: so fand er in Thüringen sogar die christlichen Priester zum Dienste des Heidenthums verirrt. Eigentlich war es nicht einmal ein Irrthum zu nennen, sondern eine schändliche Habgier und Ge-

wissenlosigkeit; denn diese Geistlichen opferten einmal den heidnischen Göttern, und tauften ein anderes Mal christlich, wie man es gerade verlangen und bezahlen mochte. Bonifacius eifert in seinem Bericht an den Pabst „über die schmählichen Begriffe dieser Priester, die sogar glaubten, Mord und Ehebruch thäten ihrer priesterlichen Weihe keinen Eintrag.“ Predigend und taufend durchwanderte Bonifacius das Land. Sein Eifer, sein gewaltiges Wort ergriffen das Volk; seine lebensgewandte Kühnheit und die vom fränkischen Hof mitgebrachten Empfehlungen verschafften ihm bei den thüringischen Vornehmen und Großen Eingang und Vertrauen. Manche derselben bewilligten ihm aus ihren Besitzungen Grundstücke zur Errichtung von Kapellen und Anlegung von Klöstern. —

So griff die Arbeit christlichen Schaffens in unserem heidnischen Deutschland immer weiter um sich. Bonifacius suchte mithelfende Kräfte an sich zu ziehen. Die nächste Hülfe hätte freilich aus der fränkischen Geistlichkeit kommen sollen: diese war aber theils zu schlaff und genußsüchtig für einen, so viel Muth und Entsagung fordernden Beruf, theils um der fränkischen Eroberungssucht willen unter den deutschen Völkerschaften zu verhaßt, als daß sie segensreich hätte wirken können. Daher wendete sich Bonifacius nach seiner Heimath, nach England. Von da erhielt er denn auch Geld, Bücher, Werkzeuge und Mittel aller Art zur Verbreitung religiöser und bürgerlicher Kultur. Bald folgten auch entschlossene, begeisterte junge Mönche nach, — Lullus, Willibald, Wigbert, Burkard und Andere. Ja selbst Jungfrauen kamen als Lehrerinnen herüber, wie Chunehilde, des Lullus Schwester, Thekla, Lioba, Chunitrud, die sich nach und nach als Vorsteherinnen weiblicher Anstalten in Thüringen, Franken und Baiern vertheilten. Bonifacius rechnete dabei auf die hohe Verehrung, die unter den Deutschen gegen die Frauen, als höher begabten Wesen, herrschte.

Inzwischen war Gregor II gestorben und Gregor III hatte den päbstlichen Stuhl bestiegen. Bonifacius eilte, in einem Bericht über den Fortgang der deutschen Kirche auch dem neuen Kirchenhaupte Treue und Unterwürfigkeit zu geloben. Er erhielt darauf die erzbischöfliche Würde und Macht für Deutschland mit dem Zeichen derselben, dem P a l l i u m. Dieser Schmuck, ein weißwollener Kragen mit zwei rothbekreuzten

Zipfeln auf Brust und Rücken, ward vom Pabste zum Zeichen seiner kirchlichen Obermacht verliehen, und bildete in spätern Zeiten eine Quelle der päbstlichen Einkünfte, da er oft mit 30,000 Gulden bezahlt wurde. Doch schon zu Bonifacius Lebzeit fing diese Quelle an, flüssig zu werden; so daß dieser eifrige Mann dem Pabste Zacharias sein Mißfallen darüber äußerte, daß diese hohe Würde gegen Bezahlung ertheilt werde. —

Die Macht und das Vertrauen, die unserm nun erzbischöflichen Prediger mit dem Pallium verliehen waren, fanden bald auch Gelegenheit, sich zu bethätigen. Bonifacius besuchte im Jahre 736 Baiern, und entsetzte dort einen in hohem Ansehen stehenden Geistlichen, Namens Ariowulf, weil derselbe in seinen Lehren von den römischen Bestimmungen abwich, und sich den ihm von Bonifacius ertheilten päbstlichen Vorschriften nicht unterwerfen wollte. — Ueberhaupt verfuhr Bonifacius mit demselben unbedingten Eifer, mit welchem er das römisch-katholische Christenthum verbreitete, auch gegen alle, selbst die frömmsten und geistvollsten Priester, die in ihren Ansichten und Lehren irgend von den römischen Bestimmungen abwichen. Außer diesem Ariowulf und zwei andern Baiern, Adelbert und Clemens, die er entsetzte und in's Gefängniß werfen ließ, werden noch Dortwin, Berthar, Tanbrecht und Hunred genannt, die Bonifacius in Thüringen als Ketzer verdammte. Ja mit dem geistig ausgezeichnetsten Manne seiner Zeit, dem Bischof Vigilius von Salzburg, kam er in Widerspruch. Dieser Mann, — durch friedliche Bekehrung der Slaven in den kärnthner und krainer Gebirgen, um das Christenthum sehr verdient, war unzufrieden über den Gebrauch der lateinischen Sprache beim Gottesdienst; indem die unwissenden Geistlichen sogar die lateinische Taufformel in wahren Unsinn verkehrten. Bonifacius aber gab nicht nach, sondern erklärte, daß die Sinnlosigkeit des Gesprochenen nichts schade, da der Glaube blind sein müsse. Derselbe Vigilius hatte für seine Zeit ungewöhnlich und andere astronomischen Kenntnisse; er behauptete z. B. ganz richtig, daß es Gegenfüßler gebe, und wurde deßhalb von Bonifacius und dem Pabste als Zauberer verschrien. —

Es hat zu allen christlichen Zeiten geistvolle Männer gegeben, denen die christliche Freiheit des Forschens und persönlicher Ueberzeugung im Glauben so wie die Sebstbestimmung

im Handeln, über Alles ging, und eines ächten, geistig-lebendigen Christen würdiger erschien, als blinde Unterwerfung in die Glaubens- und Lebensvorschriften Anderer. Eifrige Männer aber, wie Bonifacius, sahen hierin nur Unrecht und Gefahr für Religion und Kirche, weil freilich die große Masse der Menschen nicht gemacht ist, die Wahrheit selbst zu erforschen und zum Rechten sich selbst zu bestimmen. Und in jenem Jahrhunderte, da Bonifacius in Deutschland wirkte und das Volk noch roh, die Geistlichkeit selbst ungebildet war, that allerdings nichts nöthiger, als strenge und festgehaltene Einheit in der Religionslehre und Kirchenordnung, an welcher allein die brutale Sinnlichkeit der Völker eine geistige Uebermacht, und die langsam aufkeimende Bildung der neuen Zeit eine Stütze finden konnten. Diese rettende, der Zeit und Zukunft heilsame Einheit erkannte Bonifacius in der von Rom ausgehenden Kirchenordnung. Diese war ihm ein Reich Gottes auf Erden unter einem sichtbaren Stellvertreter der Gottheit. Zu dieser hohen Bestimmung für sein Jahrhundert erschien Bonifacius von der Vorsehung dadurch ausgerüstet, daß ihm an Eifer der Seele so viel mehr verliehen war, als ihm an umfassender Kraft des Geistes fehlte. Geist und hohe Einsichten lähmen gar oft oder zertheilen wenigstens zu sehr das Handeln; ungetheiltes, nach einem Ziel gerichtetes Handeln aber macht den Helden aus, wie jene Zeit ihn bedurfte und an Bonifacius erhielt.

Dieß große Anliegen seiner Seele trieb Bonifacius zum dritten Mal nach Rom. Er wollte sich über das eigentliche Bedürfniß der Welt und der Kirche mit dem heiligen Vater unmittelbar und umständlich berathen. Sein dießmaliger Aufenthalt in Rom dauerte fast ein Jahr. Um seinetwillen wurde eine Kirchenversammlung gehalten. Bonifacius selbst genoß während dessen all' das Ansehen, das man in Rom einem so brauchbaren und ergebenen Manne schuldig zu seyn glaubte. — Die Ergebnisse der in Rom statt gefundenen Berathungen zeigten sich nach der Rückkehr Bonifacius in den Anordnungen und Unternehmungen desselben, die alle darauf abzielten, die römische Kirchengewalt in Deutschland mehr und mehr zu begründen und eine durchgreifende Uebereinstimmung der Lehre, Gebräuche und Zucht nach römischen Vorschriften zu bewirken. Bei diesen Anordnungen erfuhr Bonifacius Widerspruch

genug in Deutschland. Die meisten Geistlichen, besonders in Baiern, fanden es viel annehmlicher, unabhängig von Rom, im Verkehr mit den weltlichen Herren, ein wildes genußvolles Leben zu führen, und es mit Studien und Seelsorge nicht so genau zu nehmen. Aber auch an frommen und einsichtsvollen Männern fehlte es nicht, die in dem Bestreben Roms die alte römische Herrschsucht, nur auf einem neuen Gebiete, erkennen wollten — eine Gewalt, die früh oder spät zur Unterdrückung ausschlagen müsse, und der weder der einzelne, durch das Evangelium erlöste Christ, noch irgend ein, zu eigener Entwickelung berufenes Volk seine Unabhängigkeit opfern dürfe.

Wenn Bonifacius eine solche durch die Zukunft freilich gerechtfertigte Besorgniß selber nicht begriff, sondern nur seinem Eifer für die Noth des Augenblicks folgte: so war es jedenfalls ein reiner, aus lebendiger Ueberzeugung stammender Eifer; was daraus hervorgeht, daß der apostolische Mann selbst Rom und den Pabst nicht schonte, wenn es das religiöse und kirchliche Interesse betraf. So that er, nach Gregors III. Tode gegen den auf ihn gefolgten Pabst Zacharias. In seinem Beglückwünschungsschreiben bemerkte er nämlich, daß verschiedene aus Rom zurückgekehrte Franken und Baiern dort ein gar ärgerliches Unwesen bemerkt haben wollen. Bischöfe und Presbyter scheuten sich nicht, ungeachtet ihres sündlichen Umgangs mit Weibern geistliche Verrichtungen vorzunehmen; auch wären, sogar nächst der Peterskirche, Amulette und dergleichen abergläubige Sachen verkauft worden. Welch' ein Eindruck solche Nachrichten wohl auf das zur Unsittlichkeit und zum Aberglauben geneigte Volk in Deutschland machen müsse!

An diesem edlen Eifer erkennen wir einen Mann, über dessen Parteinahme, wenn er zur Zeit späterer Mißbräuche, etwa bei dem Ausbruch der Reformation, gelebt hätte, gar kein Zweifel übrig zu bleiben scheint.

Bonifacius bedurfte seines ganzen Muthes, seiner Ausdauer, seines freien edlen Zornes, um die von ihm ergriffenen Anordnungen durchzusetzen. Aber auch sein persönliches Ansehen und seine Tugenden, so wie die Achtung fürstlicher Personen unterstützten ihn dabei gegen die widerwillige deutsche Geistlichkeit, die damals eben so ungern unter die römische Obergewalt kommen wollte, als sie jetzt aus derselben zu

kommen verlangt. Die nachdrücklichste Unterstützung fand Bonifacius an der weltlichen Macht Karlmanns, der mit seinem Bruder Pipin, seinem inzwischen verstorbenen Vater Karl Martell in der Verwaltung des fränkischen Reiches gefolgt war. Karlmann schrieb eine deutsche Kirchenversammlung aus, auf welcher zur Befestigung eines reinen Kirchenwesens und zur Abstellung geistlicher Unordnungen jener Zeit nachdrückliche Beschlüsse gefaßt wurden.

Um solche kirchliche Anordnungen, und an diesen Stützen das junge Christenthum selbst, mehr und mehr zu befestigen, suchte Bonifacius vor Allem, woran es so sehr fehlte, tüchtige Geistliche zu bilden, und zu dem Ende an schicklichen Orten Klöster zu gründen. Klöster, nicht für müßige Andachtsübungen und bequemes Wohlleben, sondern als Priesterschulen, als Anstalten für wissenschaftlichen Betrieb, als Werkstätten für Gewerbe und Künste, ja als Musterwirthschaften für Ackerbau und Bodenkultur. Andacht und Arbeit sollten schwesterlich verbunden seyn; um des Volkes irdische, wie ewige Wohlfahrt zu begründen.

Ein solches Hauptkloster an der Scheidemark verschiedener deutscher Stämme und doch gesichert vor den zerstörenden Anfällen der Sachsen anzulegen, beauftragte Bonifacius einen Lieblingszögling aus dem Kloster zu Fritzlar, den aus einer vornehmen bairischen Familie stammenden Mönch Sturmius mit der Aufsuchung eines schicklichen Platzes. Mit unsäglicher Mühe, in wiederholten Versuchen kämpfte sich der junge Mann durch den endlosen Buchenwald, wo er nur wildes Gethier, scheues Gevögel und ungeheure Bäume antraf. Endlich kam er an eine Stelle des Flußes Fulda, wo jetzt die Stadt gleichen Namens steht, — eine Gegend, die ihm für das Vorhaben seines hohen Meisters geeignet schien. Bonifacius genehmigte auf den Bericht des zurückgekehrten Mönches den Platz, und Herzog Karlmann schenkte ein hinreichendes Stück Land zur Anlegung des Klosters. Der Anbau desselben und des Bodens umher begann im Jahre 744. Durch die fromme Thätigkeit anspruchloser Mönche, durch Privilegien des Pabstes, durch Geschenke reicher Grundherren, durch Vermächtnisse

aus Nah und Fern wuchs die Stiftung zu Ansehen und Vermögen. Sturmius wurde der erste Abt, die Gegend immer weiter umher angebaut; die Stadt Fulda entstand früh hier am Straßenzuge nach Mainz; die Klosterschule gewann einen Namen und durch den Lehrer und fünften Abt Rahban — den berühmtesten Gelehrten seiner Zeit — einen außerordentlichen Ruf, welcher Zöglinge aus den ersten Familien Deutschlands, ja aus Italien, Gallien und England herbeizog. Große Gelehrte, ausgezeichnete Aebte und Bischöfe gingen aus dieser Anstalt hervor. Die Aebte von Fulda erwarben eine höhere Stellung; sie wurden später gefürstet, sie wurden zu Bischöfen erhoben, und Regenten eines ansehnlichen Fürstenthums.

Bonifacius, der diese schöne Zukunft seiner neuen Anstalt zu ahnen schien, sah Fulda für sein Lieblingsstift an, wo er von Zeit zu Zeit von seinen Anstrengungen ausruhte, und wohin er nach seinem Tode die irdischen Reste gebracht haben wollte.

Aus dieser Einsamkeit des weiten Buchenwaldes, wo jetzt zwischen dem geistlichen Stundengesange die lichtende Axt der Mönche an den Bäumen, ihre Rodhaue im Urboden erklang, kommen wir auf den Höhepunkt der Wirksamkeit, des Ruhmes und Einflusses unseres deutschen Apostels.

In demselben Jahr, in welchem Bonifacius seine künftige Grabstätte gründete, ward auf seinen Antrag bei der Kirchenversammlung zu Soissons der Mainzer Bischof Gewilieb, wegen persönlich an dem Mörder seines Vaters genommener Blutrache und wegen leidenschaftlicher Beschäftigung mit Jagdhunden und Falken, seines Bisthums entsetzt, und Bonifacius erhielt in Mainz einen erzbischöflichen Sitz über die Bisthümer Utrecht, Lüttich, Köln, Worms und Speier. Von hier trat er den beiden fränkischen Herzogen und Reichsverwaltern Karlman und Pipin näher, um mit Hülfe der weltlichen Macht seine großen Absichten zur Ausbreitung des Christenthums, zur Begründung der kirchlichen Herrschaft Roms, und zur Kultivirung Deutschlands, desto umfassender und nachdrücklicher zu erreichen. So kam der eifrige Apostel unversehens auf den Boden der Politik, — der Staatsklugheit. Da fügte es sich denn bedeutsam genug, daß Bonifacius, mitten in seinem reinkirchlichen Bestreben, — indem er einen Verband des Kirchenwesens und der Geistlichkeit mit Rom zu schaffen suchte

— zu einer Handlung geführt ward, die als Vorbild der künftigen weltlichen Ansprüche Roms angesehen werden kann. Er begründete eine Gewohnheit, die in späterer Zeit große Verwirrungen und Kämpfe in Deutschland und Lebensfragen für Staat und bürgerliche Freiheit herbeiführte. Die Sache war folgende.

Von den beiden Brüdern Karlmann und Pipin, die unter dem geistesschwachen Könige Childerich, unter dem Namen der Hausmaier, die eigentlichen Regenten waren, wurde Karlman von dem frommen Geiste seiner Zeit ergriffen. Er entsagte der Mitverwaltung seines Reiches, beschenkte die Kirche mit ansehnlichen Gütern, zog nach Rom, ließ sich zum Priester weihen, und stiftete auf dem Berge Soracte ein Kloster, wo er mit anderen Mönchen zurückgezogen lebte. Pipin, herrschsüchtiger und herrschensgewaltiger, sah diesen Schritt gern, und bereitete nun, was schon sein Vater Karl Martell im Sinne gehabt, die Thronentsetzung Childerichs und seine eigene Krönung vor. Ein solcher Schritt konnte aber unter den Augen der Nation nur mit großer Vorsicht und Behutsamkeit geschehen. Pipin suchte ihn im Lichtkreise der Kirche und im heiligen Schein der Religion auszuführen. Er zog daher den Erzbischof Bonifacius zu Rath und in sein Interesse, — einen Mann, der ihm schon vielfach zu Danke verpflichtet und als Vermittler zwischen Rom und dem fränkischen Reiche von Einflusse war. Bonifacius erblickte in diesem Vorhaben Pipins alle die Vortheile, die der deutschen Kirche Roms daraus erwachsen könnten. Er lieh daher der Absicht des Herzogs seine ganze Thätigkeit. Nachdem die Sache im Stillen reif, und die Gemüther des Volkes auf einen solchen Schritt klüglich vorbereitet waren, wurde Pipins Hofkaplan, Abt Fulrad, mit dem würzburger Bischof Burkard nach Rom abgeordnet, um dem heiligen Vater die Frage vorzulegen, — wer wohl der eigentliche König sey, derjenige, der bisher den N a m e n geführt, oder jener, der die Macht und Last der Herrschaft getragen habe?

Der Pabst Zacharias erklärte auf diese Anfrage, — er halte es für besser, daß derjenige, der bisher die Macht und Sorgen eines Königs gehabt habe, fortan auch den Namen und die Würde eines Königs dazu nehme.

Auf diesen Ausspruch des heiligen Vaters erklärte die Reichsversammlung zu Soissons den geistesschwachen Childerich für

unwürdig des Throns. Er und sein Sohn mußten in ein Kloster wandern, und Pipin ward zum Könige erwählt. Die Großen des Reiches huldigten ihm, und der als Heidenbekehrer aus England herüber gekommene Bonifacius salbte den Begründer des karolingischen Herrscherstammes öffentlich und feierlich.

Seitdem ward es üblicher, daß Herrschende von hohen Priestern oder vom Pabste selbst gekrönt wurden. Die Päbste lernten bald genug, dieser Handlung den Anschein einer vom Himmel durch ihre Hand verliehenen Gnade zu geben. Sie knüpften zugleich an diesen geistlichen Dienst die unbedingtesten Ansprüche auf ein Ansehen und eine Macht über den Herrschenden selbst. — Jede Sehnsucht des Irdischen nach Oben, das Verlangen des Menschen nach einer religiösen Weihe, nach einem höheren Segen für irdische Handlungen ist gewiß unbedingt zu billigen und entspricht dem demüthigen Glauben an ein höheres Walten auf Erden. Daß aber diejenigen, die solche Weihe zu ertheilen berufen sind, dafür irdische Vorrechte und Güter verlangen, muß — jener Richtung entgegengesetzt — als eine Herabwürdigung des Höhern erscheinen, und entspricht gewiß dem Ausspruche des göttlichen Meisters nicht, daß sein Reich nicht von dieser Welt sey.

Von diesem Glanzpunkte der Weltwirksamkeit stieg nun Bonifacius rasch dem Ziele seines Lebens entgegen. Schon bedurfte er öftern Ausruhens seiner, von innerem Eifer und äußerlicher Unruhe leicht erschöpften Lebenskraft. Er betrieb daher sehr die Ernennung eines ihm wünschenswerthen, in seine Absichten eingehenden, seinen Fußstapfen nachtretenden Priesters zu seinem Nachfolger auf dem Mainzer Stuhle. Er hatte seinen Zögling und Landsmann Lullus im Auge. Der Pabst war aber früher auf diesen Vorschlag nicht eingegangen. Bonifacius betrieb also dieß sein Anliegen durch Pipins Hofkaplan bei dem Könige. Er erhielt des Königs Genehmigung, und dann auch die des neuen Pabstes. Doch ward Lullus nicht zum Erzbischof, sondern vorerst nur zum Bischofe von Mainz ernannt. Bonifacius übertrug ihm im Jahr 754 sein Amt unter dem feierlichen Gelöbnisse des tiefbewegten Lullus, dem

hohen Lehrer eifrig zu folgen und im Sinne desselben fortzuwirken. —

Und wie es gerade den ausgezeichnetsten Männern oft begegnet, daß sie nämlich nach einem unruhigen, thatenvollen, rühmlichen Leben im höheren Alter wieder bei der frühesten Sehnsucht, bei den ersten Wünschen oder Träumen ihrer Jugend ankommen; so ging es auch dem apostolischen Bonifacius. Er schiffte sich nämlich mit einem kleinen Gefolge von Geistlichen ein, und fuhr den Rhein hinab nach — Friesland, wohin der jugendliche Bekehrungseifer ihn zuerst aus England getrieben hatte. Vielleicht dürstete sein Herz auch nach einem höhern Ruhm, als er bereits in kirchlicher und politischer Wirksamkeit gefunden hatte. Und was konnte nach damaligen Begriffen auch dem ruhmvollsten Leben ein höheres Abendroth verleihen, als das Martyrthum?

Noch einmal predigte unser Apostel unter den Friesen, taufte — wie berichtet wird — Tausende, die sich zum Christenthume bekannten, und bereitete eine große Feier auf das Pfingstfest vor, an welchem er in Erinnerung an die früheste Ausgießung einer heiligen Begeisterung unter den Jüngern Christi seinen Neubekehrten die Firmelung, — das Sakrament der Befestigung im Glauben ertheilen wollte. Ein kleines Lager ward an den Ufern der Burde errichtet, und die Kirchengeräthe, Heiligthümer und heiligen Bücher dahin gebracht. Da drang am heitern Frühlingsfestmorgen eine Schaar heidnischer Friesen, die sich unter die Gläubigen gemischt hatten, von Raubgier und heidnischem Glaubenseifer getrieben, bewaffnet hervor. Die Gläubigen und die mitgekommenen Priester griffen zur Wehr, und umschlossen, ihn zu schützen, den hohen erzbischöflichen Greis. Der aber ermahnte die Gläubigen, — nicht Waffen gegen Waffen, sondern Glauben gegen Unglauben zu kehren; seine Priester aber forderte er auf, nicht durch vergossenes Blut einen Sieg, sondern durch das eigne geopferte Blut die Märtyrkrone zu erringen. So sank mit Blick und Hindeutung nach oben, Bonifacius am 5. Juni 755 unter den Schwertstreichen der heidnischen Friesen. Gewiß war es die dunkle, aber tiefste Ahnung seiner Seele gewesen, die ihn, vierzig Jahre früher, zuerst nach Friesland getrieben hatte, wo er einst die höchste Glorie eines Helden finden sollte: den Tod für seine Ueberzeugung.

Die mörderische Rotte fiel dann plündernd über das kleine Lager der priesterlichen Streiter her, in welchem sie große Schätze vermuthet haben mochte. Ueber die Theilung ihres Fundes wurden sie uneinig, griffen einander selbst an, und wurden nun von den Christen in die Flucht getrieben. Die Sieger selbst eroberten die heilige Beute des Tages wieder — die Leiche ihres verehrten Apostels und der mit ihm erschlagenen Priester, deren elf namhaft gemacht werden.

Diese theuren Reste des hohen Mannes wurden zuerst nach Utrecht gebracht und in der Kirche beigesetzt. Auf des Bischofs Lullus Verlangen wurden dieselben jedoch von den zwar widerwilligen, aber durch ein wunderbares Glockenzeichen gemahnten Einwohnern, von Utrecht nach Mainz verabfolgt und in dortiger Kirche begraben. Bald aber beunruhigte es den Bischof Lullus, daß er so den letzten Willen seines hohen Meisters unerfüllt lassen sollte, da Bonifacius bei seiner Abreise von Mainz ausdrücklich gewünscht hatte, seine Reste sollten dereinst in Fulda ruhen. Gegen die Ansicht und Einsprache seiner Geistlichkeit ließ er daher den nochmals enthobenen Leichnam unter stattlichem Geleite nach Fulda bringen, wo denselben ein anderer Zögling des Seligen, der Abt Sturmius, feierlich empfing, und in einem steinernen Sarge beisetzen ließ.

Dort ruhen die Gebeine noch, und alljährlich in der Woche des 5. Juni ziehen aus den Ortschaften um Fulda her tägliche Wallfahrten nach der Stadt, um in dem Dome, vor dem Grabe des Apostels, ihre dankbaren Gebete für die alten, unvergeßlichen Geschenke des Christenthums und der Kultur des Landes darzubringen.

Seit dem Sommer 1842 steht in jener Stadt auch ein ehernes Denkmal Winfrieds, zu welchem Freunde der Kunst wallfahrten mögen; da es ein wahres Kunstwerk ist, aus den Händen eines vaterländischen Künstlers, Werner Henschels in Kassel hervorgegangen, und vor manchem ähnlichen Werke des berühmten Thorwaldsen preisenswerth. Im Priestertalar und Reisemantel, die derben Sandalen an die Füße geschnürt, steht die hohe Apostelgestalt da, die heilige Schrift aufgeschlagen über der linken Brust haltend, mit der Rechten ein einfach aus Tannenstäben gefügtes Kreuz mit Begeisterung empor streckend. Der geöffnete Mund eines edlen Angesichtes

scheint eben das ewige Wort unaufhörlich zu verkündigen. Andere glauben auch, er rufe so von oben einen würdigen Nachfolger, der für unsere, nun vom Christenthum ganz durchwachs'ne Zeit, für unsere tief religiöse, gläubig forschende Nation das sey, was Bonifacius selbst für sein Jahrhundert war; indem dieser Nachfolger dasjenige, was Bonifacius zur Förderung des damals unmündigen Deutschlands gebunden hat, endlich wieder löse zum Heil unserer Zeit.

H. Koenig.

König Heinrich I.

Mit König Ludwig dem Kinde war im Jahr 911 das Geschlecht Karls des Großen in Deutschland erloschen; in Trümmern sank die von diesem Letzteren aufgerichtete Ordnung der Dinge. Verfallen war der alte Heerbann, da nicht mehr wie einst die freien Männer unter dem Grafen zum Kriege auszogen, sondern blos die Lehensmänner und Dienstleute unter ihrem Herrn; verfallen war mit dem Heerbann das Ansehen deutscher Wehrhaftigkeit, das Vertrauen auf eigene Kraft; den Nachkommen jener gewaltigen Kriegsmänner, die Roms Weltherrschaft zertrümmert hatten, waren jetzt ihre östlichen Nachbarn, die wilden Magyaren in Ungarn so furchtbar geworden, daß sie nur durch Androhung schimpflicher Hinrichtung mit dem Strang bewogen werden konnten, sich zur Abwehr der Fremden, welche ihre Häuser und Kirchen niederbrannten, Weiber und Kinder zu Sklaven machten, in ein Heer zusammen zu thun! Verfallen war mit dem Ansehen des Königs auch das des Rechts und der Ordnung; verfallen die Sicherheit auf Weg und Steg, verfallen schien sogar Wort und Versprechen. Während die Magyaren ungehindert in Baiern, Kärnthen, Thüringen und Schwaben einbrachen, plünderten, sengten und brannten, standen in Deutschland die großen Geschlechter voll Erbitterung wider einander und kämpften die Fehden, Schlag um Schlag grimmiger, in Blutrache aus. Und wie in einem und demselben Volksstamm, dem der Franken, salische und babenbergische Grafen die Schwerter gegen einander erhoben, so maßen sich auch wieder die Volksstämme in stolzer Eifersucht. Auf dem der Franken ruhte die Ehre, daß

aus ihm das Königthum hervorgegangen, bei ihm so lange Zeit hindurch für ein Geschlecht geblieben war, und nicht so leicht mochte dieser Stamm solcher Ehre, solches durch die Gewohnheit befestigten Ansehens verlustig werden. In dem urkräftigen Volksstamme der Sachsen hingegen lebte noch die Erinnerung an die alte Selbstständigkeit, an den langen blutigen Kampf für deren Vertheidigung wider die Franken. Wie die Großen aus dem Verbande, den das Königthum gebildet, sich losgerungen, so wichen jetzt auf's Neue auch die einzelnen Volksstämme, jene Franken und Sachsen, dann die Baiern und Schwaben immer mehr aus einander, und statt königlicher Beamten, wie sie nach der Ordnung Karls des Großen eingesetzt waren, traten nun aus der Mitte der Volksstämme wieder Herzoge an deren Spitze, nach uralter Volkssitte, und mit vollem Recht „Volksherzoge" zu nennen. So blühte in Sachsen Wittekinds Stamm wieder, in Baiern der der Schyren. Sie vertraten die Selbstständigkeit, die Bedeutung, die Ehre und die Ansprüche der großen Volksstämme. Sie retteten, beim Ausgang des Geschlechtes Karls des Großen den Grundgedanken der alten Volksfreiheit, das Recht des Volkes: sich ein Oberhaupt zu wählen.* So lange Frankenkönige herrschten, war dieß nie vergessen worden, aber die Gewohnheit, an die Erben des Königs auch die Herrschaft übergehen zu lassen, konnte, wenn gleich der Erbe ausdrücklicher Anerkennung durch das Volk bedurfte, immerhin leicht in ein einfaches Erbfolgerecht der Königsfamilie übergehen, welches das Wahlrecht des Volkes aufhob. Nun, da die Gefahr auf's Aeußerste gekommen, erwachte das Bewußtsein dieses uralten Rechts in Bezug auf das Oberhaupt des Reichs in voller Kraft, und als Vertreter der deutschen Völkerschaften übten die Volksherzoge es aus. Welcher unter ihnen sollte aber der Würdigste seyn, das schwere Amt eines Königs zu übernehmen? Der Tüchtigste, der das Ansehen des Königthums herzustellen, die Ehre des Volkes zu retten vermochte, nach außen gegen Feinde durch Tapferkeit, nach innen durch Weisheit und Gerechtigkeit. Da richteten sich Aller Blicke auf den Sachsenherzog Otto, zubenannt

---

* In Bezug auf die Baiern, sprach noch ein Jahrhundert später K. Heinrich II. ausdrücklich: daß sie das Recht hätten, sich ihren Herzog selbst zu wählen.

den „Erlauchten,“ einen deutschen Mann von altem Schlag, fest und wohlerfahren in der Schlacht wie im Rath, und gewaltig durch eines freien Volkes Lieb' und Treue. Otto aber erwog die Last seines Alters und die Gefahr noch größerer Spaltung und Zwietracht im deutschen Reiche, wenn die Eifersucht der Franken durch den Uebergang des Königthums an die Sachsen gereizt würde. Als er daher vernahm, daß die Wahl auf ihn gefallen, sprach er: „Ich bin allzusehr vorgerückt an Jahren, als daß ich die Bürde des Königthums tragen könnte,“ und verwies die Fürsten auf einen frischen Mann, tapfer und von redlichem Willen, auf Konrad von Fritzlar, Herzog von Rheinfranken, welcher noch dazu in weiblicher Abstammung als Urenkel der Tochter Ludwigs des Deutschen, mit dem Geschlecht Karls der Großen verwandt war, diesem huldigte der edle Sachsenherzog zuerst, und die andern Fürsten folgten seinem Beispiel. So ward Konrad von Franken im Jahre 912 zum König der Deutschen erwählt, und von jener Stunde an blieb Deutschland ein Wahlreich. Otto der Erlauchte aber starb schon im nächsten Jahre und mit hohen Freuden begrüßten die Sachsen seinen Sohn Heinrich, der den Preis der Tapferkeit in einem Siege über die Daleminzier (eine slawische Völkerschaft) erworben, als ihren Herzog.

Ein herrlicher Stamm — die Sachsen, alter Sitte treu und also in alter Liebe zur Freiheit und zum Recht, fest in der Schlacht, beharrlich in allem was sie begonnen, es durchzuführen auf Leben und Tod, mit einem Wort: kerngediegen; So auch Heinrich, ihr Herzog; — schlicht von Wesen, ohne Hochmuth und dem Geringsten mild, weil's eines Fürsten bester Stolz ist, ganz und gar seines Volkes zu seyn, in der Schlacht voran, daheim Allen gerecht, klaren Blicks für Alles, was Noth thut in gemeinsamer Sache, beharrlich an dem, was für Recht erkannt, Deutschlands Ehre im Herzen, — der ganze Charakter unerschütterlich fest, so wie ein Fürst seyn soll, welchen freie Männer über sich gewählt.

Auch über Thüringen herrschte Heinrich, wie schon sein Vater Otto der Erlauchte, und er glaubte sein gutes Recht darauf zu haben. Darum beschloß er, es mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen, als König Konrad es ihm bestritt.

Konrad strebte nämlich das fast gänzlich erloschene Ansehen des Königthums wieder herzustellen, dadurch die Einheit

des deutschen Reiches, und damit zugleich, wie einzig und allein, auch dessen Kraft und Macht. Deßhalb sollten nun die Volksherzoge sich selber als abhängig vom Oberhaupt des Reiches und verantwortlich erkennen, als Kronvasallen und Beamte des Königs, und die von ihnen beherrschten Lande als Theile des unzertrennbaren Reichsganzen. Dagegen versuchten aber die Volksherzoge einen energischen Widerstand; schon begann der Kampf um die Erringung der Landeshoheit, welcher die ganze Geschichte des deutschen Reiches durchzieht; der eigenthümliche Grundton des germanischen Wesens, welcher die Erhaltung der besondern Namenindividualitäten verlangt, scholl als Feldgeschrei. So hatte sich Lothringen vom deutschen Reiche losgerissen, um unter dem Schutze Frankreichs Unabhängigkeit zu behaupten; so wollte Herzog Arnulf von Baiern sein Land nicht von Konrad zu Lehen haben; so versuchte Erchanger und Berthold ein Gleiches in Schwaben.

So sprach auch Heinrich, der Sachsenherzog, als ihm König Konrad das schöne Thüringerland abforderte und es einem Grafen Burkard als besonderes Herzogthum verlieh. „Nimmermehr gebe ich gutwillig dieß herrliche Land hin, das mein Vater besessen; er besaß es mit Recht; soll ich des guten Rechts verlustig seyn?“ Gewiß scheint es, daß die alte Eifersucht der Franken und Sachsen, ferner daß üble Unterhandlung von Seiten des Königs und nicht grundloser Argwohn von Seiten des Herzogs im Spiele waren, um die Irrung bis zu schlimmem Ausbruch zu treiben. Unterhändler zwischen dem König und dem Herzog war derselbe gewaltige Hatto von Mainz, dem Ueberlieferung und Sage soviel Untreue und ein abscheuliches Ende im Mäusethurm bei Bingen zugemessen haben, ein Mann, der jedenfalls den Großen verhaßt war, weil er unermüdlich darauf hin arbeitete, ihr Streben nach Unabhängigkeit zu vereiteln. Als die Irrung zwischen König Konrad und Heinrich von Sachsen wegen Thüringen zum Ausbruch kam, empfand Mainz zunächst den Zorn des Sachsenherzogs; denn das Erzstift hatte nicht wenige Güter im Thüringerlande, welche Heinrich sofort für sich in Besitz nahm. Vergeblich zog Eberhard, des Königs Bruder, mit einem Heere aus und suchte ihn heim bei der alten Ehresburg im Sachsenland. Da kam's zur Schlacht; Eberhard mußte mit seinen Franken den Sachsen den Sieg lassen und aus Sachsen

heimkehren. König Konrad aber rüstete zum zweitenmal und ritt selbst dem Frankenheere voran in's Sachsenland. Da lag Heinrich in der festen Burg Grona, welche die Franken rings umschlossen. In dieser Bedrängniß, da der König schon des Sachsenherzogs Meister zu seyn glaubte, und seine Gesandten mit ihm um die Uebergabe unterhandelten, kam ein getreuer und kluger Graf und sprach zu Heinrich: „Ich habe Dir dreißig Fahnen Kriegsvolk gebracht, Herzog; nun sage mir Deinen Willen, an welchem Ort ich es hinstellen soll." Als dieß des Königs Gesandten vernahmen, hinterbrachten sie es ihrem Herrn, und Konrad hob die Belagerung des Schlosses auf und zog mit den Franken aus Sachsenland fort. Der Graf aber hatte statt dreißig Fahnen Kriegsvolk nur fünf Männer dem Herzog gebracht. So ward der Herzog durch die List des getreuen Mannes aus der Gefahr erlöst. Er blieb fortan vom König unangefochten; denn dieser hatte der Arbeit im Reiche zu viel; — gegen die anderen Herren, die nach Unabhängigkeit vom Königthume strebten, wie gegen Herzog Arnulf von Baiern (dem er die Herrschaft nahm, also daß Arnulf geächtet und gebannt zu den Ungarn flüchtete), und gegen die Kammerboten in Schwaben, Erchanger und Berthold, welche gefangen genommen, und, wiewohl sie dem König verschwägert waren, zum Tode verurtheilt und enthauptet wurden. Dabei war Deutschland von außen durch zwei Feinde in Bedrängniß und Gefahr. Von Osten her brachen abermals die Magyaren hervor, und flogen auf ihren pfeilschnellen Rossen bis nach Elsaß und Lothringen; Rauchsäulen und Leichen ließen sie als ihre Spur. Nicht minder gefährliche Nachbaren der Deutschen waren die Slaven, heimlich der Magyaren Freunde, weil diese der Deutschen Feinde; denn unversöhnlich seit alter Zeit war der Gegensatz germanischen und slavischen Wesens.

Bei solcher Bedrängniß des Vaterlandes lag König Konrad krank, und erwog schweren Herzens die Geschicke der kommenden Tage. Wer sollte, nach seinem Absterben die Krone tragen, und das Reich retten? Konrad wußte wohl, wie mancher Fürst nach der höchsten Würde trachtete, zumal sein eigener Bruder Eberhard; aber er wußte auch, daß diesem die Liebe des Volkes gebrach und die Kraft, in der schweren Zeit die Herrschaft zum Heil des Vaterlandes zu führen. Dazu schien ihm nur Ein Mann von allen der rechte, Heinrich

der Sachsenherzog, der ihm mit den Waffen in der Hand entgegen getreten war. Konrad vergaß dieß jetzt, und war einzig darauf bedacht, das Tagewerk seines Lebens damit zu beschließen, daß der Würdigste die deutsche Krone erhalte. Also beredete er seinen Bruder Eberhard, daß dieser von seinen Wünschen nach der Herrschaft abstand, und sprach zu ihm: „Wenn ich die Seele meinem Schöpfer wieder gegeben, so nimm die Reichskleinodien, und bringe sie dem Sachsenherzog, und huldige du ihm vor Allen zuerst, auf daß er König der Deutschen werde, und das Vaterland aus Noth, Wirrsal und Schmach zu Heil und Ehren erhebe. So soll alle Welt erkennen, durch welche Tugend die Deutschen das edelste Volk der Erde seyn und es immerdar bleiben können, und daß Treue und Eintracht sie unüberwindlich macht." Das war der letzte Wille eines Königs, der nicht ruhig sterben konnte, bevor er das Vaterland besorgt wußte, und der im festen Glauben an deutsche Redlichkeit froh starb (am 23 Sept. 918).

Da nahm Eberhard die Reichskleinodien, zog damit zu Heinrich dem Sachsenherzog, übergab sie ihm und huldigte ihm als König der Deutschen; die Sage meldet, er habe ihn am Vogelherde beim Finkenfang getroffen; und so gab sie Heinrich den Beinamen des „Finklers," unter dem er im Volksmunde fortlebte. Sodann richtete Eberhard auch das Andere aus, was er seinem Bruder versprochen hatte; ritt mit ihm gen Fritzlar, wo die Fürsten aus Sachsen und Franken versammelt waren (die Herzoge von Baiern und Schwaben fehlten) und lenkte ihre Wahl auf Heinrich. So ward dieser im Jahre 919 zum König der Deutschen erkoren. Heriger, der Erzbischof von Mainz, wollte ihn salben, auf daß er auch die priesterliche Weihe für das Königsamt empfange; aber Heinrich lehnte dieß in Worten, welche seine Demuth ausdrücken sollten, aus Gründen, welche ihm die Klugheit gebot, ab; denn ihm genügte als Rechtsmittel vollkommen die Wahl, die ihn getroffen, und es schien ihm nicht wohlgerathen, der Kirche noch einen höheren verdanken zu müssen. Dagegen vermied er es auf der andern Seite auch klug, den Zorn der Kirche auf sich zu laden. So hatte er seine Ehe mit der schönen Hedeburg gelöst, welche den Nonnenschleier getragen hatte; die Kirche erkannte diese Lösung. Seine zweite Hausfrau ward die edle Mathilde, aus Wittekind's Geschlecht.

Herrlich stand der neue König vor den Blicken des Volkes, ein Mann im ganzen Sinne des Wortes, an Jahren, Kraft und Willen; als König sollten die Fürsten ihn achten, als König wollte er das Volk zum Selbstgefühl erheben. Dabei wurzelte er fest in der Liebe seines Stammes, — der beste Grund und Boden für einen Fürsten!

Klaren Blicks in die schlimme Lage Deutschlands erkannte König Heinrich, was zuerst Noth thut: Einigkeit! Nun wollten aber zwei Fürsten großer und trefflicher Volksstämme, Burkhard, Herzog von Schwaben, und Arnulf, Herzog von Baiern, ihn nicht als König der Deutschen anerkennen; Arnulf zumal gedachte selber dieser Würde theilhaftig zu werden und Viele stimmten ihm hierin bei. Da zog König Heinrich mit Heeresmacht von Franken, Sachsen und Thüringen aus, zuerst gegen Schwaben, wo Herzog Burkhard sich gegen ihn gerüstet hatte, ihm aber keinen Widerstand bot, da der König zeigte, daß er im gleichen Maße, wie er mit Nachdruck auftreten konnte, auch mit Milde zu verfahren verstand. Er wollte selbst die trotzig widerstrebenden Fürsten immerhin als Fürsten, als solche Männer, die ihm ebenbürtig, aus deren Mitte er hervorgegangen, — nicht als bloße Beamte oder Diener behandeln. Darum erkannte ihn Burkhard von Schwaben alsbald als Oberhaupt des Reiches an. Nicht so schnell Arnulf von Baiern, der kühne Mann. Dieser hatte sich in Regensburg fest verschanzt, erwartete des Königs Ankunft, und zog aus seiner Hauptstadt auf's freie Feld heraus, als Heinrich mit seinem Heere vor derselben erschien (928). Schon ward von beiden Seiten die Schlacht erwartet, da entbot der König dem Herzog offne Zwiesprach; und als der Letztere in Wehr und Waffen kam, trat ihm der König unbewehrt entgegen, und sprach ihm mit weisen und milden Worten zu, so daß Arnulf ihn als Oberhaupt des Reiches erkannte. So gewann Heinrich dem Vaterlande eine mächtige Stütze an dem Baierherzog; diesem aber, der auf die deutsche Krone verzichtete, verlieh er unter Anderm das Königsrecht: im Baierland Bischöfe zu ernennen.

Eine andere Königssorge Heinrich's war: wie er dem deutschen Reiche das schöne Lothringen wieder vereinige, welches sich von demselben losgerissen. Umsichtig benützte er den günstigen Zeitpunkt, als in Frankreich, an welches sich Lothringen

angeschlossen hatte, zwei Könige um die Krone kämpften, und das Glück war seiner Klugheit und Thätigkeit günstig. Um den mächtigen Herzog Giselbert zu gewinnen und in Treuen zu erhalten, nahm er ihn zum Eidam; um den Glauben an seine Unparteilichkeit und das Vertrauen der Franken fest zu begründen, machte er den Frankenherzog Eberhard zum Pfalzgrafen in Lothringen. Der saß zu Aachen, und vor ihm, dem Pfalzgrafen, der den Königsbann pflegte, hatte auch der König Recht zu nehmen; es war ein schönes Amt, welches die Herrlichkeit deutscher Rechtsachtung, wie diese auf dem Begriff der Gleichberechtigung Aller beruhend, in vollem Abglanze zeigte.

Bald verlangte das Vaterland des Königs starken Arm gegen den furchtbarsten Feind in jener Zeit. Abermals waren nämlich (in den Jahren 922 und 923) die Magyaren in zahlreichen Geschwadern hereingebrochen, in zwei Hauptrichtungen die deutschen Lande verheerend; im Süden gen Westen über Baiern und Schwaben bis an den Bodensee hin, im Norden über Sachsen und Thüringen bis nach Bremen; Augsburg zahlte ihnen schwere Summen als Preis der Verschonung, Konstanz loderte in Flammen auf, Magdeburg und Halberstadt wurden zerstört. König Heinrich glaubte den Feinden, welche durch ihre unglaubliche Gewandtheit in Reiterangriffen gegen die unbehülflichen deutschen Haufen, — bloß schwerbewaffnetes Fußvolk —, im Vortheile waren, in offener Feldschlacht nicht begegnen zu dürfen, und zog sich bei ihrer Annäherung aus kluger Vorsicht, in die Feste Werla zurück, wo er den sächsischen Heerbann an sich zog, und von wo aus er häufige Streifzüge unternahm. Auf einem solchen Streifzuge wurde (924) einer der mächtigsten und angesehensten Ungarfürsten von den Sachsen gefangen. Dessen war König Heinrich hocherfreut, und bewahrte das kostbare Pfand. Und als die Ungarn Boten zu ihm sandten und ihm für den gefangenen Fürsten reiches Lösegeld antrugen, sprach der König: „Nicht um Gold und Silber, sondern um neunjährigen Frieden soll der Gefangene seine Freiheit wieder erhalten. Demgemäß unterhandelte er ferner mit den Ungarn und brachte wirklich den Abschluß eines Friedens auf neun Jahre zu Stande. Zwar enthielt dieser die demüthigende Bedingung, daß Deutschland seinen drängenden Feinden, den Ungarn, jährlich eine schwere Summe als Tribut

bezahlen müsse; aber schon sah König Heinrich im Geiste das Ende der Frist und der Schmach, und schon erwog er die rechten Mittel, um der letzteren ein Ende zu machen; die neunjährige Friedensfrist aber wollte er getreulich dazu verwenden.

Denn er hatte sich überzeugt, daß er von Grund aus ein neues Werk bauen müsse, wenn er mehr als einen bloß zufälligen Erfolg erringen, wenn er deutsches Land und Volk gegen die Angriffe der fremden Dränger dauernd sicher stellen wollte. Er mußte die Wehrhaftigkeit des ganzen Volkes wieder herstellen, den altgermanischen Begriff von Gesammtbürgschaft mußte er im großartigsten Sinne erweitern. Wie einst das Haus jedes einzelnen freien Mannes Burg und Heiligthum, so sollten jetzt große Burgen für Genossenschaften erstehen, in welchen sich viele Freie unter einem neuen Begriffe gesetzlicher Freiheit als eine einzige große Familie zusammenfände, verbunden und bereit, Alle für Einen und Einer für alle zu bürgen, zu stehen und zu fallen, Rechte zu üben und Pflichten zu erfüllen. Wehrhaftmachung des ganzes Volkes (d. h. aller Freien, denn nur aus Freien besteht ein Volk, nach uraltgermanischem Rechtsbegriff) und Vertheidigung (im Städtewesen) standen im innigsten Zusammenhange, aus welchem dann zwei großartige Institute hervorgingen, Ritterthum und Bürgerthum, jedes auf altgermanischer Genossenschaft beruhend.

Wehrhaft wurde das deutsche Volk gemacht durch die Wiederherstellung des Heerbannes. Die wichtigste Ordnung dafür ward auf dem Wormser Reichstag vom Jahre 926 festgestellt. Jeder freie Grundsasse (nicht mehr bloß der Dienstmann) mußte auf des Königs Aufgebot binnen drei Tagen die Waffen ergreifen und Heeresfolge leisten im Dienst des Vaterlandes; — war doch Waffentragen und Kriegsdienst bei den Deutschen seit uralter Zeit das freie Recht und Ehre, der Freiheit Merkzeichen. Und wie in einst alter Zeit, sollte auch die Jugend frühzeitig im Waffendienst geübt werden; das „Heergewäte" (die Rüstung) erbte immer der älteste Sohn in der Familie, als das kostbarste Kleinod und theuerste Pfand. Mit diesen Anordnungen hingen die neuen Einrichtungen der Kriegskunst zusammen. König Heinrich hatte das Bedürfniß der Zeit richtig erkannt. Die Deutschen mußten auch zu Roß gewandt fechten können, wie

sie bis dahin zu Fuß in ihren schweren Rüstungen, zum gewaltigen Keil zusammengedrängt, vorzudringen und Stand zu halten gewohnt waren. Der Keil machte der ausgedehnten Schlachtlinie Platz, welche den Angriff durch Deckung vor Ueberfall sicherte; das Roß ergänzte den Mann, die Gewandtheit den wilden Ungestüm. Diese Anordnungen zu vollenden und im Volk einzubürgern, dienten die Kampfspiele zu Fuß und zu Roß; sie erhielten die Geschicklichkeit durch das Ehrgefühl frisch, und die Frauenachtung, dieß schöne Element germanischen Wesens, durch das Christenthum geläutert, bildete sich dabei zu jener wunderbaren Kraft der Minne aus, welche mit Glaube und Ehre zum harmonischen Dreiklang ward, der das Ritterthum während des ganzen Mittelalters durchschallte. Anderseits ging von dem kriegerischen Geiste der ganzen Nation ein großer Theil durch das von Heinrich begründete Vertheidigungssystem in ein neues Institut. Dieses neue Institut war bestimmt, die Keime der alten Freiheitsliebe in sich aufzunehmen, und zu einer eigenthümlichen Blüte zu treiben, die keine der Bildung aus dem Alleinbesitz der Geistlichkeit und des Adels zu übernehmen, und mit der Zeit eben wieder durch die in der geschlossenen Genossenschaft bewahrte Kraft der Freiheit zur allgemein-menschlichen zu machen, — und dieß war das Bürgerthum. Ziemlich allgemein verbreitet ist die Meinung, das gesammte Städtewesen in Deutschland verdanke König Heinrich I seinen Ursprung. Dem ist nicht so. Schon vor ihm bestanden mehr oder minder umfangreiche Städte in Deutschland, theils noch aus den Römertagen, theils aus der Zeit der Christianisirung Deutschlands unter den Frankenkönigen, als Bischofssitze, als Königspfalzen, als Hauptpunkte der großen Handelswege, welche Deutschland durchschnitten, oder als wichtige Gränzwehren. Dieß zugegeben, bleibt Heinrichs Verdienst um die Förderung des Städtewesens und um die Ausbildung des Bürgerthums in demselben noch immer hoch genug anzuschlagen. Insbesondere ist dieß in Bezug auf Sachsen der Fall. Heinrich ließ nämlich sehr viele bis dahin dem Feinde offen daliegende Ortschaften mit Mauern umgeben, so wie ältere in Verfall gerathene Burgfesten wieder herstellen, aber auch der Letzteren viele, besonders an der Saale und Elbe, neu anlegen. In diese ummauerten, durch Wälle und Gräben ge-

schützten Schutzburgen und Städte mußte nun, nach König Heinrichs Anordnung, von je neun Dienstmannen, die auf offnem Lande wohnten, der zehnte ziehen („den Burgsitz darin thun"); die übrigen waren gehalten, den dritten Theil aller Früchte innerhalb der Ringmauern zu bringen, welche in Zeiten feindlicher Angriffe zur Zuflucht und Vertheidigung dienen sollten. Noch wichtiger als diese Anordnung war für die Entwickelung einer selbstständigen Lebensthätigkeit der Stadtbewohner die andere Verfügung, daß alle Gauversammlungen, Festlichkeiten und Märkte darin gehalten werden sollten. Das Gefühl materieller Sicherheit wurde nun gehoben durch das der Rechtssicherheit, das Band genossenschaftlichen Zusammenhaltens wurde enger geknüpft durch das Interesse des Verkehrs und durch Antrieb gemeinsamer Freude; beide empfingen von der Kirche den Namen („Messen") und Beschleunigung der Blüte. Wie zur Bewachung der Burgen in denselben oder in ihrer Nähe Burgmannen wohnten mit bestimmten Burglehen, so hießen die Bewohner der ummauerten Ortschaften, der Städte, Burgenses, Bürger, freie Männer, also waffenberechtigt, und des Waffendienstes pflegend. Dieß der Stamm und Kern, — die Geschlechter und Patricier; die Handwerker waren anfänglich meist Unfreie, aber der Geist der Genossenschaftlichkeit wirkte auch auf sie ein, zur Freiheit anregend, wie dieß Ziel ihre Kraft stärkte, bis endlich der Grundsatz galt: daß die Luft der Freiheit frei macht, — eine Stufe in der großen historischen Entwickelung vom Recht des Stärkeren zum Recht der Selbstmündigung. Welche blutige Kämpfe, bis diese Stufe erstiegen, bis die Selbstthätigkeit sich dem Verdienste der Vorfahren gleichstellen konnte! Um aber wieder auf die Zeit König Heinrichs zurückzukommen, so finden wir hier die eigenthümliche Erscheinung: der König will die ganze Nation wieder wehrhaft machen und dadurch einigen; und dennoch spaltet sie sich in zwei große Hälften, von denen jede die Freiheit in ihrem Kreise eifersüchtig bewahrt, und welche über kurz oder lang zum Kampfe gegen einander kommen müssen, so wie sich der Begriff von Freiheit bei der einen als Standesvorrecht und bei der anderen in Ahnung einer künftigen altgeschichtlichen Aufgabe ausbildet; die eine strebt in die Höhe, das Ritterthum, — die andere in die Tiefe, das Bürgerthum; jenes soll

einen poetischen Glanz, dieses eine ewige Reproduktionskraft zum Loose bekommen; jenes den Ruhm der Nation eine Zeitlang vertreten, dieses ihren Kern mit allen Organen der Freiheit für alle Zeiten erhalten und bewahren; jenes die Vergangenheit, dieses die Zukunft für sich haben. Möchte das Letztere nie vergessen, aus welchen Grundstoffen es erwuchs, und wie es gedieh, — welche Aufgabe ihm von Anfang her gesetzt war, und daß diese Aufgabe noch heute dieselbe ist; daß Waffentragen des Freien, welcher Bürger wurde, erstes geschichtliches Recht war, daß der König der Deutschen es für seine heiligste Pflicht hielt, den Freien, welche in Städten zusammentraten, das alte Recht der Gauversammlungen nunmehr in diesen zuzuerkennen; sie waren öffentlich und mündlich, jeder freie waffenfähige Mann mußte dabei erscheinen; uraltgermanischer Rechtsgrundsatz ist's: „mitzurathen, wo mitgethatet wird", und nur von Rechtsgenossen Recht zu empfangen.

Nachdem König Heinrich das deutsche Volk wieder wehrhaft gemacht, gab er ihm auch Gelegenheit, sich in den Waffen zu üben. Der Kampf gegen einen Feind Deutschlands sollte zugleich eine Schule des Kampfes gegen den andern werden. Heinrich entrollte das deutsche Banner zuerst gegen die Slaven, so lange der Frieden mit den Ungarn noch währte. Uebrigens waren die Ersteren, wenn sie gleich weniger Schrecken einflößten, als die Ungarn, dem deutschen Volke doch eben so gefährlich. Mag man vom slavischen Standpunkte aus den Ankampf der Deuschen gegen die Slaven als ungerecht verdammen, mag man deutscher Seits zugestehen, daß der Glaubenseifer in Bekehrung der Slaven hauptsächlich nur ein guter Anlaß zu ihrer Germanisirung, und daß diese gewaltsam war, — die Deutschen befanden sich damals den Slaven gegenüber im Fall der Nothwehr. Sie mußten angreifen, um nicht überschwemmt zu werden; sie mußten die Slaven durch die Christianisirung zugleich germanisiren, wenn sie selbst nicht zu Sklaven der nach immer größerer Ausdehnung strebenden Slaven werden, wenn sie selbst nicht am Ende ihr ganzes Volksthum mit allen Errungenschaften, welche dieß dem Christenthum verdankte, aufgeben wollten. Zumal bei der heimlichen Freundschaft zwischen Slaven und Magyaren, welche nicht weggeläugnet werden kann, galt es für die Deutschen

um Leben oder Tod. Dieß Verhältniß ersah König Heinrich klaren Blickes; bevor er das Volk zum Widerstand gegen die Magyaren führen konnte, mußte es sich selbst durch des Schwertes Ansehen (weil dadurch allein Ansehen zu gewinnen) vor den Slaven sicher gestellt haben. Anlaß zum Angriff der Slaven boten ihm diese selbst durch die Einfälle, welche sie auf deutschen Grund und Boden unternommen. Lange hatten sie's ungestraft gethan, nun sollten sie erkennen, daß eine andere Zeit aufgegangen. Es war im Winter des Jahres 926, als die Feldzüge gegen die Slaven, diese ernsten Waffenproben des deutschen Volkes, begannen. Zuerst gegen die Häveller. Welch eine Erbitterung der Deutschen und der Slaven! Auf der Spiegelfläche des Eises standen sie einander gegenüber und fochten und rangen im Schweiß des Angesichts; endlich fiel Brennabor (Brandenburg) in der unverdrossenen Deutschen Gewalt. Dann empfanden die Dalminzier im heutigen Meißen die Wiederherstellung deutscher Volksbewaffnung. König Heinrich erbaute eine feste Grenzburg zur Sicherung gegen die slavischen Angriffe. Was die Burgen im Kleinen, sollten die Marken im Großen erfüllen (so die Markgrafschaften Nordsachsen und Meißen); und deutsche Ansiedler, in die bezwungenen slavischen Länder versetzt, sollten den Sieg des germanischen Wesens daselbst in unblutiger Weise vollenden. Böhmen, gleichfalls von Slaven ersessen, wurde als abhängig vom deutschen Reiche, — ein Versuch der Böhmen, ihre Selbstständigkeit zu behaupten, als Abtrünnigkeit betrachtet. Deßhalb unternahm König Heinrich auch gegen Böhmen einen Zug, mit nicht geringerem Glückserfolg; er nahm Prag und erzwang die Zinspflichtigkeit der Böhmen an das deutsche Reich, als Anerkennung ihrer Abhängigkeit von demselben. Da versuchten aber die Slaven alsbald neuen Ankampf gegen die Deutschen, — die Völkerschaften der Rhedarier und Obotriten an der Spitze der slavischen Bewegung; es war das letzte Auf- und Gegenstreben slavischen Wesens in jener Zeit. König Heinrich erstickte ihn nicht in selbsteigener Person, sondern durch zwei sächsische Grafen, Bernhard und Thiatmar; die schlugen bei Luncin (Lenzen) die slavische Macht so völlig, daß germanische Sitte und Christenthum, wie's mit derselben eins geworden, in jenen Gegenden keinen Widerstand mehr fanden,

um das slavische Wesen umgestaltend zu durchdringen. Der König blickte von diesen Feinden schon auf andere, auf die Normanen, welche deutsches Land und Volk seit geraumer Zeit, bis zum Siege König Arnulfs an der Dyle bei Löwen so furchtbar bedrängt hatten, wie die Ungarn, und welche jetzt abermals Lust hatten, in's deutsche Reich einzufallen. Dafür brach nun König Heinrich in deren eigene Heimath, in Dänemark ein, richtete siegreich das Kreuz wider sie auf, und, um das Reich gegen sie zu sichern, erwuchs durch ihn die Markgrafschaft Schleswig, ein germanisch-christliches Bollwerk, durch tüchtige Sachsenhelden vertheidigt, welche Heinrich in dieselbe verpflanzte.

Dieß die Thaten König Heinrichs zur Sicherung der deutschen Gränzen gegen die Feinde. Nun ein Blick auf das Verhältniß zu den Ungarn.

Als der Friede mit diesen zu Ende ging, erschienen ihre Gesandten im Jahre 932 und verlangten den Tribut. Statt desselben ward ihnen die Antwort: „Kein Tribut mehr den Feinden! Auf dem Schlachtfeld soll sich's zeigen, daß der Uebermuth endlich Züchtigung finden werde." Einer Sage nach hätte sich der abweisenden Antwort noch Hohn zugesellt, und ein räudiger Hund wäre statt des Tributs den ungarischen Gesandten geschickt worden. Da zogen die Gesandten zornentbrannt fort, und bald genug erschienen die Ungarn in zahlreichen Geschwadern, um Rache zu nehmen und Beute zu holen. Ueber Süddeutschland erging der erste Zug der verheerenden und plündernden Schaaren. Dann ergossen sich neue durch Böhmen über Norddeutschland. Nicht weit vom heutigen Wurzen, bei einem Ort, genannt Bichin, gewannen sie einen Sieg über das deutsche Heer, welches sich unter König Heinrichs Anführung ihnen entgegenstellte; dann theilten sie sich in zwei große Geschwader. Das eine überzog Thüringen und verheerte es auf das Entsetzlichste, bis es endlich bei Jechaburg, nicht weit von Sondershausen, Widerstand fand; an Sachsen und Thüringern, mannhaften Schaaren, von zwei sächsischen Grafen (Siegfried und Hermann) angeführt, brach sich zuerst der wilde Ungestüm der Ungarn und der Ruf ihrer Unüberwindlichkeit. Das andere große Geschwader wollte in's östliche Sachsenland eindringen. Es stand

aber nicht weit von Merseburg eine feste Burg, worin Graf Wido mit seiner Hausfrau, des Königs Schwester, war; die Ungarn, so wie sie vernahmen, daß darin reiche Beute zu finden sei, ritten dahin, um sie zu erobern. Aber Wido vertheidigte sich tapfer, und mittlerweile zog König Heinrich mit großer Heereskraft herbei, um den Feinden die Spitze zu bieten. Da ritten sie von Wido's Burg fort, nördlich gen Sachsen. Als der König sie traf, stellte er seine Schaaren in Schlachtordnung und sprach: „Heute gilt's! Heute laßt uns, lieben Landsleute, der Tapferkeit und des Ruhms unserer Väter gedenken! Helf uns Gott, daß wir, ihrer würdig, die deutsche Erde von der Botmäßigkeit der Feinde, und den deutschen Namen von aller Makel erretten. Frohen Muths, Landsleute! da wir um solche Güter, für's Theuerste und Heiligste kämpfen, wird Gott mit seiner Kraft bei uns seyn, und hilft uns streiten!" Des Königs Selbstgefühl und Gottvertrauen erfüllte auch das wehrhafte Volk, zu Fuß und zu Roß trefflich geübt und voll Begier, sich zu Roß mit den wilden Reitern, den Magyaren, zu messen; ein tüchtiger Kern war dabei in den Friesen zu schauen, ein herrlicher Stamm, der, was von ihm zu halten sei, durch sein Landrecht zu erkennen gab, worinnen der Hauptspruch stand: „Die Friesen sollen frei seyn, so lange der Wind aus den Wolken wehen und die Welt stehen wird." Solcher Sinn, im Volksrecht ausgesprochen, trifft den Feind in der Schlacht. Als diese losbrach, war's ein Kampf gegen die Ungarn nicht bloß, war's auch ein Wettkampf unter den Deutschen selber um den Preis der Tapferkeit. Vergeblich jetzt die so lang gefürchteten Reiterkunststücke der Ungarn; sie schreckten und verwirrten die Deutschen nicht mehr; jetzt konnten diese sie vereiteln und gleichfalls ausführen, den Feind dadurch zersplittern, während die Kämpfer zu Fuß in Massen Bahn brachen und niederschmetterten. So ward den Deutschen der Sieg zu Theil, und in wilder Verwirrung flohen die Ungarn vom Wahlplatz, weiter und immer weiter bis gen Dalemincien hin. Ihr Lager mit der reichen Beute ward von den Deutschen erobert, eigentlich nur altes Eigenthum der Deutschen, von den Ungarn geraubt und nun wieder in rechtmäßigem Besitz. Nach diesem Siege ließ König Heinrich, welcher nicht ohne Grund neue Angriffe der Feinde besorgte, sein Heer den Winter über in Thüringen bleiben und blieb selbst in der festen

Burg Werla, um rasch an der Spitze der Schaaren stehen zu können, so wie der Tag der Gefahr ihn berief.

Und bald brach dieser Tag an. Im folgenden Jahre (933) begannen die Ungarn ihre Einfälle in Thüringen, erneuerten sie ihre Angriffe. König Heinrich wußte klar, was er wollte, und that rasch, was er sollte. Zuerst kleine Gefechte; dann lockte er sie durch einen geringen Schwarm, den er eigens abgeschickt, daß sie zum Angriff seiner ganzen Macht sich zusammenthaten, die er bei Keuschberg, unfern von Merseburg, in günstiger Stellung geschaart hatte. Furchtbar war der Angriff der Ungarn; ihr wildes Kampfgeschrei erscholl weithin, die Deutschen aber stimmten fromme Gesänge an, und wohl war's auch ein Gottesstreit, diese Entscheidungsschlacht; denn ein Gottesstreit ist's immer, wenn ein Volk um Ehre und Freiheit kämpft; Volkssache ist Gottessache; selbst wenn ein Volk in einem solchen Kampfe unterliegt, ist das Unterliegen Dessen, der lieber Tod als Schande und Knechtschaft will, belebend und fruchtbringend für alle Zeiten. Damals gab Gott den Deutschen den Sieg, so gewaltig auch der Feinde Macht und Grimm war, und wenn auch die Hoffnung fast schon verloren schien. König Heinrich war überall, wo das Volk, von den Feinden bedrängt, seiner bedurfte; und so soll ein König seyn, im Krieg wie im Frieden, seines Volkes eingeborner Erster durch die That, und so fühl' ihn dann auch das Volk, ein freies, das heißt das beste, das wahre als wahren König; so mag's wohl denken, wie's damals dachte: daß dem König Heinrich ein Engel Gottes voranging uud ihn deckte. Diese Schlacht entschied die Achtung der Magyarn vor deutscher Tapferkeit, die Sicherheit Norddeutschlands vor ihren Angriffen. Weit und weit waren sie, — glücklich dem Schwert der Sieger zu entrinnen, in rasender Verwirrung geflohen, — ihre Anführer als Leichen, ihre Beute und Feldzeichen zur Verherrlichung des Sieges den Siegern auf dem Wahlplatze zurücklassend. König Heinrich aber fand für jenen Tag den Schlußstein seines ganzen Lebens, keinen schönern Dank, als den Zuruf des Volkes: „Vater des Vaterlandes!" Damals galt in diesem Ruf noch jedes Wort, damals hatte ihn Schmeichelei noch nicht entweiht und bedeutungslos gemacht. Und nicht bloß durch diese Schlacht vom Jahre 933, hauptsächlich auch durch die Saatkörner des Bürgerthums, die er gelegt, hat König Heinrich, der Sachse,

den Namen „Vater des Vaterlandes“ vollgültig verdient. Die Saat ging auf und trug Frucht; was Herrliches im Vaterland in neuerer und neuester Zeit geworden, was je in künftigen Zeiten an Heil und Ehren aus ihm erwachsen wird, es erhob und erhebt sich aus der starken Wurzel des deutschen Bürgerthums, der gesunden Wurzel deutschen Staatslebens jetzt und immerdar.

König Heinrich überlebte nicht lange die Freude, daß er alle Sorgen und Mühen seines Lebens durch einen glorreichen Erfolg gekrönt sah! Wie Wenigen wird diese Gunst des Schicksals zu Theil! Und doch ist der, dem sie nicht zu Theil wird, nicht minder glücklich, wenn er nur treu und fest im Streben nach dem, was er als seines Lebens Ziel erkannt, ausgeharrt hat. Das ist das Große der sogenannten Kleinen auf der Erde; die großen Großen sind gezählt, die hinschreiten können inmitten der Kraft, wenn sie das gethan, wofür sie auftreten; sei's daß sie in frischer Jugend oder im vollen Mannesalter hinscheiden mußten, gleichviel, wenn sie nur vollbracht, was sie vollbringen sollten, und wenn sie's bewußt vollbracht!

König Heinrich war noch ein vollkräftiger Mann, als ihn 935 ein Schlagfluß traf. Er fühlte, daß von da an seine Kraft im Abnehmen sei, und war auf das Schicksal Deutschlands bedacht, wer die Krone würdig und zum Heil des Volks tragen würde. Was ehrt ihn mehr, als daß er, vom Volke hochgeehrt, die Rechte der Fürsten ehrte, die dessen Rechte vertraten? Er versammelte sie in Erfurt, welches damals Erpesfort hieß, auf daß sie durch freie Wahl seinen Nachfolger bestimmen möchten. Mochte er auch wünschen, daß die Würde eines deutschen Königs bei seinem Hause bliebe (der Wunsch ist entschuldbar, weil Heinrich die deutsche Krone wieder zu Ehren gebracht) — er achtete das uralte Volksrecht der Wahl. Deßhalb befolgte er, wie er in seinem Ansehen wohl gekonnt hätte, das verderbliche Beispiel der Frankenkönige nicht, welche das Reich bloß wie ein Familiengut betrachtet, und es unter die Söhne getheilt hatten, auf daß jeder zufriedengestellt werde. Sein Sohn aus erster Ehe mit jener Hadeburg, — Thankmar hieß derselbe — kam nicht in Betracht. Von seinen Söhnen, die ihm Mathilde geboren, hieß der erste Otto, der zweite Heinrich; Otto war ihm geboren worden, als

er noch bloß Sachsenherzog und nicht schon König der Deutschen war; als er die Krone der Deutschen trug, hatte ihm Mathilde Heinrich geboren, und darauf mochte dieser wohl Hoffnung begründen, daß ihm jene Krone zu Theil werden würde. Aber die Fürsten wählten Otto zum König der Deutschen. Der König empfahl diesen seinen Sohn, einen Mann voller Thatkraft und Ehrbegierde, voll hoher Gedanken für die Herrlichkeit der Würde eines Königs der Deutschen.

Als König Heinrich zu Erfurt jenes Werk bestellt, zog er gen Memleben an der Unstrut in der güldnen Au; da ward er krank und fühlte, daß seine letzte Stunde nahe sei. Also nahm er Abschied von seiner geliebten Hausfrau Mathide, und starb, während sie in der Kirche für ihn betete, umgeben von seinen Söhnen und den ältesten Sachsenfürsten, am 2 Juli des Jahres 936. Seine Leiche ward nach Quedlinburg gebracht, der Stadt, die er gegründet und immerdar lieb und werth gehalten hatte.

„Wehe dem Lande, dessen König ein Kind ist," hatte das Volk beim Ausgange des Karolinger gerufen; — „wohl dem Lande, dessen König ein Mann ist," konnte es rufen, als König Heinrich, der Sachse, die deutsche Krone trug. Das war ein Mann im vollen Sinne des Wortes, und so lange deutsche Bürger leben, soll König Heinrichs in hohen Ehren gedacht werden! Den Vogelsteller nennt ihn die alte Volksüberlieferung. Ja wohl ein Vogelsteller! Hat er doch den deutschen Adler wieder zurecht gestellt! Und behalte doch das deutsche Volk vom Adler für alle Zeiten den rechten Adlersblick und das Königliche, daß es über allen Völkern der Erde sei, König der Gedanken, wie der Adler König in Lüften, nah auf die Freiheit blicke, wie der Adler in die Sonne.

Eduard Duller.

Kaiser Otto I.

Vom Grabe seines Vaters zu Quedlinburg zog Otto, begleitet von den Fürsten, welche ihn noch bei Lebzeiten König Hrinrichs zum Oberhaupt des Reichs erwählt hatten, nach Aachen zur Krönung. Es war am 8 August des Jahres 936, als in einer Halle neben dem Dom die Herzoge von Franken, Lothringen, Baiern und Schwaben zusammen traten, im Namen der Volksstämme, an deren Spitze sie standen, die Wahl Otto's von Sachsen erneuerten, und ihm als König der Deutschen huldigten. Hierauf begab er sich mit ihnen in den Dom, wo das Volk versammelt war und auf den Anruf des Erzbischofs von Mainz frohlockend mit aufgehobenen Händen die Wahl anerkannte. Ueber das Recht, wem es gebühre, den König zu krönen, hatten die drei Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier Streit erhoben, welcher also verglichen worden, daß der Erzbischof von Mainz, als Primas von Deutschland, den König mit dem Schwerte Kaiser Karls des Großen umgürtete, ihm dessen Mantel und Armringe anthat, ihm Scepter und Stab übergab, ihn mit dem geweihten Oele salbte, und ihm dann mit Hülfe der beiden andern Erzbischöfe die Krone auf's Haupt setzte; hierauf führten alle Drei ihn zwischen zwei Marmorsäulen hindurch zum Throne. Bei dem Krönungsmahle, welches im Kaiserpalast Karls des Großen stattfand, saß König Otto am Marmortisch und die Fürsten des Reichs bedienten ihn; Herzog Giselbrecht von Lothringen war der Wirth, weil die Stadt Aachen zu seinem Lande gehörte; die Besorgung des Mahls ward dem Herzog Eberhard von Franken

zu Theil, das Mundschenkenamt dem Herzog Herrmann von Schwaben, das Marschallsamt dem Baierherzog Arnulf. Dieß ist der Ursprung der Reichserzämter.

Otto stand, als er die Krone empfing, in der Fülle seiner Kraft, und bald fand er Gelegenheit, sie durch die That zu beweisen, seinen Muth, seine Ausdauer an den Tag zu legen. Er besaß glänzende Eigenschaften, wie ein König deren bedarf, wenn er sein schweres Amt genügend verwalten will, Gerechtigkeitsliebe und Milde, Umsicht und durchgreifende Festigkeit des Karakters. Ungeachtet dieser Eigenschaften konnte er Unruhe und Zwiespalt im eigenen Hause nicht vermeiden und den alten Stammhaß zwischen Franken und Sachsen, welcher unter der Herrschaft seines Vaters Heinrich völlig ausgeglichen schien, nicht so leicht versöhnen; und zwar aus dem Grunde, weil er, die Vergrößerung und Befestigung der Macht seines Hauses allzusehr anstrebend, die großen Herzogthümer mit Gliedern seiner Familie zu besetzen suchte; er hoffte sich hierdurch ihrer Treue zu versichern und den Verband der Reichseinheit um so fester zu schließen, mußte jedoch ganz entgegen gesetzte Folgen dieser Politik erfahren.

Seine erste Handlung als König war ein Zug gegen den trotzigen Herzog Boleslav von Böhmen, welcher seinen Bruder Wenzeslav ermordet hatte und das oberlehnsherrliche Ansehen der deutschen Könige über Böhmen nicht anerkennen wollte. Otto sandte zwei Heere gegen Boleslav, welcher jedoch lange Jahre (bis 950) den kräftigsten Widerstand leistete. Des Königs Thätigkeit war gleichzeitig auch an andern Orten in Anspruch genommen; insbesondere in Baiern, wo nach dem Tode des Herzogs Arnulf (937) dessen Söhne, die Oberlehnsherrlichkeit des Königs nicht anerkennend, als unabhängige Fürsten herrschen wollten. Rasch wandte sich Otto mit Heereskraft gegen sie und das Glück war ihm hold. Er nahm den Söhnen Arnulf's das Land Baiern und übergab es ihrem Oheim Berthold, bestellte jedoch, als Gegengewicht der herzoglichen Gewalt, die Pfalzgrafenwürde und verlieh sie Arnulf, einem der drei Brüder; der Pfalzgraf saß zu Regensburg.

Die alte Eifersucht zwischen Franken und Sachsen kam dadurch zum Ausbruch, daß die Ersteren, welche noch immer nicht vergessen konnten, wie lange Zeit die Könige nur aus fränkischem Stamm gewählt worden waren, nunmehr unter dem

zweiten Könige von sächsischer Abkunft überall die Sachsen begünstigt und ausgezeichnet zu sehen wähnten. Von allen Franken empfand dieß keiner mit größerem Groll als Herzog Eberhard, derselbe, welcher einst nach seines Bruders Konrad Tod ein so herrliches Beispiel von Uneigennützigkeit, Selbstverläugnung und deutscher Treue gegeben hatte. Seine Erbitterung wurde auf's äußerste gereizt, als ihm König Otto, wegen Bruch des Landfriedens, auf dem Reichstag zu Magdeburg im Jahre 936 mit einer schweren Vermögensstrafe belegte und seine Anhänger zu der Strafe des Hundetragens verurtheilte. Während sich nun Otto in Baiern befand, verband sich Eberhard mit Thankmar, des Königs Stiefbruder, welcher sich von Otto zurückgesetzt glaubte, in Sachsen offene Fehde erhob und die Ehresburg eroberte; Eberhard nahm Otto's jüngeren Bruder Heinrich gefangen. Doch rasch wandte sich von beiden Verbündeten das Glück, als der König aus Baiern zurück eilte, und, durch die Treue seiner Sachsen unterstützt, die Ehresburg wieder in seine Gewalt bekam. Vergeblich hatte er seinen Stiefbruder zu Frieden und Versöhnung aufgefordert; Thankmar widerstand ihm trotzig, wurde jedoch bei der Einnahme der Ehresburg in der Kirche, in welche er sich geflüchtet, am Altare durch einen Lanzenwurf getödtet. Als sich Eberhard überzeugte, daß ihm bei des Königs raschem Waffenglück nur Unterwerfung übrig blieb, heuchelte er diese und schuf dem König in dessen Bruder Heinrich, welchen er noch als Gefangenen bewahrte, einen neuen, gefährlichen Feind. Heinrich trachtete selbst nach der Krone und glaubte deßhalb ein Recht auf dieselbe zu haben, weil er, wiewohl der jüngere Bruder, doch im Purpur geboren sei; darum lieh er den Worten Eberhards, als ihn dieser zur Empörung reizte, gern sein Ohr. Beide wußten ihre wahren Gesinnungen trefflich zu verbergen; Eberhard gab den gefangenen Heinrich frei und erhielt auf dessen Fürbitte, so wie auf die des Erzbischofs Friedrich von Mainz, welcher mit ihnen heimlich im Bunde war, des Königs Verzeihung. Heinrich säumte nicht lange, seine verrätherische Absicht zu verwirklichen und begab sich zu des Königs Schwager, dem Herzog Giselbert von Lothringen, welchen er gleichfalls zum Abfall bewog. Lothringen sollte der Sammelplatz aller Feinde, in deren Bund auch der König von Frankreich, schon damals nach der Oberherrlichkeit über Lothringen trachtend,

eintrat, — der Heerd des Krieges werden. Bald fielen auch die Bischöfe von Mainz und Straßburg von König Otto ab, und dieser befand sich in nicht geringer Gefahr, als das Glück plötzlich auf seine Seite trat. Wie seine eigenen Verwandten gegen ihn, so standen jene Eberhards, die salischen Grafen, treu für ihn. Es waren Udo, Herrmann und Konrad Kurzbold, der Letztere Graf in Niederlahngau, klein von Gestalt (daher sein Beiname), aber berühmt und in Liedern gefeiert, wegen seiner erstaunlichen körperlichen Kraft, seines Muths und seiner Weisheit. Es war im Jahre 939, als Giselbert und Eberhard, von einem Zug in Otto's Erblande mit reicher Beute zurückkehrend, bei Andernach an den Rhein kamen; die salischen Grafen waren ihnen gefolgt und hatten Kundschaft erhalten: das feindliche Heer sei bereits über den Strom geschifft, Giselbert und Eberhard aber saßen noch sorglos beim Mahl diesseits des Rheins. Rasch unternahmen jetzt die salischen Grafen den Angriff, Eberhard vertheidigte sich heldenhaft, bis er, aus vielen Wunden blutend, zu Boden sank und den Geist aufgab; Giselbert gewann einen Kahn, aber in demselben Augenblick, als er hineinsprang, durchstach ihn Konrad Kurzbold mit der Lanze und blutend stürzte er in den Strom, der ihn verschlang. Nun flüchtete Heinrich zu dem König von Frankreich, welcher jedoch Otto's kühnen Angriffen nicht lange Widerstand zu leisten vermochte, und sich genöthigt sah, Frieden zu schließen. Lothringen unterwarf sich und Otto verzieh allen Theilnehmern an der Empörung, — auch seinem Bruder Heinrich.

Gleichwohl vermochte dieser den Reiz der Herrschsucht noch nicht zu bezähmen und ließ sich von demselben so weit hinreißen, daß er in Verbindung mit mehren mißvergnügten sächsischen Großen einen Anschlag zur Ermordung des Königs unternahm; zu Quedlinburg, wo Otto im Jahre 941 Ostern feiern wollte, sollte der Anschlag ausgeführt werden. Zum Glück wurde das Vorhaben noch zu rechter Zeit entdeckt, und die Verschworenen, bis auf Heinrich, büßten mit dem Leben. Verlassen irrte nun Heinrich von einem Orte zum andern und suchte endlich die Gnade des Bruders wieder; sie ward ihm, als er diesem zu Füßen sank; so vollständig hatte Otto verziehen und vergessen, daß er, als nach Berthold's Tode (947) das Herzogthum Baiern erledigt ward, es Heinrich übertrug, zu nicht geringem Mißvergnügen der Baiern, welche statt des

Fremden lieber die Söhne des eingeborenen Herzoggeschlechtes erhöht sehen wollten, denn noch lebte ein Sohn Berthold's und Arnulf der Pfalzgraf zu Regensburg. Heinrich aber blieb von jener Zeit an seinem Bruder und dem Reiche getreu.

Wie Otto das Herzogthum Baiern an sein Haus gebracht, so verschaffte er auch seinem Sohne Ludolf die Herzogswürde über ein großes und mächtiges deutsches Land, indem er ihn mit der Tochter des Herzogs Herrmann von Schwaben vermälte, nach dessen Tode Ludolf die Herrschaft antrat. Seinem Eidam, dem salischen Grafen Konrad dem Rothen, übergab er das Herzogthum Franken und später auch noch das Herzogthum Lothringen. Sein Stammherzogthum Sachsen erhielt Herrmann Billung, welcher den Krieg gegen Boleslav von Böhmen geführt und sich durch kühne Thaten gegen die Slaven auszeichnete.

Wider diese focht mit dem größten Glück der gewaltige Markgraf Gero, der von sich rühmen konnte, daß er eben so viele Siege errungen als Schlachten geschlagen, auf dem jedoch auch der Vorwurf lastet, daß er seinen Ruhm durch Treulosigkeit befleckte; denn als er vernommen hatte, daß dreißig verbündete Slavenfürsten ihn überfallen wollten, lud er sie zu Gast, machte sie trunken und ließ sie in diesem Zustand ermorden. Die Sicherung Deutschlands gegen die Slaven, die Bekehrung derselben, die Auflösung ihres Volksthums durch Einführung deutscher Sitte, deutscher Lehens- und Gauverfassung, die Befestigung des Christenthums durch Errichtung von Bisthümern (wie Magdeburg und Havelberg), betrachtete König Otto als eine von den Hauptaufgaben seines Lebens. Und allerdings war die Vollbringung dieses Werkes von der höchsten Wichtigkeit für Deutschland; nicht zu rechtfertigen dagegen ist die Art, wie es vollbracht wurde, die rohe Barbarei, mit welcher die Deutschen den besiegten Slaven begegneten; der alte Nationalhaß gegen die Unterdrücker mußte eben dadurch als Tücke fortglimmen. Von allen slavischen Völkerschaften setzten die Wenden den Deutschen den hartnäckigsten Widerstand entgegen. Nach harten Kämpfen gelang es dem Markgrafen Gero im Jahre 940 sie vollständig zu besiegen; doch versuchten sie im Jahre 955 eine allgemeine Empörung; Herrmann Billung gerieth in die äußerste Gefahr, bis der König selbst ihm schnell zu Hülfe zog. Am Einfluß der Dosse in die

Havel schlug er sein Lager auf, wurde jedoch von den Obotriten, Ukrern, und andern slavischen Völkerschaften vollständig eingeschlossen; Hungersnoth und Seuchen bedrängten überdem sein Heer. In dieser Gefahr erschien Markgraf Gero plötzlich als Retter und errang am 16 Oktober 955 einen glänzenden Sieg über die Feinde. Auch gegen die Polen focht Markgraf Gero mit Glück; zweimal überwand er Herzog Miesiko (958 und 959). Ein Sieg über slavische Völkerschaften in der heutigen Lausitz (963) war des gewaltigen Markgrafen Gero letztes Waffenwerk; er erkaufte diesen Sieg mit dem Verluste seines Sohnes, und so mächtig kam der Gram über ihn, daß er nach Rom pilgerte, dort sein Schwert auf den Altar des heiligen Petrus legte, den Harnisch austhat und den Rest seiner Tage demüthig im Mönchsgewande verlebte. Er starb im Jahr 965.

Wie gegen die Slaven so suchte König Otto die Gränzen des Reiches, deutsche Art und das Christenthum auch gegen die Dänen zu sichern, und im Norden auszubreiten. Das war der geistige Lebenspuls, welcher die Kraft der gewaltigen Naturen jener Zeit bewegte, das erste Gesetz, welches ihnen Halt und Richtung gab. Sie begriffen das Ewige der Christuslehre nicht, sie waren bloß überwältigt von der höheren Nothwendigkeit, und stark in ihrer Liebe wie in ihrem Hasse, ihr Leben einsetzend, fochten sie die Sache frisch mit dem Schwerte aus, und bauten Dome, stifteten Klöster. Bei der durchgreifenden Hälftung der mittelalterlichen Weltanschauung that der Laie, was ihm zunächst lag, — eben die frische That und baute sich so die Brücke nach dem Jenseits, wo das Verdienst der Vermittler in der unsichtbaren Welt begann. Doch zurück jetzt von dieser Betrachtung zu Otto und den Dänen. Sie hatten, aus ihren Gränzen hervorbrechend, die Mark Schleswig zerstört, welche König Heinrich I. zum Schutze des deutschen Reiches wider sie aufgerichtet und mit deutschen Ansiedlern versehen. Sobald König Otto dieß vernahm, brach er mit Heereskraft wider die Dänen auf (948), und drang bis an die Spitze von Jütland vor; eine Ueberlieferung meldet: er habe seine Lanze in die See geschleudert, und der Meerbusen davon den Namen „Ottensund" erhalten.

Harald Blauzahn, der Dänenkönig, bei Schleswig geschlagen, mußte sein Reich dem König der Deutschen zu Lehen

übertragen und sich taufen lassen. Otto aber erweiterte die Gränzen der Mark von der Eider bis zur Schleie, und errichtete drei Bisthümer, zu Schleswig, Ripen und Aarhus.

So stand König Otto hochgeehrt an der Spitze des deutschen Reiches, dessen Ansehen er wider die Feinde befestigt; und weithin erging der Ruf von seiner Herrlichkeit. Auch nach Italien drang derselbe, wo seit geraumer Zeit alle Verhältnisse in der größten Verwirrung waren. Der Ausgangspunkt dieser Verwirrung lag in der Stellung des durch Karl den Großen wieder hergestellten abendländischen Kaiserthums. Seit Arnulf hatte kein deutscher König die Kaiserwürde erlangt, und war diese der Gegenstand der heftigsten Streitigkeiten gewesen. Die Könige Lombardiens, die griechischen Kaiser (denen Apulien und Kalabrien gehörten) und noch andere fremde Fürsten machten darauf Ansprüche. Während von Norden Ungarn, von Süden her Araber die herrliche Halbinsel auf das Furchtbarste bedrängten, fehlte dem alten natürlichen Mittelpunkte Rom, die durch die geistliche Herrschaft verjüngte gesammelte Kraft; denn es fehlte der sittliche Antrieb; die Autorität der Bischöfe von Rom (Päbste) schwand unter den Umtrieben einer von schamlosen Frauen geleiteten Adelspartei. Nach vielem Wechsel der Könige von Italien behauptete sich endlich als solcher Berengar, Markgraf von Ivrea, welcher im Verdachte stand, daß er sich seines Nebenbuhlers, des Königs Lothar, durch Gift entledigt habe; gleichwohl wollte er dessen Wittwe, die schöne und geistreiche burgundische Königstochter Adelheid zwingen, sich mit seinem häßlichen Sohne Adalbert zu vermählen. Als sich Adelheid dessen weigerte, ließ Berengar sie auf einem Schlosse am Gardasee gefangen halten. Nach vier Monaten entfloh sie mit Hülfe eines getreuen Kapellans, nach der festen Burg Canossa, deren Herr, Azzo, sie gegen Berengars Angriffe mannhaft vertheidigte. Die zwanzigjährige schöne Königswittwe Adelheid aber wendete sich nun von Canossa aus an den deutschen König Otto, welcher seine Hausfrau Edith durch den Tod verloren hatte, bat ihn um Rettung aus ihrer schweren Bedrängniß, und bot ihm mit ihrer Hand zugleich das Königreich Italien an. Otto säumte nicht, und erschien, an der Spitze eines stattlichen Heeres, bei welchem sich sein Sohn Ludolf und sein Bruder Heinrich befanden, im Jahre 951 in Italien.. Bei

seiner Ankunft ließ Berengar von der Belagerung Canossas ab, und seine Anhänger verließen ihn; Pavia ergab sich dem Könige der Deutschen, welcher alsobald in dieser alten Hauptstadt des longobardischen Reiches seine Vermählung mit Adelheid in großer Pracht und Herrlichkeit feierte. Im nächsten Jahre kehrte er mit seiner schönen Hausfrau nach Deutschland heim, indem er den Herzog Konrad von Franken und Lothringen in Italien zurückließ. Der Ueberredungskunst Konrads gelang es, daß sich Berengar entschloß, sich dem König Otto zu unterwerfen und zu diesem Ende nach Deutschland zu ziehen; dort würde ihn Otto, (so versprach Konrad dem Berengar) mit Italien belehnen. Demgemäß handelte Berengar und erkannte also hiemit thatsächlich die Oberlehensherrlichkeit des Königs der Deutschen über Italien an. Aber durch die Einreden seiner Gemahlin Adelheid bewogen, ließ Otto den Berengar, als dieser nach Magdeburg kam, drei Tage lang warten, und gab ihm endlich keinen andern Bescheid, als daß sich Berengar vom Frühjahr bis zum Herbst mit der Belehnung gedulden solle. Ottos Bruder, der Baierherzog Heinrich, war hiebei nicht ohne Einfluß gewesen, und als Otto später dem Berengar auf dem Reichstag zu Augsburg das Königreich Italien verlieh, behielt Heinrich die Marken Verona und Aquileja.

Dieß Benehmen verletzte nicht sowohl Berengars Stolz, als es auch den Herzog Konrad auf's Empfindlichste kränkte, weil er sich dadurch in Beziehung auf sein Versprechen gleichsam der Lüge geziehen wähnte; nicht minder erbittert war Ludolf, des Königs Sohn aus erster Ehe, über den Einfluß seiner schönen Stiefmutter; er befürchtete auch, daß neue Erben seine Ansprüche beeinträchtigen würden. Eben so kränkte es diesen, daß Adelheid mit seinem Oheim, dem Baierherzog Heinrich, Partei gegen ihn ergriff. Die gemeinsame Mißstimmung vereinigte alsobald Konrad, den Herzog von Franken und Lothringen, Ludolf den Königsohn, Otto's alten Gegner, den Erzbischof Friedrich von Mainz, wie auch den Pfalzgrafen Arnulf von Baiern, welcher längst dem sächsischen Heinrich gram war, wie noch viele andere in Baierland, die den Gedanken noch immer nicht ertragen mochten, daß das eingeborene Herzogsgeschlecht der Schyren von der Herrschaft verdrängt worden sei. Alle zusammen erhoben bald in offener Empörung die Waffen gegen das Oberhaupt des deutschen Reiches. Lu-

dolf und Konrad befanden sich in dem festen Mainz und vertheidigten sich tapfer, als der König im Jahr 953 mit seinen Sachsen vor die Stadt kam, um sie zu erobern. Endlich zog Otto es vor, der Erste zu seyn, der zur Versöhnung bereit sei; er bot seinem Sohne und Eidam, als sie zu ihm ins Lager heraus kamen, Verzeihung, als sie jedoch dieselbe auch für ihre Anhänger verlangten, fand Otto dieß unvereinbar mit seiner Königspflicht, und sie hielten es für ehrlos, ihre Freunde preis zu geben. Heinrich von Baiern schürte noch die Mißstimmung, die sich daraus ergab, indem er seinen Neffen wegen der Empörung gegen den Vater hart schmähte, — er, der selbst so treulos gegen den Bruder gehandelt hatte. Dieser Uebermuth des Baiernherzogs zerriß alle Versuche zur Versöhnung. Da ging Ludolf nach Baiern, zu dem Pfalzgrafen Arnulf nach Regensburg, wo beide sich vertheidigten; Konrad entwich nach Lothringen; es heißt: er habe in der Verblendung seines Grimmes, die Erbfeinde der Deutschen in jener Zeit, die Ungarn, herbei gerufen. Alsobald zog der König nach Baiern, vor Regensburg, wo sich seine Gegner lange auf's Tapferste vertheidigten, (bis zu Ende des Jahres 954). Endlich erkannte Konrad sein Unrecht gegen das deutsche Reich, und unterwarf sich; der Pfalzgraf Arnulf blieb bei einem Ausfall, und Ludolf floh nach Schwaben. Ganz Baiern unterwarf sich, als Regensburg gefallen war, dem König und dessen Lehensträger, dem Herzog Heinrich. Ludolf aber suchte, in bitterem Gram, die Verzeihung seines Vaters, fand diesen zu Saalfeld auf der Jagd, sank ihm barfuß und weinend zu Füßen und ward von ihm in Gnaden angenommen. Doch sein Herzogthum Schwaben bekam er nicht wieder; Otto hatte es an einen Grafen Burkhard verliehen, wie Lothringen an seinen jüngern Bruder, Bruno Erzbischof von Köln. Später theilte er Lothringen, und übergab Oberlothringen an der Mosel dem Herzog Friedrich, Niederlothringen an der Maas dem Herzog Gottfried.

Nicht lange hatten die Ungarn gesäumt, dem Ruf, welchen Konrad von Franken durch den Bischof Herold von Salzburg an sie gerichtet, Folge zu leisten. Bulzu, ihr König, zog mit vier Fürsten und einem ungeheuren Heer (die Zahl der streitbaren Männer soll 100,000 überstiegen haben) durch das Donauthal heran, nach dem Schwarzwald hin. Sie hatten den

Tag zu rächen, an welchem die deutsche Reichsfahne mit dem Bild des Erzengels Michael bei Merseburg siegreich geweht, und der Zauber magyarischer Unbezwinglichkeit gebrochen worden. Prahlerisch drohte Bulzu: „Die Rosse der Ungarn sollen jede Spur der neuen deutschen Städte zerstampfen; sie werden die Flüsse aussaufen," fügte er hinzu, „daß die Ungarn durchs trockene Bette ziehen." Und wohl geschahen der Gräuel genug, um die Drohung zu rechtfertigen; wo immer die Ungarn auf ihrem Verheerungszuge hinkamen, loderten Kirchen, Klöster, Dörfer in Flammen auf, wurden Geistliche und Laien auf barbarische Weise ermordet oder mißhandelt. So drangen die Ungarn unaufhaltsam bis nach Frankreich vor, von wo sie, mit reicher Beute beladen, im folgenden Jahre (955) nach Deutschland zurückkehrten. Sie lagerten am Lech, vor Augsburg, wo der fromme und unerschrockene Bischof Udalrich die Bewohner im Vertrauen auf Gott und die eigene Kraft bestärkte und durch sein eigenes Beispiel zum ausdauernden Widerstand gegen die Stürme der Feinde begeisterte. Ohne Helm und Harnisch, in seinem Priestergewande stand er bei den Bürgern auf der Mauer, während die Pfeile der Ungarn ihn umschwirrten und blieb, wie durch eine höhere Hand beschützt, unversehrt. Inzwischen hatte König Otto den Heerbann in die Gegend von Augsburg berufen, um den Ungarn zur Entscheidungsschlacht entgegen zu treten. In den ersten Tagen des August waren die Heerhaufen der verschiedenen deutschen Völkerschaften versammelt; auch Böhmen unter ihrem Herzog Boleslav. Als die Ungarn Nachricht davon bekamen, zogen sie von Augsburg ab und dem deutschen Heere an den Lech entgegen; die Augsburger aber verließen nun unter Udalrichs Anführung ihre Stadt, und verstärkten durch ihren Anschluß die deutsche Streitmacht.

Am neunten August ließ der König ein allgemeines Fasten und Beten im ganzen Heere anordnen; am folgenden Tage beschloß er die Schlacht zu liefern. Er theilte die ganze Heeresmacht in acht Haufen. Die drei ersten bestanden blos aus Baiern, an deren Spitze Graf Eberhard von Sempt stand, weil Herzog Heinrich durch Krankheit von persönlicher Theilnahme an der Schlacht abgehalten wurde. Der vierte Haufe bestand aus Franken, welche Herzog Konrad anführte, voll heißer Begierde, die schwere Schuld, die er in seiner Zorn-

verblendung auf sich geladen, durch Heldenmuth und Heldentod zu sühnen. Den fünften Haufen bildeten die Sachsen; da sah man die auserlesensten Kampfhelden und an ihrer Spitze den König, dem die Reichsfahne mit dem Bilde des Drachenüberwinders Michael vorgetragen wurde. Aus den Schwaben, welche ihr Herzog Burkhard anführte, bestanden der sechste und siebente Haufe; der achte aus tausend Böhmen, welche im Nachzug das nöthige Kriegsgeräth bewahren sollten. Es war ein großer Augenblick als all diese streitbaren Völkerschaften den Eid zu Gott schwuren, treu wie Brüder bei und für einander zu stehen. Die Ungarn konnten die Schlacht kaum erwarten; mit wildem Ungestüm sprengten sie auf ihren Rossen durch den Lech, welcher sie von der auf dem Lechfeld in Schlachtordnung aufgestellten deutschen Heeresmacht trennte. Nach ihrer gewohnten Angriffsweise schwärmen sie, zuerst herausfordernd, rings um das ganze deutsche Heer; dann dringen sie plötzlich mit voller Macht auf die Böhmen ein; weithin schallt ihr Schlachtgeheul über die Ebene, und nicht lange vermögen die Böhmen Widerstand zu leisten, ihre Reihen sind gebrochen, sie werfen sich in wilde Flucht und geben Troß und Kriegsgeräth preis. Schon dringen sie jetzt auch auf die Schwaben ein, schon beginnen diese vor dem ungeheuren Stoß zu weichen. „Da hilft nicht Menschenkraft, nur Gott allein," spricht der König bang, und sinkt auf die Knie im brünstigen Gebet; es ist der Festtag des heiligen Laurentius und Otto gelobt diesem ein Bisthum zu stiften, wenn die himmlischen Mächte den Christen wider die Heiden in dieser Stunde beistehen. Dabei bewahrt er selbst den sichern Feldherrnblick, die Geistesgegenwart, den Muth. Als er sieht, daß die Schwaben bei aller Tapferkeit zu weichen beginnen, beruft er Konrad und die Franken, sich dem Hauptandrang der Feinde entgegen zu stellen. Das ist die Stunde, in welcher sich Konrad den Ungarn zeigen, in welcher er seine Schuld lösen will. Es gelingt ihm, den Andrang aufzuhalten; nun bricht sich die wilde Kraft an dem festen Muth. Er selbst findet, was er gesucht, den Tod fürs Vaterland; wie er sich in der Hitze des Gefechts den Helm losbindet, trifft ihn ein Pfeil im Hals, er stürzt vom Rosse und stirbt. Furchtbar tobt die Schlacht, noch schwankt das Glück. Da gibt der König den Ausschlag; an der Spitze seiner Helden, durch Zuruf und Beispiel begeisternd

rückt er gegen den Lech hin, damit die Ungarn auf ein immer engeres Feld zusammen gedrängt werden. Dieser Plan gelingt; bald vermögen die feindlichen Reiter von der Schnelligkeit ihrer Rosse, von ihrer Gewandtheit, von ihrer ganzen Kampfweise keinen Gebrauch mehr zu machen; bald bricht Verwirrung in ihre Reihen, und blind vor Schrecken suchen sie das letzte Heil in der Flucht. Doch sie entrinnen ihrem Schicksal nicht; wen das Schwert der Deutschen nicht erreicht, der findet im Lech sein Grab; wer vom Schlachtfeld entrinnt, wird von den nachsetzenden Siegern, vom ergrimmten Landvolk erschlagen. Zwei Tage dauerte die Verfolgung; von dem ganzen ungeheuren Heere kamen nur wenige (die Ueberlieferung sagt: nur sieben) in ihre Heimath wieder. Dieser Sieg auf dem Lechfeld vollendete, was jener bei Merseburg begonnen, — die Sicherung Deutschlands vor den Einfällen der Ungarn, welche nunmehr die Eisenburg an der Donau (das heutige Mölk) zur östlichen Gränze hatten, — er befestigte das Ansehen und die Ehre der deutschen Nation allen Fremden gegenüber. Aber auch manches theure Opfer hat er gekostet, manches Heldenleben; so, außer dem Frankenherzog Konrad, auch die schwäbischen Grafen Theobald und Reginald, Diepold von Kyburg, den Bischof von Eichstädt. Im Ungarnlager fanden die Sieger reiche Beute und viele Gefangene, welche nun die Freiheit wieder erhielten.

Ein Theil des Heeres hatte auf dem Schlachtfelde den König, welcher allen ruhmreich voran gefochten, jauchzend als Kaiser begrüßt. Eine günstige Vorbedeutung, welche sich bald erfüllen sollte! Otto war es beschieden, das Ansehen des deutschen Königthums mit dem Glanze der römischen Kaiserwürde wieder zu vereinigen, in der Art, wie dieß einst bei Karl dem Großen der Fall gewesen, und von jener Zeit an sollte im Glauben der Völker das deutsche Königthum die Grundlage der römischen Kaiserwürde seyn, der römisch-deutsche Kaiser der Erbe der alten römischen Weltherrschaft, — eine Ansicht, welche dem Stolz deutscher Kernnaturen wohl schmeicheln mußte, welche aber auch die Veranlassung vieler und schwerer Irrungen glühenden Nationalhasses und — durch Einführung des römischen Rechts in Deutschland — der schwersten Verluste für das Letztere wurde.

Während Otto durch die Kämpfe in Deutschland beschäf-

tigt war, hatte Berengar in Italien durch sein willkürliches Walten allgemeinen Haß auf sich geladen. Von dem Pabst Johann XII. um Hülfe angerufen, schickte Otto zuerst seinen Sohn Ludolf mit einem Heere dahin, welcher jedoch daselbst in der Blüthe seiner Jahre, wie man sagt, durch Gift (957) starb. Da nun Berengar in den Kirchenstaat eindrang und der Pabst so wie die Großen Italiens auf's neue Otto's Hülfe anriefen, so zog dieser im Jahr 961 mit seiner Gemahlin Adelheid und an der Spitze eines stattlichen Heeres dahin. Die geistlichen und weltlichen Fürsten entsetzten Berengar und wählten Otto zum König von Italien; als solcher wurde er zu Mailand gesalbt, und mit der eisernen Krone der Lombarden gekrönt. Dann zog er 962 nach Rom, wo ihm Senat, Ritter und Volk feierlich entgegen kamen, und ihn zum Vatikan begleiteten. Vor den silbernen Pforten der Peterskirche schwor er, der römischen Kirche getreuer Schirmherr zu seyn; am andern Tage salbte ihn der Pabst in der Peterskirche und setzte ihm die Kaiserkrone auf. Bald sollte er erfahren, welche schwere Bürde er übernommen, daß er seine ganze Thatkraft einsetzen mußte, wenn er das wirklich seyn wollte, was er hieß. Dem Pabst selbst war des Kaisers allzulange Anwesenheit und Herrscherthätigkeit in Italien keineswegs erwünscht; er verband sich heimlich mit der Partei Berengars, wurde jedoch durch eine Versammlung deutscher und italienischer Bischöfe, welche Otto im Jahre 963 nach Rom berufen hatte, abgesetzt, und ein neuer Pabst, Leo VIII., statt seiner erwählt. Seine Anhänger benützten jedoch während des Kaisers Winteraufenthalt in Rom 964 den Umstand, daß er den größten Theil seines deutschen Kriegsvolks hatte heimziehen lassen, zu einem offenen Angriff auf des Kaisers Leben; doch von einer kleinen Schaar tapfer vertheidigt, blieb er Sieger und ließ die Römer neuerdings Treue schwören. Kaum hatte er jedoch Rom im Frühjahr verlassen als abermals ein Aufruhr ausbrach, den er nicht minder glücklich dämpfte. Dann zog er nach Deutschland zurück und führte den gefangenen Berengar mit sich, welcher nach Bamberg gebracht wurde. Ein merkwürdiges Denkmal kaiserlichen Bewußtseins, welches Otto bei Gelegenheit dieses letzten Aufruhrs der Römer errichtet hatte, wurde nur zu bald wieder vergessen, nämlich das Grundgesetz, daß die deutschen Könige als Kaiser nicht der Anerkennung durch den Pabst be-

durften, sondern das Recht hatten: ihre Nachfolger selbst zu bestimmen, so wie ferner das Recht: die Päbste, Erzbischöfe und Bischöfe zu ernennen.

Während Kaiser Otto in Deutschland waltete, Bisthümer errichtete und für das früher unter Gero's alleiniger Verwaltung gestandene große Gränzland gegen die Slaven fünf Markgrafen bestellte, waren in Italien neue Unruhen ausgebrochen, welche sein kräftiges Einschreiten nöthig machten. Berengars Sohn, Adalbert, hatte nämlich die Sache seines Vaters aufgenommen, in Rom eiferten mächtige Adelsgeschlechter um die Herrschaft, herrschte Verwirrung der Parteien und war der von dem Kaiser ernannte neue Pabst, Johann XIII, vertrieben worden; so stand das kaiserliche Ansehen, nachdem Otto es kaum befestigt zu haben glaubte, in der äußersten Gefahr. Um dasselbe und die Ordnung herzustellen, sandte Otto den Herzog Burkhard von Schwaben mit einem Heere nach Italien. Bald hierauf (im Jahre 966) zog er selbst dahin und ließ ohne Nachsicht dreizehn adelige Römer aus den mächtigsten Häusern hinrichten; Johann XIII wurde in die päbstliche Würde wieder eingesetzt und mußte des Kaisers Sohn aus zweiter Ehe, Otto II, welchen die deutschen Fürsten auf des Kaisers Antrag bereits zum König gewählt hatten, zum Kaiser krönen; so übte er das in dem vorhin erwähnten Grundgesetz enthaltene Recht, wie auch schon früher durch Einsetzung der Päbste. Es gab dem Kaiser die größte Machtvollkommenheit, und nie hätte, wenn es durch längere Zeit behauptet worden wäre, die Hierarchie sich als eigene selbstständige Macht dem Kaiserthume gegenüber stellen können; — zum Letztenmale übte es König Heinrich der Dritte (1039—1056) nach dessen Tode Gregor VII kühn und gewaltigen Geistes es zertrümmerte.

So viel Kaiser Otto nach rastlosen Mühen und Anstrengungen bereits errungen hatte, so strebte er gleichwohl noch weiter; auch der südliche Theil Italiens, welcher bis dahin noch unter der Herrschaft der griechischen Kaiser stand, sollte nach seiner Absicht dem Länderumfange des römischen Kaiserthums einverleibt werden. Zu diesem Ende wünschte er eine Vermählung seines Sohnes Otto II mit der griechischen Prinzessin Theophania, welche diesem den Besitz Unteritaliens als Brautschatz bringen sollte. Der griechische Kaiser Nicephorus Phokas wies jedoch diesen Vorschlag stolz zurück und verlangte viel-

mehr von Otto, daß dieser auch Rom und den übrigen Theil Italiens an das griechische Kaiserthum zurückgebe, welches, wie man in Konstantinopel behauptete, in die ungetheilte Erbschaft der weiland römischen Weltmonarchie eingetreten sei. Er verhehlte seine Feindseligkeit, ja seine Verachtung gegen den römisch-deutschen Kaiser nicht, ließ die letztere den Gesandten desselben fühlen und verbündete sich mit dessen Gegner Adalbert. Da griff Otto zum Schwert und unternahm einen Einfall in Unteritalien, wobei die gefangenen Griechen die übermüthige Sprache, welche sich ihr Kaiser gegen den römisch-deutschen erlaubt hatte, durch grausame Mißhandlung büßen mußten. Bald hierauf wurde Nicephorus Phokas ermordet und sein Nachfolger Johannes Tzimisces schloß mit Otto Frieden, Theophania wurde mit Otto II verlobt und durch den Pabst (972) demselben anvermählt. Hierauf zogen die beiden Kaiser, Otto I und Otto II nach Deutschland.

Es war zu Ostern des Jahres 973, als Kaiser Otto I in seiner Pfalz zu Quedlinburg einen glänzenden Hoftag hielt. Umgeben von seinem Sohne, Otto II, von seiner Gemahlin Adelheid und seiner Schwiegertochter Theophania, von den Herzogen der deutschen Völkerschaften, wie von denen, welche die Oberlehnsherrlichkeit des deutschen Königs anerkannten, jenen von Böhmen und Polen, empfing er die Gesandten aus fremden Ländern, aus Griechenland, Bulgarien, Rußland, Ungarn, Dänemark und Italien, welche vor ihn traten. Welch eine Genugthuung für den in zahllosen Mühen und Kämpfen ergrauten Otto I, zu wissen, wie hoch er das Ansehen eines Königs der Deutschen erhoben, wie gewaltig er das eines römischen Kaisers wieder hergestellt hatte! Noch war er herrlich anzuschauen, der Greis mit dem weißen Haar und langem Bart, mit dem Feuer der Blicke, mit dem majestätischen Ausdruck, und dem Glanz der Milde, der die Würde umfloß.

Bald hierauf (am 7 Mai des Jahres 973) verschied Otto I zu Memleben in Thüringen, dem Sterbeorte seines Vaters Heinrich I, im einundsechszigsten Jahre seines Alters. Zu Magdeburg, wo er das Erzbisthum gestiftet, wurde er begraben.

Eduard Duller.

Johannes Gensfleisch
genannt
Gutenberg.

Die Geschichte reiht unter die größten Wohlthäter des Menschengeschlechtes Gutenberg, den Erfinder des Bücherdrucks. Indem er das Verfahren angab, aus beweglichen Lettern ein ganzes Buch zusammenzusetzen und abzudrucken, hat er, bewußt oder unbewußt, die geistige Umgestaltung der Staaten wie der Menschheit möglich gemacht, die seit vierhundert Jahren sich als unhemmbar bewährt.

Lange schon war Gutenberg's Erfindung vorbereitet durch die Kunstfertigkeit früherer Zeitalter. Die Griechen hatten ihre Siegelringe, mit denen sie Zeichen und Worte abdruckten; das Mittelalter hatte seine Holzschnitte, mittelst welcher es Bilder und Inschriften vervielfältigte: und wie leicht erscheint uns heutzutage der Uebergang von solchen eingeschnittenen Zeilen zu den einzelnen Lettern! Aber es ist gerade das Eigenthümliche jeder großen, schöpferischen Idee, daß sie klar und einfach wie ein Naturgesetz dasteht, sobald ein glücklicher Augenblick sie in's Dasein gerufen; sie erscheint uns dann als ein nothwendiges, als ein unausbleibliches Folgeglied in der fortschreitenden Reihe menschlicher Erfahrungen und Einsichten. Wollen wir jedoch das Verdienst des Erfinders und den Werth der Erfindung gerecht beurtheilen, so müssen wir das Wissen der vorangegangenen, und die neu bewirkten Zustände der folgenden Zeiten, mit in unsere Rechnung ziehen. Obschon manches Volk und manches Jahrhundert der Idee beweglicher Buchstaben eben so nahe gestanden hatten, als Gutenberg, so schritten sie doch vorüber, zufrieden mit ihrer Errungenschaft, ohne Ahnung einer an sich so leichten, so handgreiflichen (und doch so schwer auszufindenden) Verbesserung; und daß Guten-

berg eine solche Ahnung ein Leben lang mit sich umher trug, und ihr in den geheim verschlungenen Wegen des Geistes nachspürte, bis er sie in deutlichen Umrissen erfaßte, anschaute und zur Wirklichkeit ausformte, das ist sein großes, sein nie zu verkennendes Verdienst. Welchen Werth aber seine Erfindung haben mußte, das hat nur die Nachwelt zu bemessen vermocht, die Nachwelt, welcher allein es möglich war, die Bildungsgrade der Zeiten vor und nach Gutenberg zu vergleichen.

Blicken wir zurück nur auf ein halbes Jahrhundert, ja ein Jahrzehent vor ihm. Da ist jedes Buch und jedes Büchlein ein seltener Schatz, zu dessen Benutzung Wenige, zu dessen Besitz die Wenigsten zu gelangen vermögen. Die Reste aus dem Alterthum, jenem ersten Lenze des Menschengeistes, vertrocknen in den Klöstern, deren fleißigste Bewohner ihres Lebens Mühe an die Abschrift von ein Paar Büchern setzen; und dennoch wird ein Werk nach dem andern zu Bruchstücken, und die schönsten Besitzthümer der Menschheit drohen bald auf immer verloren zu gehen. Und wo sie noch übrig sind, da findet sich selten Einer, der fähig wäre, sich und Andere an ihnen herauf zu bilden. Die ausgezeichnetsten Männer entbehrten oft ihr Leben lang selbst die Bücher, die ihrer Wissenschaft Grundlage seyn sollten; ein berühmter Rechtslehrer des Mittelalters war nie so reich, daß er sich ein vollständiges Corpus juris anschaffen konnte. Könige verpfändeten ihr Silbergeschirr, um ein altes Buch zur Abschrift zu erhalten; und selbst die Bibel lag in den Kirchen, die sie besaßen, an Ketten angeschmiedet, um, ein hohes Kleinod, sicher vor diebischen Händen zu seyn. Gelang es unter solchen Schwierigkeiten dennoch einem Einzelnen, auf geistigem Gebiete vorzudringen, so kam es fast nur ihm zu gute, falls er nicht den Lehrstuhl bestieg, und sein Ruf die Lernlustigen aus allen Fernen heranzog. So hatte Jeder seine Bildung von vorn anzufangen, anstatt gleich mit dem Erbtheil verflossener Jahrhunderte in seine Zeit hinauszutreten. Der Gedanke war gewissermaßen ein Vorrecht für die wenigen Aristokraten der Wissenschaft; jeder Denkende bildete seine besondere geistige Kirche für sich.

Plötzlich erscheint der Letterndruck; von Gutenberg's Presse geht ein elektrischer Funken aus, und entzündet die erstarrende Welt mit pulsendem Leben. Mit Einem Zauberschlag

ist jedes Buch, das heißt jede Errungenschaft des Denkens und Wissens, den Völkern zum Gesammteigenthum hingegeben; das Brod des Geistes sinkt auf einen Preis, daß der Arme sich vollauf daran nähren mag. Was vordem schon ein nicht gewöhnliches Wissen bezeichnete, lesen und schreiben zu können, ward nun die niedrigste Aufgangsstufe zur Bildung, die selbst der gebückte Tagarbeiter erstieg. Kein Irrthum konnte sich mehr dem untersuchenden Blicke verbergen; die Presse vernichtete die Lüge, und gab der Wahrheit das Siegel der Dauer. Seitdem ist es nicht mehr möglich gewesen, daß ein neuer Gedanke je wieder verloren, ein Fortschritt vergessen werde. Der Letterndruck hat jedes geistige Besitzthum über die Wechselfälle der Zeit gestellt; er hat die Straßen alle und die Stege gebahnt, auf denen Wissen und Einsicht in die Tiefen der Gesellschaft hinabsteigt; er hat die schwerfälligen Goldbarren der Weisheit und der Kunst, der Forschung und der Poesie in Scheidemünze für das tägliche Bedürfniß umgeprägt, und der Menschheit gegeben, was sonst nur einzelne Menschen besaßen. Diese Erfindung schlug dem Gedanken eine unzerstörbare Brücke von Welttheil zu Welttheil, und hat die Einheit aller Völker erst möglich, dann nothwendig gemacht. Die Sprache gab den Gedanken einen Körper; und der Bücherdruck sicherte diesem Körper die Unsterblichkeit.

Als Gutenberg seine Erfindung der Welt gab, konnte er freilich nicht bezwecken, daß sie der Menschheit eine Zukunft bereiten sollte, wie kein Weiser des Alterthums sie je erträumt hatte; aber es schmälert sein Verdienst nicht, daß er ein Ziel nicht im Auge hatte, welches voraus zu erblicken kein irdisches Auge vermocht hätte. Auch Kolumbus, da er westwärts einen Weg nach Indien suchte, konnte nicht berechnen, welch neue Gestalt die Erde durch sein Wagniß gewinnen würde; auch Luther, als er seine Sätze an der Kirche zu Wittenberg anschlug, wußte noch nicht, daß er damit einen Stein gelegt zu dem großen Tempel der Freiheit des Forschens und Wissens. Aber was sie hochstellt und ehrt: sie haben über eine breite Kluft, an deren Rande die Menschheit schon lange harrend stand, den ersten Steg kühn geworfen, und die Richtung gezeigt, in welcher sie weiter schreiten sollte; sie sind die Glücklichen, die einen edlen Keim ausstreuten, der einst zu vielnährenden Saaten aufgehen mußte. Und Gutenberg vor allen Entdeckern

ist darum seines Ruhmes werth, weil sein Werk erst den Ruhm der Andern verbürgt.

Wie so viele große Männer, hatte Gutenberg sein Leben hindurch einen fortwährenden Kampf zu bestehen gegen seine Zeitgenossen, die ihn nicht verstanden, und zumal gegen diejenigen, die er seinen Zwecken als Verbündete beigesellte. Mit allen Kräften und allem Muth seines Geistes arbeitete er an seinem Werk, und vollführte es herrlich; aber unterdessen belauerten seine Genossen das Glück, und erhaschten es im Vorüberflug, als es schon die Schwelle des ächten Verdienstes berührte. So hat oft eine große Idee über das Haupt, aus dem sie entsprang, nur eine Fülle des Unheils gebracht; denn wer die Augen nur auf ein hohes und fernes Ziel gerichtet hält, der übersieht meistens die Klippen des Neides und der Verkennung zu seinen Füßen.

Gutenberg stammte aus dem Mainzer Geschlechte Gensfleisch, das zu den Patrizier-Geschlechtern gehörte, d. i. zu den ächten Freien, dem zweiten Stande des uralten deutschen Rechtes, aus welchen zum Theile der jetzige Adel hervorgegangen ist. So viel man bis heute weiß, findet man die Ahnen des Hauses Gensfleisch zuerst im Jahre 1294 urkundlich erwähnt. Als Wappen führten sie einen Pilger mit Stab und Schale in den Händen, wohl als Erinnerung an die Pilgerfahrt eines ihrer Voreltern. Folgende Stammtafel ist auf noch vorhandene Urkunden gegründet:

Herbord. 1294.

|

Frielo (Friedrich), Rathsherr 1332. (1331—1348 in Urkunden).

|

Peter. 1356—1379. — **Klas** (Nikolaus) 1358. Stifter der Nebenlinie Gensfleisch von Sorgenloch, welche 1561 zu Frankfurt a. M. erlischt.

|

Frielo. 1359—1372.

|

Frielo. 1430. Des vorigen Sohn oder Enkel, vermählt mit Else, der letzten Abkömmlingin des Geschlechtes Kämmerer zum Gutenberg. Von ihr nahmen seine Söhne den Namen Gutenberg an.

|

Frielo. 1430—1434. — **Johann** (Henne), der Erfinder des Bücherdrucks, vermählt mit Anna (Ennel) zur Isernen Thür aus Straßburg.

Beide starben kinderlos.

Johannes Gutenberg wurde in dem Stammhause seines Geschlechtes, dem Hofe zum Gensfleisch, geboren, welcher auf der Stelle des jetzigen Wambolder Hofes in der Emmeransgasse zu Mainz lag. Gutenbergs Jugendjahre fielen in eine Zeit steten Haders zwischen den Patriziern und der Bürgerschaft. Mainz war damals noch in alter Blüthe; es war eine freie Stadt. Ein Aufruhr im Jahr 1420 zwang viele Patrizier, unter ihnen auch Gutenberg, zur Auswanderung; dabei mögen sie großen Schaden an Haus und Gütern erlitten haben. In solchen Verhältnissen ist wohl der Ursprung jener Vermögenszerrüttung zu suchen, welche Gutenberg seitdem beständig, aber vergeblich, mit den Mitteln seines erfindungsreichen Geistes zu bewältigen suchte. Zehn Jahre nachher erlaubte ein Vergleich all denjenigen Patriziern, die noch im Auslande lebten, die Rückkehr in die Vaterstadt. Jedoch Gutenberg, der unter diesen ausdrücklich genannt wird, benutzte diese Gunst keineswegs; denn im Jahre 1434 finden wir ihn zu Straßburg ansässig, wo er einen Rechtsstreit gegen die Stadt Mainz führt, die ihm eine bedeutende Summe an Zins wahrscheinlich deßhalb vorenthielt, weil er nicht in die Heimath zurückkehrte. Die Sache wurde gütlich verglichen; und Gutenberg befand sich nun bald in Frieden mit seiner Vaterstadt. Indessen blieb er fortwährend in Straßburg, wo er sich mit Anna zur Eisernen Thür vermählt hatte. Diese Ehe* scheint nicht glücklich gewesen zu seyn; auch hat Anna ihren Mann später nicht nach Mainz zurück begleitet, als er Straßburg für immer verließ.

Gutenberg beschäftigte sich in der letzteren Stadt mit Künsten, die damals noch wenig verbreitet waren. Er hatte eine einsam gelegene Wohnung bezogen, vielleicht um ungestört von dem lauschenden Neide seine Erfindungen zu vollenden. Er wohnte vor der Stadt, da wo sich sonst das Benediktinerkloster zum heiligen Arbogast befand, und wo jetzt das Wirthshaus zum grünen Baum steht, vor dem Weißthurmthor an der Ill.

Genauere Mittheilungen über Gutenbergs Wirksamkeit zu Straßburg geben uns jene merkwürdigen Prozeßakten aus dem Jahre 1439, die Schöpflin 1745 aus der Vergessenheit ge-

---

* Es findet sich eine jedoch nicht hinreichend verbürgte Nachricht vor: Anna habe ihn wegen Eheversprechens vor Gericht belangen müssen.

zogen, und welche, mißverstanden und mißgedeutet, die Straßburger zu der unbegründeten Meinung verführt haben, es sei die Buchdruckerkunst in ihrer Stadt zuerst aufgefunden und geübt worden.

Gutenberg hatte, wie wir schon dargelegt, sein Vermögen großentheils eingebüßt, selbst seine Erbhäuser zum Gensfleisch und zum Gutenberg waren in fremde Hände gerathen. Daher mußte er, wenn er seine Neigung zu mechanischen Künsten ferner befriedigen wollte, Genossenschaft mit Leuten eingehen, welche ihm die Mittel zur Ausführung seiner Ideen bieten konnten; diese trugen einen Theil der Ausgaben, wofür Gutenberg sie zugleich in seinen Künsten unterrichtete. So lehrte er (1436 oder 1437) den Straßburger Andreas Dritzehn das Poliren der Steine. Später (1437, jedenfalls vor dem 22. März 1438) schloß er mit Hans Riffe, Vogt zu Lichtenau, und den Bürgern A. Dritzehn und Andreas Heilmann eine Gesellschaft, um Spiegel zu verfertigen, welche sie auf der großen, bei der Wallfahrt des Jahres 1440 zu Aachen statt findenden Messe absetzen wollten. Gutenberg muß in dieser Kunst eine vorzügliche Geschicklichkeit besessen haben, weil Dritzehn und Heilmann ihm für den Unterricht Summen bezahlten, die zu jener Zeit nicht unbedeutend waren.

Nach dem 22 März 1438 besuchten diese beiden unsern Gutenberg in seiner Wohnung, und bemerkten hier, daß er noch andere Künste treibe, die er ihnen verborgen halte. Um sich auch an diesen zu betheiligen, schlossen sie mit ihm einen neuen Vertrag, dem gemäß sie für den Unterricht in Allem, was Gutenberg erfinde, noch weit größere Summen entrichteten. Er hatte dennoch hierbei nur geringen Gewinn, da der Werth dessen, was er zur Betreibung seiner Künste angeschafft hatte, bereits jenen Summen sehr nahe kam.

Noch in dem nämlichen Jahre, um Weihnachten, starb Dritzehn. Der Vertrag hatte für einen solchen Fall Vorsorge getroffen; er enthielt die Bestimmung, es sollten alle Künste und das angeschaffte Geräthe, gegen Entschädigung von hundert Gulden für die Erben des Hingeschiedenen, ausschließliches Eigenthum der überlebenden Genossen bleiben. Das gemeinsame Werk war in der Wohnung Dritzehn's betrieben worden; und da das Hauptgeheimniß in der besonderen Einrichtung einer Presse zum Drucken, nebst vier in (unter) der

Presse befindlichen Stücken bestehend, so sandte Gutenberg seinen Knecht Lorenz Beildeck hin, um die Presse mittelst der zwei Wirbel zu öffnen, so daß die darin befindlichen vier Stücke aus einander fallen sollten, und sodann die Presse selbst zu zerlegen, damit Niemand wissen möchte, was es sei. Zu gleichem Zwecke schickte der andere Gesellschafter Heilmann den Konrad Sahspach, welcher die Presse unter Gutenbergs Leitung verfertigt hatte. Allein beide fanden nichts mehr in der Presse; es mußte also Dritzehn vor seinem Tode, oder dessen Bruder, die vier Stücke entfernt haben.

Im Laufe des Jahres 1439 erhoben die Brüder des Verstorbenen, Georg und Klaus, eine Klage gegen Gutenberg: er solle ihnen entweder das von Andreas eingeschossene Geld wieder geben, oder sie in die Gemeinschaft aufnehmen. Gutenberg hingegen behauptete, Andreas habe den größten Theil der bedungenen Summe noch gar nicht abgetragen. Der Rath zu Straßburg entschied am 12. Dezember desselben Jahres den Rechtsstreit zu Gunsten des Verklagten.

Welcher Art war nun die Druckerei, mit der sich Gutenberg und seine Genossen beschäftigten? Die Lösung dieser Frage entscheidet zugleich darüber, ob Gutenberg schon in Straßburg den Letterndruck geübt habe; und sie ist in der That von Wetter (in seiner Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst), so gelöst worden, daß dem Unbefangenen gar kein Zweifel mehr bleiben kann: — Gutenberg hat zu Straßburg durchaus nicht mit beweglichen Buchstaben gedruckt.

Die Spielkarten, Heiligenbilder ohne und mit Inschriften, welche man in Holz schnitt, wurden schon vor Gutenberg in der Weise abgedruckt, daß man mit dem Reiber, einer weichen Bürste, das Papier so lange strich, bis Bild und Schrift auf dem Blatte wieder gegeben waren. Wollte man aus mehren solchen Bildern ein Buch zusammen setzen, so wurden die leeren Rückseiten an einander geklebt.

Der nächste Fortschritt zum Bücherdruck war jetzt, daß man ganze Tafeln voll Schrift schnitt, sodann mit dem Reiber auf Papier brachte, und dann die Rückseiten an einander kleisterte. Die alte Kölner Chronik sagt: solche Bücher seien zuerst in Holland erschienen; da man jedoch keines aus den Zeiten vor Gutenberg kennt, so schreiben Manche auch diese Erfindung ihm zu: sie behaupten, er habe sich mit derselben

in Straßburg beschäftigt, und da er die Bücher auf der Aachener Messe verkauft habe, so hätten sie sich zuerst in den Niederlanden verbreitet, und daher Anlaß zu der Behauptung der Kölner Chronik gegeben.

Indessen was sicher von Gutenberg herrührt, ist die Idee, statt des Reibers, die Presse zu gebrauchen. Mittelst derselben konnte jeder Bogen auch auf der Rückseite bedruckt, also viele Mühe und die Hälfte am Papier erspart werden. Daher wollten Gutenberg und Heilmann auch nur die Presse und die Art, wie die vier Stücke in sich eingefügt waren, geheim halten, nicht diese vier Stücke selbst. Denn die letzteren waren Holztafeln, nicht Kolumnen aus beweglichen Lettern. Hätten die „vier Stücke" aus Lettern bestanden, so wäre es zur Geheimhaltung des Verfahrens nicht hinreichend gewesen, „die Stücke heraus zu nehmen und oben auf die Presse zu legen," wie Gutenberg seinem Diener auftrug; der bloße Anblick der Kolumnen hätte jedem Neugierigen die neue Idee völlig verrathen.

Die „geheime Kunst," welche Gutenberg in Straßburg übte, bestand also im Abdruck von Holztafeln mittelst einer Presse. Hat er aber auch wirklich dort Bücher in Holz geschnitten und gedruckt? Selbst dieses ist mindestens sehr zweifelhaft. Die Prozeßakten sprechen immer nur vom Spiegelmachen; und die höchste Wahrscheinlichkeit ist dafür, daß die Presse nur dazu diente, Spiegelrahmen mit Verzierungen und Inschriften zu bedrucken. Solche Rahmen waren damals sehr beliebt; * und Gutenberg's Verfahren mußte den Verfertigern bei geringeren Kosten jenen größeren Gewinn verheißen, auf welchen Dritzehn, nach den Zeugenaussagen, so sicher baute.

Somit ist es entschieden, daß Gutenberg zu Straßburg eine Presse, (wahrscheinlich noch nicht die späterhin auf den Bücherdruck angewendete) keinesweges aber die beweglichen Lettern erfand.

Die Gesellschaft Gutenberg's mit Riffe und Heilmann war auf fünf Jahre geschlossen; und bis nach Ablauf dieser Frist, 1444, finden wir ihn noch in Straßburg. Der gehoffte Ge-

---

* Die Beschreibung eines so verzierten Spiegelrahmens findet sich z. B. im Reinecke Fuchs.

winn war, wenigstens für ihn, ausgeblieben; seine Vermögensverhältnisse hatten sich stets verschlimmert. Er kehrte nach Mainz zurück, ließ sich im Hofe zum Jungen nieder, den sein Oheim Johann gemiethet hatte, und wandte ferner all seine Zeit auf die Ausbildung und Durchführung seiner Ideen. Er stürzte sich in Schulden, borgte bei Verwandten und Fremden, um die Mittel zu erhalten, ganze Bücher in Holztafeln zu schnitzen. Hierbei wurden die Buchstaben mittelst ausgeschnittener Blechmuster, oder auch mit Stempeln, auf das Holz gezeichnet und sodann in dieses geschnitzt. Natürlich muß er mit Werken von kleinerem Umfang begonnen haben; und man findet Bruchstücke von Donaten (lateinischen Sprachlehren), die wahrscheinlich von Gutenberg aus dieser Zeit herrühren. Als er bereits viele Holztafeln geschnitten, aber auch seine Mittel und die Geduld seiner Freunde erschöpft hatte, schloß er, am 22. August 1450, jene verhängnißvolle Verbindung mit Johannes Fust, * einem Mainzer Bürger, der reich und angesehen, jedoch aus einer nicht-patrizischen Familie entstammt war. Fust schoß eine große Summe vor, ** wofür das Druckgeräth vervollständigt werden sollte; dieses blieb zwar Gutenberg's Eigenthum, sollte jedoch dem Fust als Pfand dienen. Ferner sollte Fust eine jährliche Summe zu den Kosten geben, und den Betrag der gesammten Ausgaben vorlegen. Dafür sollten die gedruckten Bücher und der Gewinn Beiden gemeinschaftlich seyn.

Gutenberg arbeitete nun mit frischem Muthe fort; er vollendete im Holztafeldruck lateinische Alphabetbücher, Donate, und das Katholikon *** (d. h. ein allgemeines Wörterbuch der lateinischen Sprache). Jedoch verursachte die Bereitung einer zähen Druckerschwärze noch manche Mühe; und es dauerte eine Zeitlang, bis er es dahin brachte, sie durch Beimischung von Oel dauerhaft zu machen.

---

* Er wird oft für einen Goldschmied gehalten. Dieß mag auf einer Verwechslung mit seinem Bruder Jakob beruhen, welcher wirklich diese Kunst trieb. Jakob Fust war 1462 erster Bürgermeister.

** Gutenberg versprach, diese Summe mit sechs vom Hundert zu verzinsen; doch hat, nach seiner Aussage, Fust ihm mündlich zugesagt, die Zinsen nicht zu fordern. Bei dem Prozesse forderte er sie dessenungeachtet.

*** Wenn dieß nämlich nicht eine Verwechslung mit der späteren Ausgabe desselben Werkes ist.

Im Verlaufe dieser Arbeiten gelangte Gutenberg endlich zu der Idee, in welcher die ganze Zukunft des Bücherdruckes lag. Er zerschnitt die Tafeln in Zeilen, und diese in Buchstaben; so erhielten die Lettern, ohne weitere Zurichtung, gleiche Höhe und Länge. Die Buchstaben setzte er sodann an einander, indem er sie durchlöcherte und mit einem durchgezogenen Faden verband; * hierauf wurden die einzelnen Zeilen mittelst hölzerner oder eiserner Rahmen zu ganzen Kolumnen (Blattseiten) zusammen geschlossen. So ward die große Erfindung des Letterndrucks im Jahre 1450 vollendet, im Hause zum Jungen zu Mainz, das noch heute das Druckhaus genannt wird.

Schon die nächsten Vortheile dieser Erfindung waren von außerordentlicher Bedeutung. Mit einer verhältnißmäßig geringen Anzahl von Lettern konnte man ein großes Werk, ja eine Reihe von Werken drucken, ohne daß es dazu besonderer Kunstfertigkeit für die Setzer und Drucker bedurfte, und mit einer Schnelligkeit, welche die kühnsten Träume überbot. Ein großartiger Geschäftsbetrieb war gegründet, der sich unermeßlich ausdehnen, und eine ganze Reihe der wichtigsten, einflußreichsten Gewerbe hervorrufen sollte.

Die ersten Erzeugnisse des Letterndrucks waren Donate, Gebetbüchlein, Ablaßbriefe; auch hat man noch eine „Mahnung wider die Türken" von 1455. Inzwischen hatte Gutenberg abermals durch eine neue Erfindung sein Werk vervollkommnet, durch die Schriftgießerei. Indem er über Lettern, die er aus Messing geschnitten hatte, flüssiges Blei goß, erhielt er nach Abkühlung des Bleies die Formen (Matrizen), welche er sodann zum Gießen erzener und zinnener Buchstaben benutzte. Hierauf ging er an ein schwieriges, für die Anfänge der Kunst riesenhaftes Unternehmen, den Druck jener Bibel, die unter dem Namen der zweiundvierzigzeiligen berühmt geworden. Er begann sie im Jahre 1452, und beendigte sie 1455, nachdem das Werk ganz übermäßige Kosten verursacht hatte, wie denn dieses bei der Unerfahrenheit der Meister und Gehülfen nicht wohl anders seyn konnte.

Ungefähr um diese Zeit erhielt die neue Kunst noch eine

---

* Später, bei den gegossenen Lettern, zeigte sich die Verbindung durch einen Faden als überflüssig; der das Ganze umschließende Rahmen genügte.

wichtige Verbesserung durch Peter Schöffer (Schoyffer) aus Gernsheim am Rhein, der bei Fust und Gutenberg in Dienste getreten war, und als Schönschreiber bei der Verfertigung der Lettern Vorzügliches leistete. Er schnitt Letternstempel (Patrizen) aus Stahl, schlug diese Stempel in Kupfertäfelchen, welche nun die bisherigen bleiernen Matrizen vertraten, und goß in diese sodann die Buchstaben. Diese Verbesserung, welche bei geringerer Mühe eine größere Gleichförmigkeit und Schönheit der Lettern erzielte, hielt Fust für so wichtig, daß er, um Schöffer auf immer an sich zu fesseln, ihm seine Tochter Christina zum Weibe gab, und ihn zum Genossen des Geschäftes aufnahm, sobald er sich von Gutenberg getrennt hatte.

Fust scheint bereits nämlich eine Zeitlang die Absicht gehegt zu haben, Gutenberg von der bisherigen Gemeinschaft auszuschließen, um alle Vortheile für sich zu ernten. Aus diesem Grunde wurde, wie es unzweifelhaft ist, das neue Verfahren Schöffer's vor Gutenberg geheim gehalten. Und im nämlichen Augenblicke, wo der schönste Erfolg die Mühen vieler Jahre krönen wollte, überfiel Fust, ein habgieriger und unredlicher Mann, den arglosen Gutenberg mit einem plötzlichen Rechtsstreite, verlangte die Rückzahlung all seiner Vorschüsse nebst Zinsen auf einmal, stellte eine Reihe unwahrer oder verdrehter Angaben auf; seine Schlauheit gegenüber einem in Geldgeschäften unerfahrenen Manne, und sein großer Einfluß, der das Gericht schreckte und beherrschte, * erwirkten ein ihm günstiges und dem Rechte widersprechendes Urtheil. Gutenberg konnte die Summen, welche Fust ansprach, nicht bezahlen; daher wurde die Druckerei nebst dem so eben vollendeten Bibelwerk dem Fust als Eigenthum zugesprochen. So mußte Gutenberg zusehen, wie die Frucht seiner Mühen durch fremde Hände gepflückt werde. (November 1455).

Gutenberg's Lage war jetzt hülfloser, als zuvor. Ohne Aussichten in seiner Vaterstadt, und vielleicht auch als Patrizier verfolgt von den damals herrschenden Zünften, denen Fust mit den Seinigen angehörte, wandte er sich wieder nach Straßburg; aber seine Versuche, dort eine Druckerei anzulegen,

---

* Die Zünfte waren damals allgewaltig in Mainz, und Fust's Bruder saß im Rathe; während der Patrizier Gutenberg keine Stimme für sich erlangen konnte.

mißlangen gänzlich. Fust und Schöffer hingegen übten seine Kunst mit großem Erfolg für sie beide. Sie hatten die Druckerei in ein anderes Haus verlegt (in den Hof zum Humbrecht in der Schustersgasse), und druckten hier im Jahre 1457 einen prachtvollen Psalter, dem bald andere Werke folgten, sämmtlich noch jetzt als Meisterstücke des Druckes bewundert. Großer Reichthum ward ihnen zu Theil; während Gutenberg, nach Mainz zurückgekehrt, nur durch die Vorschüsse des Syndikus Dr. Konrad Humery in Stand gesetzt wurde, eine neue Werkstätte zu errichten. Aus dieser ging im Jahre 1460 das Katholikon des Johannes de Janua hervor, ein Buch, dessen ungleiche, unreine und unschöne Buchstaben beweisen, daß Gutenberg mit dem vervollkommneten Letternguß des Schöffer nicht bekannt war.

Wie so oft das Böse in seinem Gefolge das Gute hat, so ward auch der Streit zwischen Fust und Gutenberg die Veranlassung zur ersten Verbreitung der neuen Kunst. Die Erfinder hatten zu ihren Arbeiten zahlreicher Gehülfen bedurft, welche mit heiligem Schwur auf Geheimhaltung der Kunst verpflichtet wurden. Allein als Jene sich im Unfrieden trennten, mochten manche der Gehülfen sich des Eides entbunden glauben; sie wanderten aus, und übten die Kunst fortan selbstständig in verschiedenen deutschen Städten. So hat um 1457 oder 1458 Mentil und bald nachher Eggestein zu Straßburg gedruckt;* auch Frankfurt am Main erhielt damals eine Druckerei, die jedoch bald wieder einging; und von Albrecht Pfister zu Bamberg hat man aus dem Jahre 1460 eine sechsunddreißigzeilige Bibel, und fünf andere Werke aus den folgenden Jahren, welche unverkennbar zeigen, daß Pfister nur Gutenberg's Verfahren, nicht den Letternguß Schöffer's kannte, daß er also nur in des Erstern Werkstätte gearbeitet, und bei dessen Trennung von Fust die Stadt Mainz verlassen hatte.

Noch mehr trug ein anderes, an sich höchst unglückliches Ereigniß dazu bei, den Bücherdruck rascher in allen Ländern Europas heimisch zu machen. Durch eine gewaltsame Maßregel des Pabstes war der Kurfürst und Erzbischof von Mainz, Diether von Isenburg, seiner Würde entsetzt, und Adolf von

---

* Beide mögen auch, als Gutenberg nach 1455 eine Druckerei in Straßburg zu begründen suchte, als seine Nachfolger dort zurück geblieben seyn.

Nassau an dessen Stelle ernannt worden. Ein blutiger Krieg zwischen Beiden war die Folge. Diether, welchem die Bürger von Mainz anhingen, wurde in dieser Stadt belagert; und Adolf's Schaaren nahmen sie in der Nacht des 28 Oktobers durch Verrath, nachdem eine große Anzahl von Bürgern in heldenhafter Gegenwehr gefallen war. Dieß ist jene „Mainzer Mordnacht," in deren Folge Mainz seine Reichsfreiheit verlor, und dem Erzbischof unterthan wurde. Viele Häuser waren in Flammen aufgegangen, unter ihnen auch die Druckerei Fust's und Schöffer's. Sie konnten daher für's Erste ihr Geschäft nicht fortsetzen; ihre Gehülfen zogen in die Ferne; und zunächst kam hierdurch Italien und Niederland in den Besitz der neuen Kunst. Schon im Jahre 1465 druckten Konrad Schweynheym und Arnold Pannartz im Kloster Subiaco bei Rom; Ulrich Hahn 1467 und Georg Lauer 1469 zu Rom; Johann von Speier 1469 zu Venedig, Wendelin von Speier (dessen Bruder), und Nikolaus Jenson 1470 ebendaselbst, und seit 1476 in derselben Stadt der vielberühmte Aldus Manutius. Nach Frankreich zogen 1469 Michel Friburger, Martin Krantz, Ulrich Gering; noch früher, schon 1463, war Ulrich Zell zu Köln, welchem bald Peter von Olpe, Johann Kölhoff und Konrad Winters folgten. Zu Löwen druckte 1473 Johann von Westphalen, und derselbe mit Theodorich Martens zu Alost; zu Brügge 1474 Colard Mansion; zu Utrecht 1473 Ketlaer und Leempt; zu London 1474 William Caxton.

Es mußte nothwendig eine Zeit lang dauern, bis Fust und Schöffer ihre Werkstätte neu einrichten konnten; daher findet man erst 1464 wieder einen Druck von ihnen. Doch der große Gewinn kräftigte sie bald zu vermehrter Thätigkeit. Während Schöffer der Druckerei vorstand, unternahm Fust seine Reisen, um rascheren Absatz zu bewirken. Im Jahre 1466 war er (wohl zum zweiten Male), in Paris, wo er ohne Zweifel der Pest unterlag, die damals, im August und September, dort wüthete. Schon am 6 März 1467 erscheint Peter Schöffer in der Unterschrift eines Werkes als alleiniger Inhaber der Druckerei; und in den Kirchenregistern dieses Jahres findet man Fust als verstorben bezeichnet. Schöffer setzte seine Arbeiten fort; er handelte auch mit den Erzeugnissen anderer Druckereien,* und

* Die Buchhändler hießen damals und noch lange nachher Buchführer.

dehnte seinen Buchhandel bis Paris und Angers aus, er druckte noch eine Reihe herrlicher Werke, deren letztes am 21 Dezember 1502 erschien, und starb im Schoße alles irdischen Glückes, zwischen dem genannten Tage und dem 27 März 1503. Nach ihm stand sein Sohn Johannes den Geschäften vor; er starb zwischen dem 20 Mai und dem August 1531. Diesem folgte sein Neffe Ivo (Sohn des jüngeren Peter Schöffer, der zu Mainz, Worms, Straßburg und Venedig druckte). Ivo starb kinderlos, 1552 oder 1553, und seine Druckerei ging in fremde Hände über. Ein Sohn Johann Schöffer's jedoch, Johannes der jüngere, der bei des Vaters Tode noch minderjährig gewesen, gründete zu Herzogenbusch eine Druckerei, und hinterließ Nachkommen, die man noch im achtzehnten Jahrhundert in jener niederländischen Stadt findet, und deren Geschlecht vielleicht noch heute dort bestehen mag.

Indessen hatte sich Alles, was den Genossen Gutenberg's zum Heile ward, ihm in Bitterkeit und Trübsal gewandelt. Die Folgen der Mainzer Mordnacht, welche jene nur vorübergehend berührten, nöthigten ihn, das Eigenthum seiner Druckerei an den Pfandgläubiger Dr. Humery abzutreten. Dieser ließ sie jedoch, wahrscheinlich einverstanden mit Gutenberg und unter dessen Leitung, von den Vettern des Erfinders, den Mainzer Patriziern, Heinrich und Nikolaus Bechtermünz, weiter betreiben. Der Sitz der Druckerei war 1467 zu Eltvill im Rheingau; die Verlegung an diesen Ort scheint aus keinem anderen Grunde geschehen zu seyn, als damit Gutenberg ihr persönlich vorstehen könnte. Denn Kurfürst Adolf, der zu Eltvill zu hausen pflegte, hatte Gutenberg unter seine Hofjunker aufgenommen, so daß dieser seitdem durch seine Pflicht an den Aufenthalt des Fürsten gebunden seyn mochte. Die Verfügung des Erzbischofes ist noch vorhanden; sie lautet vom 18 Januar 1465. Gutenberg erhielt, statt aller Besoldung, jedes Jahr eine Hofkleidung, und die Erlaubniß, jährlich zwanzig Malter Korns und zwei Fuder Weines zollfrei in Mainz einzuführen, so wie die Befreiung vom wirklichen Dienste und von allen Abgaben. Mit so armseligem Lohne vergalt damals der erste Fürst des Reiches dem größten Deutschen seiner Zeit.

Arm und kinderlos starb Gutenberg im Jahre 1468, jedenfalls kurz vor dem 24 Februar 1469. Er wurde zu Mainz in der alten Franciskaner- (späterhin Jesuiten-) Kirche be-

graben, welche in der Gegend des jetzigen Theaters, gegenüber dem Universitätsgebäude lag,* und heutzutage verschwunden ist. Ein (ebenfalls nicht mehr vorhandener) Grabstein wurde ihm dort errichtet; einen anderen Denkstein setzte ihm sein Verwandter Adam Gelthuß zur jungen Aben; ein Gleiches that Ivo Wittig im Jahre 1507, damals Besitzer des Hofes zum Gutenberg.

Johannes Gutenberg konnte noch auf dem Sterbebette vernehmen, wie die weltgeschichtliche Bedeutung seiner Erfindung überall, wohin sie drang, bewundernde Anerkennung fand; diese Gewißheit mußte ihm die letzte trübe Stille des Scheidens noch freudig erhellen. Beim Niedergang seiner Sonne sah er den Morgen einer ewigen Bildungskraft über der Menschheit aufsteigen; er sah es noch mit eigenen Augen, wie die Quellen der Wissenschaft frei dahin sich ergossen zum Trank für die dürstende Welt; und er konnte sich sagen: das ist mein Tagewerk gewesen.

Gutenberg's Erfindung war nicht vom Zufall hervorgerufen; Schritt vor Schritt läßt sie sich in ihrer Entwicklung verfolgen, wie sie von ihrem ersten Anfang, dem Verzieren der Spiegelrahmen, zu dem Gebrauch der Presse, von da zum Bücherdruck mit Holztafeln, und endlich zu den beweglichen Buchstaben und dem Letternguß überging. Wenn immer Gutenberg einen Fortschritt ersonnen und zur Ausführung gebracht hatte, so ruhte sein Geist nicht aus bei dem Errungenen; er ließ nicht ab vom weiteren Streben und Verbessern, bis er endlich an's höchste Ziel gelangte. Und darum ist aus des Erfinders Haupte der Bücherdruck so vollendet hervorgegangen, wie wir ihn noch heutzutage geübt sehen. Die neue Kunst hat in ihren frühesten Erzeugnissen zugleich ihre größten Meisterwerke geliefert.

War Gutenberg groß als Erfinder, so war sein Geschick in der Ausführung doch nur mittelmäßig. Es scheint unzweifelhaft, daß die Schönheit der Lettern in den ersten Drucken nicht sein, sondern Schöffer's Werk ist. Die Buchstaben in dem von ihm allein herausgegebenen Katholikon von 460 sind beinahe mißgestaltet zu nennen. Der Genius Gutenberg's, der,

---

* Gutenberg's Bildsäule zu Mainz steht also nicht weit von seiner ehemaligen Begräbnißstätte.

weit entfernt von dem wüsten oder fehdelustigen Treiben der Edelleute und Patrizier seiner Zeit, nach den Schätzen verborgener Künste forschte, konnte sich nicht zu den Handgriffen der gemeineren Arbeit herablassen.

Ueber Gutenberg's Charakter ist uns nirgends eine Andeutung hinterblieben. In den Höhen seines Strebens festgehalten, mochte er sich schlecht auf die Ränke und Schleichwege der Alltäglichkeit verstehen; wohl mag auch das beständige Ringen nach dem Fernliegenden ihn für's Leben untauglich, das häufige Mißgeschick ihn grämlich gemacht, und manches Abstoßende oder gar Unverträgliche an ihm ausgebildet haben. Wenigstens ist es seltsam, daß die meisten derer, die mit ihm in Berührung kamen, sich in Unfrieden von ihm wandten. Zwar ist es unwiderleglich bewiesen, daß Redlichkeit und Recht stets auf seiner Seite waren, aber es scheint doch mehr als bloßes Unglück, daß trotz dieser Redlichkeit fast jede Verbindung mit ihm in Hader geendet.

Gutenberg's Zeitgenossen, obschon undankbar oder selbst frevelhaft gegen ihn verfahrend, haben dessen ungeachtet die Ehre seines Werkes ihm unangetastet erhalten. Selbst Peter Schöffer, und (mindestens eine Zeitlang) dessen Sohn, haben ihm den Ruhm seiner Erfindung laut zugesprochen. Später erst tauchten andere Ansprüche auf. Ein volles Jahrhundert nach Gutenberg haben holländische Schriftsteller behauptet, die Erfindung der Buchdruckerkunst sei zu Harlem geschehen, und der Mainzer Patrizier habe sie von dort diebischer Weise entfremdet. Da es sich hier um die Ehre eines edlen Deutschen und die des Vaterlandes selber handelt, so mögen, nach Anleitung des trefflichen Buches von Wetter, einige Worte über die Entstehung jener Harlemer Sage und ihre völlige Grundlosigkeit gestattet seyn.

Allem Anscheine nach beruht das holländische Mährchen auf einer mißverstandenen Stelle der Kölner Chronik von 1499, welche wörtlich Folgendes aussagt: „Diese hochwerthe Kunst ist g e f u n d e n a l l e r e r s t in Deutschland zu Mainz am Rheine 1440 . . . Und von der Zeit an, bis man schrieb 1450, ward untersucht die Kunst, und was dazu gehört. . . . 1450 da begann man zu drucken. . . Wiewohl die Kunst ist g e f u n d e n zu Mainz, nämlich z u e r s t a u f d i e W e i s e, a l s d e n n

nun gemeinlich gebraucht wird,* so ist doch die erste Vorbildung gefunden in Holland aus den Donaten, die daselbst vor der Zeit gedruckt sind.** Und von und aus denen ist genommen der **Beginn** der Kunst,*** und ist viel meisterlicher und subtiler † gefunden, denn dieselbe Manier war." — Nach diesen Worten widerlegt die Chronik das Gerücht, als habe ein gewisser Franzose Nikolaus Genson die Kunst erfunden, erklärt wiederholt: „Der erste Finder der Druckerei ist gewesen ein Burger zu Mainz, . . . Johannes Gutenberg," — und schließt mit der Bemerkung, daß diese Mittheilung von Ulrich Zell komme, welcher die Druckerei zuerst nach Köln gebracht.

Der Sinn des Ganzen ist unzweifelhaft, daß der Chronist die auf ganzen Tafeln, angeblich in Holland, gedruckten Donate als das „Vorbild" des in Mainz „begonnenen" Druckes mit beweglichen Lettern betrachtet. Dieß geht noch klarer aus den Worten des unter Karls V Herrschaft berühmten Gelehrten Mariangelus Accursius hervor. „Der Letterndruck wurde wohl durch den Donat veranlaßt, welcher vorher in Holland auf eingeschnittenen Tafeln †† gedruckt worden ist." — Wiewohl es, wie wir schon vorher bemerkten, keineswegs gewiß ist, ob wirklich Holländer zuerst den Tafeldruck auf ganze Bücher angewendet, so können wir doch hier diese Untersuchung auf sich beruhen lassen; denn nicht der schwerfällige, wenig förderliche Tafeldruck, sondern die Erfindung der beweglichen Buchstaben ist ja Gutenberg's großes Verdienst.

Die Holländer aber ließen den Unterschied zwischen Beidem, der augenscheinlich den Worten der Chronik zu Grunde liegt, völlig außer Acht, und kamen so allmählig dahin, sich selbst den Ruhm Gutenberg's beizumessen. Doch nur allmählig; denn so lange noch die Mitgenossen und nächsten Erben

* Das heißt auf die jetzt gebräuchliche Weise mit beweglichen Lettern.

** Das heißt aus dem Holztafeldruck.

*** Natürlich also des Letterndruckes.

† Dieß Wort deutet klar auf den Unterschied zwischen Lettern und Holztafeln.

†† Aus diesem Berichte ersieht man klar, daß er die Aussage der Kölner Chronik vor Augen hatte, und ihre Ausdrücke nur mit größerer Genauigkeit wieder gab.

der Erfindung lebten, war der geschichtliche Beweis des Gegentheils zu leicht zu führen. Wenn daher Gutenberg, Fust, Schöffer und all ihre Nachfolger durch ganz Europa in ihren Schlußschriften Mainz als die Wiege der Erfindung nannten, so fiel es zu jenen Tagen Niemanden ein, ihnen zu widersprechen. Waren ja doch die ersten Drucker Niederland's selbst aus Deutschland dahin gekommen; so hatte z. B. Richard Paffroet aus Köln 1476 zu Deventer eine Druckerei gegründet.

Da Köln mit den holländischen Städten in lebhaftester Verbindung stand, so erklärt es sich leicht, wie mit der Zeit die Aussage der Kölner Chronik in dem Niederlande bekannt wurde, und endlich in ihrer falschen Auslegung in's Volk drang, welches sie nachher in seiner Weise mit allerhand Einzelnheiten ausschmückte und vervollständigte. Schriftlich wurde die Sage zuerst durch Van Zuyren, einen Harlemer Rathsherrn, aufgezeichnet, zwischen 1550 und 1560, also ein volles Jahrhundert nach Gutenberg. Der Rathsherr weiß noch keinen holländischen Erfinder zu nennen; er weiß noch nicht die Art, wie die Kunst nach Mainz überbracht worden sey: er sagt nur, die Harlemer Kunst sei sehr roh und unförmlich gewesen,* und von den Mainzern erst vervollkommnet worden. — Bald aber bildet sich das Mährchen weiter aus; und schon 1561 berichtet der Harlemer Buchdrucker Coornheert, die Kunst sei von einem ungetreuen Knechte nach Mainz gebracht, und dort verbessert worden. — Endlich gewinnt die Sage die schärferen, genaueren Umrisse einer Erzählung: Hadrian Junius, (vor 1575) weiß schon den Namen des Erfinders, und führt eine Menge Einzelnheiten bei, deren Unmöglichkeit, (so wie die Unglaubwürdigkeit des Junius selber), von Wetter so schlagend nachgewiesen worden, daß für jeden Unbefangenen die Sache für immerdar entschieden ist.

Junius nennt einen Harlemer, Laurenz Janszoon Coster, als den Urheber der Kunst. Ein Gehülfe desselben, „Johann Faust oder ein anderer Johannes," — habe in einer Nacht alle Geräthschaften gestohlen, und sei mit diesen nach Mainz geflüchtet, so daß Coster seitdem nicht mehr drucken konnte. Diese Nachrichten hat Junius von einem Greise Galius,

* Hier sieht man deutlich, wie die Harlemer Sage aus der Kölner Chronik entstanden.

der als Knabe sie von einem Greise Cornelis gehört, welcher als Jüngling ein Gehülfe Coster's gewesen.

Dieses Mährlein hat, nach vielen anderen Gelehrten, zuletzt Wetter mit einem beinahe überflüssigen Aufwande von Geist und Wissen widerlegt. Er hat nachgewiesen, daß Coster erst später gelebt, und daß die Harlemer überhaupt verschiedene Personen desselben Namens verwechseln; endlich daß der Buchbinder Cornelis, welcher urkundlich 1522 gestorben, unmöglich zwischen 1420 und 1440 Gehülfe in einer Druckerei gewesen seyn könne. Wie mochte auch Jemand die Albernheit glauben, es könne ein Diener in einer einzigen Nacht mit einer ganzen Druckerei davongehn! Und wer war der Diener? Johannes Fust, sagt der Holländer. Allein die Urkunden beweisen, daß er die Kunst erst durch Gutenberg erlernt. — Nun so war's ein anderer Johannes. — Aber Johannes Gutenberg war nach den Urkunden um jene Zeit in Straßburg, und mit ganz anderen Dingen beschäftigt, als in Coster's Werkstatt als Knecht zu dienen. — Am Ende haben sich neuere holländische Schriftsteller damit zu helfen gesucht, es könne Gutenbergs Bruder Frielo gewesen seyn. Warum nicht gleich Schöffer oder sonst einer der ersten Drucker? es käme auf eins heraus!

Die alten Harlemer Mährchenfreunde berichteten, Coster habe nach dem Diebstahle nicht fortdrucken können, und deßhalb sei Mainz unbestritten zu der angemaßten Ehre gelangt. Die neueren Holländer sahen ein, daß sie damit nicht auskommen würden; denn warum sollte Coster nicht eine neue Druckerei angelegt haben, nachdem man ihm die alte über Nacht entwendet? Daher behaupten sie jetzt, Coster habe allerdings seine Arbeiten fortgesetzt. * Aber wo waren die Werke aus dieser Druckerei? Auch dafür wurde gesorgt: im Jahre 1654 kaufte der Harlemer Bürgermeister eine Anzahl alter Bücher oder Blätter, die man ohne Weiteres für Coster'sche Drucke erklärte; und wo man seitdem ein altes schlechtgedrucktes ** Blatt

* Dieser Widerspruch hebt aber die ganze Erzählung des Buchbinders Cornelis auf; und somit sinkt der ganze Grund des Mährchens zusammen!

** Schlechter Druck ist kein Beweis für das höhere Alter des Buches. Die Lettern im Katholikon von 1460 sind viel schlechter, als die der Bibel von 1455; auch hat man datirte Drucke aus dem sechszehnten Jahrhundert, die noch alle Zeichen einer unvollkommenen Kunst an sich tragen.

entdeckte, fügte man es dieser namenlosen Sammlung bei. — Mit welcher Berechtigung? — Wer fragt nach Gründen, wo es sich um den Ruhm der Vaterstadt handelt!

Weder Coster noch seine Erben haben sich in ihren angeblichen Drucken jemals genannt; und doch mußte alles sie zu dieser Nennung vermögen, da die Mainzer ihnen Ehre und Gewinn entzogen, und von der ganzen Welt als Erfinder gepriesen wurden. Obschon man eine gute Anzahl holländischer Geschichtschreiber (Chroniken u. dgl.) gerade aus jener Zeit hat, so erwähnt doch keiner vor 1550 der vaterländischen Ansprüche; ja selbst ein gleichzeitiger **Harlemer** Chronist, Jan Gerbrant, (gestorben 1404), erwähnt weder Coster noch die Erfindung mit einem Worte. Sogar drei aus Harlem gebürtige Drucker, welche bald nach der Mainzer Mordnacht in Italien Werke herausgaben, sagen nirgends etwas von Coster, obschon sie der Ruhm von Mainz, den sie in jedem italischen Werke lasen, zur Ehrenrettung ihrer Vaterstadt hätte antreiben müssen. Völlig entscheidend ist endlich der Ausspruch eines gleichzeitigen Holländers, des gelehrtesten Mannes seiner Zeit, Erasmus von Rotterdam, der, wie noch andere Niederländer jener Tage, geradezu Mainz als die Stadt der Erfindung nennt.

Gegen dies erdrückende Gewicht so vieler unbestreitbaren Zeugnisse haben die Harlemer nichts zu setzen, als die widersprechenden Meinungen der neuern Niederländer, und die Behauptungen einiger Gelehrten, zu denen auch ein berühmter Deutscher, Ebert, aus unerklärlichem Widerspruchsgeiste sich gesellt hat. * Die Ansprüche der Holländer stützen sich in der That auf nichts, als auf die Nationaleitelkeit, die bei kleineren Völkern zehnfach so groß zu seyn pflegt. Doch mögen sie immerhin ihrem Laurenz Coster Bildsäulen errichten; die richtenden Stimmen aller Völker haben den thörichten Streit längst zu Gunsten Gutenberg's unwiderruflich auf immer entschieden.

Aber bei all dem ist es doch ein wundersames Mißgeschick, das sich an den Namen Gutenberg knüpft. Nachdem der große

---

* Ebert wollte aus dem vermeinten eigenthümlichen Charakter der Lettern (Typen) das Vorhandenseyn einer holländischen Urdruckerei beweisen. Die glänzende Widerlegung seiner Behauptungen muß man in den Werken von Schaab und besonders von Wetter nachlesen.

Erfinder all sein irdisches Glück an ein Werk gesetzt, das ihm nur Elend brachte, stehen noch in fernen Jahrhunderten leichtgläubige Gelehrte auf, um ihn, wenn nicht als Dieb zu brandmarken, doch wenigstens seiner Ehre zu entkleiden. Freilich ist zuletzt dennoch der Tag der Gerechtigkeit gekommen. Gutenberg's Name glänzt fortan fleckenlos in der Geschichte der herrlichsten Eroberer im Reiche des Geistes. Drei große Städte: Mainz, Straßburg, Frankfurt, haben ihm eherne Denkmale gewidmet; aber sein Name bedarf deren nicht: jedes gedruckte Buch ist ein Denkmal Gutenberg's.

Ludwig Braunfels.

Johannes Reuchlin.

Das Leben eines Gelehrten, der auf seine Zeit, und mittelbar auf alle folgenden, mächtig gewirkt, läßt sich nicht wohl darstellen, ohne daß man sich einen Blick auf die geistigen Verhältnisse gestattet, wie sie vor ihm bestanden, und durch ihn zur weiteren Entwickelung kamen. Reuchlin wurde vom Schicksal mitten in jene verhängnißvolle Zeit gestellt, welche das sturmbewegte Ende des düstern Mittelalters und das Aufdämmern der neuen Geistesthätigkeit umfaßt. Noch waltete in allen Schulen die scholastische Philosophie, die in ihren Grundlagen auf verstümmelten und mißverstandenen Schriften des Aristoteles beruhend, in Spitzfindigkeiten und im Spiel mit leeren Begriffen die höchste Weisheit suchte; und einer Seits begleitet von Mystik und Sterndeuterei, ander Seits auf die Theologie gestützt, behauptete sie eine so feste Herrschaft, daß ein Angriff auf sie für eine Befehdung des Christenthums selber gelten konnte. Die Schriften des Alterthums wurden vernachläßigt, und von Wenigen gelesen, von Wenigeren verstanden; ein barbarisches Latein war die gemeinsame Sprache der gelehrten Welt; die Griechen und ihre Sprache waren Jahrhunderte lang so gut als unbekannt. Die Musen waren entartet, und das Gezänke der Theologen, die Streitigkeiten der Mönchsorden waren fast der einzige, trübselige Beweis, daß in diesen Zeiten des Faustrechts und der politischen Auflösung noch eine Spur von Wissensdrang bei uns zurückgeblieben.

Und gerade in jenen Tagen vollendete Gutenberg seine große Erfindung; die erste gedruckte Bibel ward in dem nämlichen Jahre ausgegeben, in welchem Reuchlin geboren wurde. Gutenberg machte die wahre Wissenschaft wieder möglich, und durch Reuchlin wurde sie zur Wirklichkeit.

Reuchlin's Eltern, Georg und Elise, obschon in engen Verhältnissen zu Pforzheim lebend, verwendeten auf die Erziehung ihrer Kinder Johannes, Dionys und Elisabeth große Sorgfalt. Johann entwickelte in der lateinischen Schule seiner Vaterstadt frühzeitig seine trefflichen Anlagen. Jedoch nicht diese, sondern nur seine schöne Stimme verschaffte ihm 1472 eine Stelle am badischen Hofe, wo er unter die Chorsänger aufgenommen wurde. Hier machte er sich durch seine wissenschaftliche Bildung so bemerklich, daß man ihn zu Anfang des Jahres 1473 als Begleiter des jungen Markgrafen Friedrich auf die berühmte Pariser Hochschule sandte. Jetzt hatte seine Lernbegierde ein fruchtreiches Feld gefunden; er studirte Latein bei dem ausgezeichneten Grammatiker Johann Stein (Johannes de Lapide), einem Deutschen, welcher auch in der Philosophie auf die vernunftgemäßere Richtung seines Schülers großen Einfluß übte. Auch das Griechische begann er dort bei den Schülern des Gregorius Typhernas zu erlernen, eines Griechen, der nach der Eroberung Konstantinopels durch die Türken (1453) nach Paris geflohen war, und mit seinen Leidensgefährten den Parisern die Sprache des Homer und Plato zuführte. Von den andern Lehrern Reuchlin's werden uns Wilhelm Tardif und Robert Ganguin genannt.

Die Heimreise des Markgrafen unterbrach Reuchlin's Studien nur auf kurze Zeit; denn schon 1474 ging der Letztere allein nach Paris zurück, wo er, nachdem ihn der Hellene Hermonymos von Sparta im Schönschreiben unterrichtet, durch Abschriften griechischer Werke sich die äußeren Mittel zum Fortstudiren erwarb. Jetzt entfernte ihn auch die vertrautere Bekanntschaft mit Aristoteles für immer von der scholastischen Philosophie. Der edle Johannes Wessel von Gröningen bestärkte ihn, dieser Richtung treu zu bleiben, und führte ihn durch Unterricht im Hebräischen zum Studium der Bibel. Zu Ende des Jahres 1474 ging Reuchlin auf die Hochschule nach Basel, und wurde hier ein eifriger Schüler des Griechen Andronikos Kontoblakas; zugleich erwarb er sich durch Vorlesungen über die altrömischen Schriftsteller solchen Ruf, daß er, obwohl erst in seinem zwanzigsten Jahre stehend, zur Ausarbeitung eines lateinischen Wörterbuches aufgefordert wurde. Dies Werk führt den Titel Breviloquus, und die vielen Auflagen, die es erlebte, waren ein genügendes Zeugniß für seine Brauch-

barkeit in jenen Zeiten. Im Jahre 1477 wurde er Magister, und begann nun auch Vorlesungen über das Griechische zu halten, denen nicht minderer Beifall zu Theil wurde. Da er vor Allem auf das Studium der alten Philosophen drang, zumal des Plato und Aristoteles, so ward er mannigfach von der im herkömmlichen Gleise schleichenden Schule der Scholastiker und Theologen als Neuerer angefeindet; um so mehr, als er ihnen Beifall und Zuhörer gänzlich entzog. Denn neben seiner gründlichen und klaren Lehrweise erschien das gewohnte Treiben der Universitätslehrer lächerlich oder verächtlich. Dabei zog sein milder, liebenswürdiger Geist alle Besseren, alle Freunde des Denkens und Wissens zu ihm heran, und Basel's Hochschule erlitt einen schmerzlichen Verlust, als Reuchlin bei Beginn des Jahres 1478 nach Orleans zog, um dort das bürgerliche Recht zu erlernen. Hier erwarb er 1479 die Würde eines Baccalaureus, hielt neben seinem Studium noch griechische und lateinische Vorlesungen, und schrieb eine kleine griechische Grammatik. Einer gleichen Doppelbeschäftigung des Lehrens und Lernens ergab er sich 1479 zu Poitiers, wo er am 14 Juni 1481 zum Licentiaten des bürgerlichen Rechts befördert wurde.

Im nämlichen Jahre kehrte er nach der Heimath zurück, und lebte seit dem Dezember 1481 zu Tübingen, wo der Graf von Würtemberg, Eberhard im Bart, der später des Landes erster Herzog wurde, zehn Jahre vorher die Hochschule gestiftet hatte. Hier knüpfte er das Band einer höchst glücklichen Ehe, und widmete sich mit glänzendem Erfolge dem Beruf eines Anwalts. Bald ein vertrauter Freund des Grafen, begleitete er diesen auf seiner Wallfahrt nach Rom im Jahre 1482. Italien war damals der Heerd der Wissenschaft und Kunst, in dessen Strahlen alle Völker Europa's sich wärmten. Rom wie Florenz, wo zu jener Zeit Lorenzo von Medici waltete, zollten ihm hohe Achtung, und sprachen ihr Erstaunen aus, daß ein Mann von jenseits der Alpen so rein und schön die Sprache der Alten zu sprechen wisse.

Nach seiner Rückkehr lebte er zu Stuttgart, wurde 1484 Beisitzer des Hofgerichts, und übernahm im folgenden Jahre für den Dominikanerorden das Amt eines Anwalts in ganz Deutschland; ein Amt, dessen Bürde er bis 1514 trug, ohne den geringsten Entgelt, und wofür ihm zuletzt kein anderer

Lohn wurde, als der schmachvollste Undank und die grimmigste Feindschaft.

Ehren und Würden häuften sich von jetzt auf das Haupt unsers Reuchlin. Er erhielt 1486 zu Tübingen den Doktorgrad des bürgerlichen Rechts; — damals eine seltnere, und darum werthvolle Auszeichnung. — Noch im nämlichen Jahre war er Gesandter des Grafen Eberhard bei der Krönung Maximilians I zum römischen Könige; und so führte er sonst noch wichtige Geschäfte für den Stuttgarter Hof, ohne darum in seiner Thätigkeit als Rechtsanwalt nachzulassen. Man begreift kaum, wie er bei all dem noch Zeit zum Studium der Sprachen und der Philosophie zu finden vermochte. Eine neue Reise nach Italien, 1490, in Angelegenheiten Eberhard's, gewährte ihm wenigstens auf ein halbes Jahr eine ruhigere Muße.

Von großer Bedeutung für Reuchlin's Zukunft wurde sein Aufenthalt am kaiserlichen Hofe zu Linz (1492 bis zum Herbste 1493), wo er im Gefolge seines Grafen verweilte. Denn nicht nur erwarb er sich solche Gunst bei dem Kaiser, daß dieser ihn und seinen Bruder Dionys in den Adelstand erhob, und ihm die Würde eines Pfalzgrafen ertheilte;* sondern er studirte auch dort bei dem Juden Jakob Jechiel Loans, kaiserlichem Leibarzt und Ritter, die hebräische Sprache so gründlich, daß er bald nach seiner Heimkehr glänzende Proben davon in seinem Werke de verbo mirifico (über das wunderbare Wort, nämlich J e h o v a), ablegen konnte.

Nicht lange darauf starb sein trefflicher Freund und Gönner Eberhard, nachdem er nur wenige Monate hindurch die neugeschaffene Würde eines H e r z o g s von Würtemberg getragen.** Die tiefe Betrübniß über diesen Todesfall, die Reuchlin in seinen Briefen ausdrückt, wurde in gleichem Maße von dem Lande gefühlt; denn der neue Herzog, Eberhard der Jüngere, umgab sich mit unwürdigen Günstlingen, unter welchen der einflußreichste ein Mönch war, Namens Holzinger, welchen Eberhard der Aeltere einst, um seiner schlechten Sitten willen, auf den Rath Reuchlin's in's Gefängniß geworfen. Da mußte

* Am 24 Oktober 1492. Ein solcher Pfalzgraf hatte damals die Befugniß, bei den höhern Reichsgerichten als Beisitzer zu stimmen; auch durfte er Notarien und Doktoren des Rechts ernennen, Dichter krönen u. A. m.

** Herzog am 21 Juli 1495, gestorben am 24 Februar 1496.

Reuchlin die Heimath meiden, und nach Heidelberg fliehen. Dort fand er hochgestellte Beschützer, Freunde der philosophischen Studien, wie Johannes von Dalberg, Bischof von Worms; er genoß einer edlen Muße, die er der Förderung alles ächt wissenschaftlichen Strebens zuwandte. In seiner heiteren Stimmung schrieb er hier, neben gelehrten Werken, zwei lateinische Lustspiele: Sergius, eine Satyre gegen jenen Holzinger, geistreich und witzig, als Beweis für seine dichterische Begabung von hohem Interesse; und die Scenica progymnasmata, worin er nach dem Muster des französischen Lustspiels: l'Advocat Patelin die Rechtsverdreher und Rabulisten geißelte. Das letztere hat Hans Sachs in's Deutsche übersetzt.

Reuchlin's jetzige Beziehungen zum pfälzischen Hofe luden ihm 1498 die Bürde einer abermaligen Sendung nach Rom auf, um den Kurfürsten Philipp gegen ein ungerechtes päbstliches Urtheil zu vertheidigen. Wie er jedes Verhältniß seines Lebens zum Besten seiner geistigen Fortbildung zu benutzen strebte, so auch dießmal; er studirte zu Rom hebräisch bei dem Juden Obadjah Ben Jakob Sphorno,* und hörte die Vorlesungen des Griechen Joannes Argyropulos, den die Sprachkenntniß seines gelehrten Schülers zu dem staunenden Ausruf bewegte: „So ist unser vertriebenes Hellas auch schon über die Alpen nach Deutschland geflogen!"

Reuchlin's Verbannung aus Würtemberg dauerte nur kurze Zeit. Herzog Eberhard wurde der Herrschaft entsetzt; und Reuchlin kehrte nach Stuttgart zurück, in der festen Absicht, sich von nun an, fern den Welthändeln, lediglich der Wissenschaft hinzugeben. Jedoch mußte er diesem Vorsatze bald untreu werden; er nahm die Stelle eines der drei Richter des schwäbischen Bundes ** an (1502), und bekleidete sie eilf Jahre hindurch, das Muster eines biedern, berufstreuen Rechtsvertheidigers. Obschon endlose Geschäfte ihn seitdem drängten, so hat dennoch gerade diese Zeit seines Lebens die bedeutendsten Denkmale seiner schriftstellerischen Thätigkeit aufzuweisen. Wahrheit und richtige Erkenntniß zu fördern, vor Allem in der Religion und Philosophie, war der Hauptzweck all seiner Thätig-

* Diesem mußte er für jede Unterrichtsstunde eine Goldkrone bezahlen, einen zu jenen Tagen doppelt übermäßigen Preis.

** Gestiftet 1488, zur Handhabung des Friedens; aufgehoben 1533 durch Kaiser Karl V.

keit; und da Beides ihm ohne die Lesung der Bibel in der Ursprache nicht möglich erschien, so verwendete er mehre Jahre auf die Ausarbeitung seiner Rudimenta Hebraicae linguae (Sprachlehre und Wörterbuch), und brach hierdurch zuerst die Bahn eines tieferen Studiums der hebräischen Sprache in Europa (1506). In gleicher Absicht schrieb er einen Kommentar über die sieben Bußpsalmen (1512); und zugleich wirkte er durch Uebersetzungen aus dem Griechischen und Hebräischen, theils auch unmittelbar durch Wort und Lehre, auf die höhere Bildung der Jugend. Unter Denen, die seine Nachfolger auf dem Wege der Forschung wurden, ist Philipp Melanchthon, sein Verwandter, als der berühmteste zu nennen; diesen empfahl er auch späterhin zum Lehramt der griechischen Sprache an die Wittenberger Hochschule, zu deren Stiftung Reuchlin selbst thätig mitgewirkt hatte.

Haben wir bisher Reuchlin als unermüdeten Forscher und Lehrer der Wahrheit kennen gelernt, so müssen wir jetzt einer traurigen und folgeschweren Verirrung des edlen Mannes gedenken, an der jedoch die trübe Geistesdämmerung jener Zeit die meiste Schuld trägt. Die Philosophie hatte sich bei jedem Schritte, den sie vorwärts thun wollte, durch das enge Wort der äußeren theologischen Lehrbegriffe gehemmt und gebunden gesehen; mit der denkenden Vernunft schien zu oft die biblische Offenbarung zu streiten: und kein Forscher vermochte damals zu der kühnen Entscheidung sich zu wenden, daß er eine um den Preis der andern aufzugeben gewagt hätte. Sobald das Studium der Klassiker, durch Reuchlin neu erweckt, den Thron der Scholastik in Trümmer geschlagen, verlangte der Geist nach einem neuen Wege zur Wahrheit, und fand ihn nirgends geöffnet. Da begannen Manche die Philosophie des Plato und Aristoteles mit dem Christenthume zu einem wunderlichen Systeme zu mischen; Reuchlin seiner Seits, voll heißen Sehnens nach dem Göttlichen, gerieth auf die falsche Fährte des Mysticismus und der geheimnißreichen Schwärmerei. Die irrigen Ueberlieferungen von der Weisheit des Pythagoras verlockten ihn zur Befreundung mit der jüdischen Kabbala, welche von dem Grundsatze ausgehend, daß jedes Wort und jeder Buchstabe neben dem natürlichen menschlichen einen geheimen göttlichen Sinn habe, durch magische Deutung derselben bald als Zahlen, bald als Sinnbilder, ein ganzes Gebäude phantastischen Aberglau-

bens in die Schrift hinein zauberte. Da gab es Zeichen und Laute von wunderbarer, weltschaffender und geisterbewegender Kraft; da gab es eine Herrschaft der Gestirne über Erde und Menschen; da gab es eine geheimnißvolle, heilige Verbindung mit Gott und Engeln. Leider muß man es sagen, daß Reuchlin durch seine Bücher de verbo mirifico und de arte cabbalistica dieser Lehre des Unsinns in Deutschland so tiefe Wurzeln gab, daß sie zu einem starken Giftbaume aufschoß, unter welchem noch manches folgende Jahrhundert lang Betrug und Wahnglaube seine Zelte aufschlug. Doch verdient Reuchlin nicht die strenge Verdammung, die ihm oftmals hierüber geworden. Sein Wille hat stets aufrichtig nach dem Wahren geblickt; nur seine Phantasie umschleierte die hellen Augen des Mannes, welcher zuerst an der Klarheit Rom's und Athen's die Finsterniß der Zeit erkennen gelehrt.

Wir haben bereits erwähnt, daß Deutschland dem Wirken Reuchlin's die erste genaue Bekanntschaft mit zwei, bisher fast als ketzerisch verpönten Sprachen, der griechischen und hebräischen, verdankt. Diese Sprachstudien gewöhnten die Geister auf's Neue zu selbstständiger Forschung, und reizten und waffneten sie zum Kampf gegen die Verderbniß jenes Jahrhunderts, die besonders in der Unwürdigkeit so vieler Diener der Kirche zur Erscheinung gekommen war. Diesen Kampf kämpften die Männer der Geistesfreiheit anfangs mehr zufällig, fast unbewußt, und vereinzelt; bis jene berühmte Fehde Reuchlin's gegen die Kölner Theologen, an sich und in ihren Anfängen von sehr untergeordneter Wichtigkeit, sie zu einer innig verbundenen Schaar sammelte, welche, von nun an unwiderstehlich, die Wiedergeburt des wissenschaftlichen Lebens und der ächten Bildung herbeiführte.

Eine Angelegenheit, die zunächst nur das unterdrückte Judenthum allein zu betreffen schien, gab die Veranlassung hierzu. Johann Pfefferkorn zu Köln, von Geburt ein Jude, um schlechter Streiche willen von seinen Glaubensgenossen verfolgt, war 1504 zur christlichen Religion übergetreten, und wollte die Aufrichtigkeit seiner Bekehrung dadurch erweisen, daß er seinen Namen zu mehren Schriften hergab, * worin er die Juden der

* Denn wohl die meisten derselben, sicherlich aber die lateinischen, hat er nicht selbst geschrieben.

Gotteslästerung beschuldigte, und die Fürsten ermahnte, ihnen ihre Bücher, ja, ihre Kinder und Güter wegzunehmen. Angespornt von den bekehrungssüchtigen Dominikanern zu Köln, wandte er sich sogar an den Kaiser, und verlangte eine Untersuchung aller jüdischen Werke über Religion und Geschichte. Wirklich erließ auch Maximilian I. eine dahin zielende Verfügung, (19. August 1509), und beauftragte mit deren Vollziehung den Pfefferkorn selbst. Dieser ersuchte nun Reuchlin, welcher schon 1505 in seiner „Tütschen Missive" das Elend der Juden für eine Folge ihrer Feindseligkeit gegen Christus erklärt hatte, ihm bei der Untersuchung zur Seite zu stehen. Jedoch Reuchlin, der in der Zwischenzeit zu milderen Gesinnungen übergegangen, lehnte den Antrag ab; auch glaubte er im Grunde, daß es mehr darauf abgesehen sei, Geld von den Juden zu erpressen, als sie dem Christusglauben zuzuführen. Da zugleich die Obrigkeiten sich nirgends dem Begehren Pfefferkorn's fügen wollten, so erbat sich dieser beim Kaiser eine neue Vollmacht, die es ihm gestatten sollte, alle Bücher der Juden, weil sie Schmähungen gegen das Christenthum enthielten, mit Ausnahme der Bibel, zu vernichten. Der Kaiser aber wollte zu solcher Verfolgung die Hand nicht bieten, und gab zuvörderst dem Erzbischof von Mainz Auftrag zu näherer Untersuchung; und dieser, um in der Sache gewissenhaft zu verfahren, forderte die bedeutendsten Hochschulen sowohl, als auch einzelne Kenner des Hebräischen auf, ihm ihr Gutachten über die Frage vorzulegen. Unter den letzteren war Hogstraten, Prior der Dominikaner zu Köln und Ketzerrichter, auf dessen geheimen Antrieb die Verfolgung eigentlich begonnen worden, und unser Reuchlin.

Allein die Unterdrückungslust fand an Reuchlin einen redlichen, muthigen Gegner. Jenen berühmten Satz: „Verbrennen ist keine Widerlegung," führte er mit allen Gründen der Wissenschaft und Ueberzeugung durch, bewies die Unschädlichkeit der angefochtenen Bücher, welche ihren sämmtlichen Gegnern überdieß ganz unbekannt seien, und bestritt den Christen das Recht, die Juden gewaltsam zu bekehren. Dieß Gutachten, das im Grunde lediglich die Freiheit des Gedankens gegen die Anmaßung des Dogma's vertheidigte, und aus dem eine edle, damals gefahrbringende Menschlichkeit spricht, die ihn hoch über sein Jahrhundert stellt, sandte er versiegelt an den

Erzbischof, (August 1510); indessen wußte Pfefferkorn sich bald Kenntniß davon zu verschaffen, und verfaßte eine Schrift, den „Handspiegel", voll gemeiner Schmähungen * gegen den Mann, der nicht mit ihm und den Kölner Dominikanern sich zum Werkzeug blinder Gewaltthat hergeben mochte. (Ostern 1511). Ja die Kölner Theologen, ganz aus den Augen lassend, wie gefällig und freundlich ihnen Reuchlin viele Jahre gewesen, erlaubten sich, sein Gutachten zu unterschlagen; und da auch eine Untersuchung, die der Kaiser dieserhalb anbefohlen, aus Vergeßlichkeit der Räthe unterblieb, sah sich Reuchlin genöthigt, seine Vertheidigung nunmehr selber, laut und offen, vor der ganzen gelehrten Welt zu führen. Dieß geschah in der Schrift: Speculum oculare, (Augenspiegel, im Herbst 1511), worin er zu sagen wagte, — denn es war dieß ein Wagniß in jenen Tagen: — „der Christ müsse seinen Nächsten lieben, sogar wenn er Jude sei; und wenn die Schrift vor dem Umgange mit den Bösen warne, so seien unter diesen keineswegs die Juden gemeint."

Reuchlin's Schrift wurde von allen Gelehrten höchlich gepriesen; aber seine näheren Freunde konnten es nur mißbilligen, daß er einen so nichtswürdigen Gegner durch eine Widerlegung geehrt habe. Die theologische Fakultät zu Köln trat jetzt unverhohlen gegen ihn auf, verfaßte ein Gutachten voll Gehässigkeit gegen ihn, und verlangte bald mit gleißnerischen Freundesworten, bald mit heftigen Drohungen, den Widerruf vieler Stellen seiner Schrift. Reuchlin, anfangs vor dem mächtigen Orden ängstlich befangen, suchte noch eine Zeitlang eine Ausgleichung herbeizuführen; da er aber bald einsah, daß ohne Verletzung seiner Ehre der Friede nicht herzustellen sei, so veröffentlichte er eine neue Erklärung seiner Grundsätze und Handlungen ** in deutscher Sprache, deren Verkauf in der Frankfurter Ostermesse 1512 die Dominikaner durch gewaltthätigen Eingriff vergeblich zu hemmen suchten. Von jetzt an drang der Streit selbst in's Volk, und riß alle Geister in gewaltige Bewegung hin.

Eine neue Schmähschrift der Kölner rief eine noch hef-

---

* Darin heißt es z. B. Reuchlin habe seine Werke nur mit fremder Hülfe geschrieben; die Juden hätten ihn bestochen, u. dgl.

** Unter dem Titel: Ain klare verstentnus. ꝛc.

tigere Entgegnung Reuchlin's hervor; und als der Kaiser im Jahre 1513 beiden Parteien Stillschweigen auferlegte, eröffneten gar die Dominikaner gegen Reuchlin einen förmlichen Prozeß wegen Ketzerei, und Hogstraten lud ihn zur Verantwortung nach Mainz: ein unerhörter Gewaltstreich, da es dem Ketzerrichter die Gesetze seines eigenen Ordens verboten, über Personen außerhalb seiner Provinz Gericht zu halten.

Vergebens erhob Reuchlin wegen des ungesetzlichen Verfahrens Berufung an andere Richter; unbekümmert sprach Hogstraten's Partei zu Mainz das Verdammungsurtheil über den Augenspiegel Reuchlin's (28. September 1513).

Allein die Universität Mainz, das Domkapitel, der Erzbischof selbst, waren empört über solche schrankenlose Willkür. Auf Befehl des Letztern wurde die Vollziehung des Spruches gehemmt, und so konnte Reuchlin seine Berufung an den Pabst Leo X. bringen, welcher den Bischof von Speier zum Richter an seiner Statt bestellte. Hier wurde, trotz aller Hinterlist Hogstraten's und der Dominikaner, Reuchlin freigesprochen; Hogstraten aber, der schon während des Prozesses das Gericht, obschon es vom Pabste selber bestellt war, so arg verhöhnt hatte, daß er die Kölner Fakultät zur Verbrennung des Augenspiegels veranlaßte, kümmerte sich auch um das erfolgte Urtheil so wenig, daß er und die Seinen noch andere Hochschulen zur Untersuchung des Reuchlin'schen Buches aufforderten. Paris, Löwen, Erfurt, sogar Mainz verdammten es wirklich zum Feuer.

Unerschüttert durch die Macht des Ordens und die wachsende Gewaltthätigkeit der Dunkelmänner, übergab Reuchlin seine Sache dem römischen Stuhle zur letzten Entscheidung. Der Kaiser selbst und viele Stände des Reichs unterstützten sein Gesuch beim Pabste.

Es wäre allzu weitläufig, alle Ränke der Dominikaner zu berichten, die sie nun zu Rom gegen den trefflichen Mann aufboten, welche gemeine Triebfedern sie spielen ließen, und mit wie viel Bestechungen und Fälschungen sie die gerechte Sache zu unterdrücken versuchten. Trotz all dem war Reuchlin's Sieg schon so gut wie entschieden, eine Freisprechung des Augenspiegels war schon erfolgt, und Hogstraten für strafwürdig erklärt, (2. Juli 1516); als die Mönche Leo den Zehnten, obschon dieser Kirchenfürst innerlich der Sache des

verfolgten Wahrheitsfreundes geneigt war, zur Erlassung eines Befehls bewogen, mit dem ganzen Verfahren auf unbestimmte Zeit inne zu halten.

Allein diese Fesselung des Rechtes und des Richteramtes wurde unserm Reuchlin zum Ruhm und Heil. Jetzt traten aller Orten, in Italien und Deutschland, ja selbst auf französischem und englischem Boden, die Männer der Wissenschaft für ihn in die Schranken. So nahm der Anfangs so unbedeutende Streit einen Charakter der Allgemeinheit an, und gestaltete sich zum großen Kampfe zwischen Wahrheit und Lüge, zwischen lebendigem Denken und finsterer Geistesknechtschaft, zwischen freier Forschung und anmaßendem Buchstabenglauben. Was die Zeit an großen Gelehrten hervorgebracht, — und fast alle waren Schüler Reuchlin's, — ging in den Kampf: vor Allen Ulrich von Hutten, der Held und Märtyrer der Freiheit, und Wilibald Pirkheimer; der Kölner Domherr, Graf von Neuenahr, (Nuenar); Eobanus Hessus, Crotus Rubianus; auch der gewaltige Luther erhub seine Stimme, und selbst der sonst so zaghafte Erasmus schwieg nicht. Mit gar vielen Anderen bildeten sie jenen schwert- und federgerüsteten Bund der Reuchlinisten, oder der Poeten, wie ihre geistlosen Gegner sie nannten. Aber entscheidender, als alle schweren Waffen der Gelehrsamkeit, wirkte der zweischneidige Dolch der Satyre in jenen berühmten Epistolae obscurorum virorum, (Sendschreiben unbedeutender Männer, oder auch Sendschreiben der Dunkelmänner, 1516), die unter der Form eines Briefwechsels zwischen Freunden Hogstratens, im Küchenlatein der Mönche, die Schwächen und Laster der Finsterlinge und die freche Unwürdigkeit des geistleeren Schultreibens so wahr, scharf und naturgetreu bloßstellten, daß das Brandmal, welches sie den Gegnern Reuchlin's aufdrückten, nie mehr zu vertilgen war. Die gränzenlose Wuth der Kölner Theologen und ihrer Anhänger war um so ohnmächtiger, als man die Verfasser der Briefe nicht zu entdecken vermochte; erst lange nachher erfuhr man, daß, unter vielen Mitarbeitern, Hutten und Crotus Rubianus den größten Antheil daran hatten. Was vermochten da die langweilig dummen Schriften und Abhandlungen der Kölner gegen das Gelächter Europa's und den Hohn aller Gebildeten!

War aber Reuchlin's Stellung nun eine feste Burg ge-

worden gegen allen Angriff der Partei Hogstraten's, so brachten ihm doch bald äußere Zufälligkeiten mancherlei Gefährde anderer Art. Herzog Ulrich von Würtemberg, als Mensch und als Fürst gleich verwerflich, hatte den Ritter Johann von Hutten, der seiner Lasterhaftigkeit im Wege war, mit eigener Hand ermordet, und wurde deßhalb durch Franz von Sickingen, den Rächer alles Unrechts, und bald auch durch den ganzen schwäbischen Bund mit Krieg überzogen. Reuchlin, der sich bei den wechselnden Erfolgen dieser Fehde mit einer schwankenden Zaghaftigkeit benahm, die sich durch seine kränkliche Altersschwäche entschuldigt, mußte im November 1519 nach Ingolstadt flüchten, und büßte dabei die Hälfte seiner werthvollen Büchersammlung und sonst Vieles seiner Habe ein. Indessen sollten gerade diese Kriegsverhältnisse einen unvermuthet günstigen Einfluß auf seinen Prozeß mit den Kölnern üben. Franz von Sickingen hatte nämlich bei der Eroberung von Stuttgart Reuchlin persönlich kennen gelernt, und ihm versprochen, sich seiner anzunehmen; da wirkte denn ein einziges* Drohschreiben des deutschen Helden mehr, als alle Sprüche der Gerichtshöfe. Die Dominikaner, wollten sie nicht mit dem ganzen Kölner Lande den Druck seiner ehernen Hand empfinden, sahen sich genöthigt, dem greisen Reuchlin alle Prozeßkosten zu vergüten, und das Verfahren in Rom auf eine für ihn ehrenhafte Weise zum beschleunigten Ende zu bringen. So mußten den Siegeskranz, den ganz Europa dem edlen Reuchlin zuerkannt, seine Feinde ihm nun endlich auf's Haupt setzen.

Dieser so glücklich ausgekämpfte Kampf für die Wissenschaft wurde unendlich reich an segenbringenden Folgen; er gab den Geistern erst die rechte Empfänglichkeit für die Keime, die Luther's Zeit ausstreuen sollte. Reuchlin selbst nahm indessen nur geringen Theil an den Bewegungen der Reformationsfehden; und wenn er zuerst auch freudig Luther's Streben begrüßt hatte, so war er doch schon zu hinfällig, um mit einem so feuerigen Kämpen gleichen Schritt auf seiner kühnen Bahn zu halten.

Zu Ingolstadt nahm Reuchlin eine Professur der griechischen und hebräischen Sprache an, (März 1520); aber schon im folgenden Jahre trieb ihn die Pestseuche nach Würtemberg zurück. Auch hier übernahm er auf's Neue, auf Bitten der

Tübinger Hochschule, das nämliche Lehramt wie zu Ingolstadt; allein schon nach wenigen Wochen zwang ihn seine zunehmende Kränklichkeit, sich nach Stuttgart zu begeben, wo er am dreißigsten Juli dahinschied, im siebenundsechszigsten Jahre seines Lebens.

Viele treue Freunde, unzählige Schüler und Geistesgenossen beklagten mit gerechten Thränen den unersetzlichen Verlust. Denn in Reuchlin war ein Mann gestorben voll trefflicher Eigenschaften, wie sie sich selten in solcher Fülle zusammenfinden. Er war reicher an Wissen, als irgend Einer zu seinen Zeiten; aber ein Feind allem Prunken mit pedantischer Gelehrsamkeit. Er hatte sich als herrlichen Jugendbildner bewährt; und nachdem man so viele Jahrhunderte in den Geist hatte hineinbilden wollen, war er der erste, der da zeigte, wie die Menschen aus sich selbst heraus zu entwickeln seien. Seine freie Seele liebte nur die Wahrheit, Wahrheit im Leben, Wahrheit in der Wissenschaft: aber der Ernst seines Strebens gattete sich gern mit sanfter Milde; seine Begeisterung für Religion und Sittlichkeit schloß nicht die heiteren Freuden der Geselligkeit aus. Eine besonnene Mäßigung im Lebensgenuß gab ihm Kraft und Muße zu jener unbegreiflichen Thätigkeit, die er als Theolog, Sprachforscher, Rechtsgelehrter, als Schriftsteller, Richter und Anwalt, in Staatsgeschäften und im Lehramt entfaltete. Musterhaft im öffentlichen Leben wie in der stillen Häuslichkeit, liebend und geliebt im Kreise der Seinen, ein Menschenfreund im ächtesten Sinne, trafen in ihm alle Bedingungen des Glückes zusammen; und sein Leben zeigte ihn uns im Lichte eines vollkommenen Menschen, wenn nicht ein allzu reizbares Gemüth, eine in Entschlüssen wechselnde Aengstlichkeit, ihn bisweilen zu unbedachtsamen Schritten gebracht hätte. Indessen scheint es, als hätte das Schicksal nur darum solche schwache Schatten in ein so glanzvolles Bild geworfen, damit wir nicht vergessen möchten, daß auch das edelste Streben stets in den Tiefen der menschlichen Seele gefährliche Gegner zu bekämpfen hat. Der starke Mann aber wird ihrer Herr; und daß Reuchlin es nicht geworden, ist der einzige, wenn auch nur wenig erhebliche Tadel, den man gegen einen so edeln, so reinen Charakter zu erheben vermag.

Ludwig Braunfels.

Luther.

In den ersten Tagen des Novembers 1483 wurde in dem Städtchen Eisleben ein lebhafter Jahrmarkt abgehalten. Unter den von nah und fern dahin gekommenen Landleuten befand sich auch Hans Luther, ein Bergmann aus dem Dörfchen Möre, welchen mancherlei Geschäfte mit seiner Ehefrau hierher gerufen hatten. Die Frau trug eine mütterliche Hoffnung unter dem Herzen, und so geschah es, daß sie am 10 November Abend um 11 Uhr von einer frühzeitigen Geburt in der Fremde überrascht wurde. Es war ein Knäbchen, dessen die kräftige Frau hier genas. Der fromme Vater ließ es nach damaliger Sitte gleich am nächsten Tage in der dortigen Kirche taufen, und legte ihm nach dem Kalenderheiligen den Namen Martin bei. Bald nachher siedelten die Eltern unsers Martin's nach Mansfeld über, wo der Vater ein vortheilhaftes Unterkommen und die wohlbenutzte Gelegenheit fand, durch rege Thätigkeit aus seiner früher ärmlichen Lage zu einem gewissen Wohlstande zu gelangen.

Hans Luther war überhaupt ein Mann von der achtungswerthesten Denk- und Handlungsart. Bei seinem kräftigen, oft derben Wesen, das aber entfernt von Rohheit war, that sich ein gewisses Streben nach Bildung kund. Er suchte den Umgang mit Gelehrten und kenntnißreichen Männern und war auch wieder von diesen gern gesehen. Jährlich lud er mehrmals die Geistlichen und Schullehrer seines Wohnortes ein, und ergötzte sich an ihren lehrreichen Gesprächen. Auch genoß er die allgemeine Achtung seiner Mitbürger in dem Grade, daß ihn ihr Vertrauen zu einer Rathsherrnstelle berief.

In diesen Zeiten erfreute sich überhaupt der Bürgerstand in den größeren und kleineren Städten unseres Vaterlandes einer höhern Geltung und einer ehrenhafteren Stellung, als der herabgedrückte Zustand und das armselige Spießbürgerthum, in welchen wir denselben nach dem unglückseligen dreißigjährigen Kriege erblicken, vermuthen lassen. Handel und Gewerbthätigkeit hatten seinen Wohlstand gehoben, die Theilnahme an der Regierung und Verwaltung des städtischen Gemeinwesens seinen Verstand gebildet und seinen Blick erweitert, die Vertheidigung seiner Vaterstadt in persönlichem Waffendienste seinen Muth belebt, und alles Dieses sein Selbstgefühl gekräftigt und gehoben. Diesem Stande gehörten Martins Eltern an; der Vater regierte mit entschiedenem Willen das Hauswesen, die Mutter war dem Eheherrn in Gehorsam und Demuth ergeben, während sie ihm in strenger Arbeitsamkeit nicht nachstand. Beide waren von tief ernster Religiosität beseelt und auf das Sorgsamste für die Erziehung ihrer Kinder bemüht. Doch trug auch diese Erziehung den Stempel des elterlichen Wesens und des Geistes ihrer Zeit; sie war derb und strenge; durch Furcht sollte die Liebe erzielt werden. Daher wurde auch Martin, der schon von seinem vierten Jahre an die Schule besuchte, auf das Strengste behandelt, und mußte die Ruthe, die damals in Schule und Haus als das unentbehrlichste Erziehungsmittel galt, oft nachdrücklich empfinden. Dieß strenge und harte Verfahren machte den ohnehin schon stillen und in sich gekehrten Knaben noch stiller und schüchterner, und legte in ihm den Grund zu einer Befangenheit, die er in späterer Zeit nur mit der größten Anstrengung bewältigen konnte. Zugleich gab ihm aber auch die hierdurch hervorgerufene und befestigte Gewöhnung zum Gehorsam eine Festigkeit und Charakterstärke, die in der Zukunft seiner großartigen Wirksamkeit zum sichersten Stützpunkte dienen sollte.

So wuchs unser Luther heran, in den einfachsten, ja ärmlichsten Umgebungen; fern von jeder Verzärtelung, mehr in's eigene Innere, als nach Außen gekehrt. Seine Lehrer lobten die leichte Auffassungsgabe und den beharrlichen Fleiß des Knaben; daher entschloß sich der Vater, ihn studiren zu lassen und schickte ihn nach Magdeburg auf die lateinische Schule. Aber er war jetzt noch nicht im Stande, die Kosten für den Unterhalt seines Sohnes zu bestreiten; dieser mußte sich daher

als Chorschüler sein Brod mit Singen vor den Thüren verdienen. Da ihm dieß aber nicht gelingen wollte, so that ihn sein Vater nach Eisenach, wo die Mutter Verwandte hatte. Auch hier mußte er jedoch denselben Erwerb fortsetzen, bis er gerade hierbei eine gutmüthige Beschützerin fand. Eine achtbare Frau, Namens Cotta, der das Wesen, besonders die schöne Altstimme des Schülers gefiel, nahm ihn in ihr Haus und vertrat Mutterstelle bei dem stillernsten Knaben. Ungehindert von jedem störenden Hemmnisse bereitete sich nun Luther in dem Hause dieser guten Frau für seine akademische Laufbahn vor. Besonders waren es seine Aufsätze und lateinischen Gedichte, die dem strebenden Jünglinge die Theilnahme und den Beifall seiner Lehrer erwarben. Seine Mußestunden erheiterte aber die Musik, welcher er auch bis zu spätem Alter mit besonderer Vorliebe ergeben blieb; er lernte hier die Flöte blasen und die Laute spielen.

Wohl vorbereitet bezog der im Jahre 1501 die Universität zu Erfurt, um sich, dem Wunsche seines Vaters gemäß, der Rechtsgelehrsamkeit zu widmen.

Auf der Universität herrschte damals die scholastische Philosophie, die nach und nach in alle Wissenschaften, besonders aber in die Theologie, eingedrungen war. Das Wesen derselben bestand in einer spitzfindigen Anwendung der von dem großen Griechen Aristoteles aufgestellten Denkformen auf die Gegenstände der Wissenschaften, und ihre Hauptbeschäftigung war die Auflösung kitzlicher Fragen nach und durch diese Formen. In der Theologie war diese Philosophie unbeschränkt durch die Autorität der Kirchenlehre, wie sich diese theils durch die Beschlüsse der allgemeinen Kirchenversammlungen, theils durch die Dekrete der Päbste gebildet hatte. In diesen engen Gränzen bewegte sie sich und vergnügte sich mit der Lösung der wunderlichsten Aufgaben.

In dieser Philosophie übte und tummelte sich unser Luther mit dem regsten Fleiße. Die durch solche Uebungen erlangte Gewandtheit und Schärfe in Begriffsentwicklungen ward für ihn bei seinen späteren Kämpfen eine trefflich gebrauchte Schutz- und Angriffswaffe, mit welcher er seine Gegner, die ihn von diesem Boden aus angriffen, oft hart darnieder schlug.

Seine eigenen, mit der angestrengtesten Thätigkeit betriebenen Studien, so wie der wohlbenutzte Umgang mit seinen

Lehrern, besonders dem damals hochgeehrten Jodocus Treuwetter, förderten ihn so, daß er schon im Jahre 1503 die Würde eines Baccalaureus und 1505 die eines Doktors der Philosophie auf die rühmlichste Art sich erwarb. Aber bei allen Fortschritten blieb seine Wißbegierde unbefriedigt, sein Herz leer und öde. Einem Jünglinge von solchem Wissensdrange und so tiefem Gemüthe, wie Luther, konnte die bloße Uebung und Ausbildung des Verstandes und Scharfsinnes nicht genügen; er suchte in der Wissenschaft etwas Höheres, etwas Belebendes und Beseligendes, und dieß bot die scholastische Philosophie nirgends. Da fand er einmal, als er eben neunzehn Jahre alt war, auf der Universitäts-Bibliothek eine lateinische Bibel, und zwar an Ketten gelegt. Seit dieser Zeit las er emsig in diesem Buche, das ihm immer theurer wurde, und was ihm die Philosophie versagte, das gewährte ihm das Wort des Herrn: die trefflichste Nahrung für Geist und Herz. Man könnte sagen, es sei ein bildlich vorbedeutsames Begegniß gewesen, daß der junge Luther gerade von einer Bibel an Ketten so mächtig ergriffen ward, — er, der nachmals durch seine vortreffliche Uebersetzung der Bibel aus den Fesseln der lateinischen Sprache, dieß göttliche Buch für die deutsche Nation frei machte. Je mehr er sich mit demselben befreundete, desto mehr wandte er sich von dem Studium seiner künftigen Berufswissenschaft, der Rechtsgelehrsamkeit, ab. Dieses hatte ohnehin wenig Anziehendes für ihn, und die künftige Ausübung eines solchen Berufs erschien dem in einsamer Beschäftigung mit den Wissenschaften aufgewachsenen, von Natur und durch Erziehung schüchternen Jüngling nur betrübend und beängstigend. Aber der strenge Gehorsam gegen seinen Vater ließ ihn noch zu keinem festen Entschlusse kommen. Erst ein gewaltiges Ereigniß sollte seinem Leben eine andere Richtung geben. Sein Freund Alexius wurde in einer dunkeln Gewitternacht an seiner Seite getödtet, entweder durch einen Blitzstrahl oder durch Meuchelmord, — hierüber lauten die Nachrichten verschieden. Da, in der Stunde der Gefahr, that er, wie er es selbst später nennt, ein voreiliges und erzwungenes Gelübde.

Eines Abends nämlich trat er plötzlich als Mönch in das Augustinerkloster zu Erfurt ein, und weder das Zureden seiner Freunde, noch das Bitten und Drohen seines über diesen Schritt äußerst aufgebrachten Vaters, konnte ihn von seinem einmal

gefaßten Entschlusse zurückbringen. — Wenn auch ein solcher Entschluß durch Luther's ängstliche Scheu vor seinem zukünftigen Lebensberufe und durch seine Vorliebe für ein beschauliches, den Wissenschaften geweihtes Leben schon nahe gelegt war; so gab doch erst jenes schreckliche Ereigniß den Anstoß zu dessen Ausführung. In der abgewandten Lebensgefahr erblickte Luther bei seinem noch immer nicht erfüllten und befriedigten religiösen Gefühle eine Mahnung Gottes, sich ihm ganz zu weihen, und dieser Gedanke gab ihm auch bei der Durchführung seines Planes die bewundernswürdigste Festigkeit. Mit ausdauernder Geduld und fast unbegreiflicher Demuth unterzog er sich den niedrigsten Verrichtungen, die ihm während seines Noviziats auferlegt wurden; er, der bereits als Doktor der Philosophie in Ansehen und Achtung stand, reinigte die schmutzigsten Räume des Klosters und ging selbst mit dem Bettelsacke auf dem Rücken terminiren. Erst nach beinahe zwei Jahren einer harten Probezeit wurde er feierlich in den Augustinerorden aufgenommen. Seine zahlreichen Freunde, selbst auch sein Vater, den häusliches Unglück wieder mit ihm ausgesöhnt hatte, da ihm inzwischen zwei Söhne an der Pest gestorben waren, fanden sich zu dieser Feier ein, wobei aber der gerade Mann doch nicht umhin konnte, seine Mißbilligung über seines Sohnes Standesveränderung auch jetzt noch offen auszusprechen.

Aber auch in Luther's Gemüth kehrte dadurch keineswegs die Ruhe ein. Die Vorstellung von Gott als einem nur rächenden, strafenden Wesen, welche sich die Kirche nebst vielem Andern aus dem Judenthume zu ihren Zwecken angeeignet hatte, ängstigte und quälte ihn. Die religiöse Oede und Leere seines Gemüthes, gepaart mit Reizungen zu vermeintlichen oder wahren Sünden, erschienen ihm als die Stimme eines schuldbewußten Gewissens und als Mahnungen der herannahenden Strafe Gottes. In der Angst seines Herzens versuchte er es, durch alle von der Kirche gebotenen Werke, durch Fasten, Kasteiungen und Selbstpeinigungen aller Art den vermeintlichen Zorn Gottes zu versöhnen. Aber er fand nirgends Beruhigung. Auch seine Beichtväter, denen die Selbstanklagen des zerknirschten Mönches höchst unerheblich, ja lächerlich erschienen, konnten ihm den Frieden seiner Seele nicht wiedergeben. Nur ein schlichter Mönch, der ihn auf die Gnade Gottes

verwies, die der Glaube an die Erlösung durch Christus bewirke, erhob und ermuthigte sein angsterfülltes Herz. So ward durch Selbsterlebniß der Grund zu einer der festesten und unerschütterlichsten Glaubensansichten Luther's gelegt, auf welche er später das Gebäude der nach ihm benannten Kirche gründete.

Unterdessen hatte der fromme und gelehrte Mönch die Aufmerksamkeit und Theilnahme des Generalvikars seines Ordens in Deutschland, des wegen seiner Gelehrsamkeit und praktischen Tüchtigkeit hochgeehrten Dr. Steupitz gewonnen, und dieser schlug ihn seinem Gönner, dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen von Sachsen, zu einer Professur der Philosophie an der neuerrichteten Universität Wittenberg vor. So wurde Luther durch die Berufung zu dieser Stelle im Jahre 1508 der Gefahr entrissen, seinen geistigen und körperlichen Selbstpeinigungen zu erliegen, und ward auf einen Standpunkt versetzt, wo er endlich auch die Waffe seines Geistes und seiner Gelehrsamkeit recht gebrauchen lernte. Diese Gelehrsamkeit, sowie sein untadelhafter Lebenswandel verschafften ihm bald auch die Stelle eines Predigers an der Stadtkirche und die Würde eines Doktors der Theologie. Auffallend ist hierbei einer Seits die ängstliche Scheu, die ihn jedesmal vor der Uebernahme eines neuen Amtes dergestalt peinigte, daß Dr. Steupitz, der ihm immer befreundeter wurde, ihn durch sein Ansehen gleichsam dazu zwingen mußte; anderer Seits der freudige Muth und die ausdauernde Thätigkeit, mit welcher er diese Aemter, wenn er sie einmal übernommen hatte, verwaltete. Besonders aber fühlte er sich durch den Eid, den er als Doktor der Theologie leistete, zu einem noch ernsteren Studium der Bibel verpflichtet, und dieser Eid stärkte ihn oft in seinen späteren harten Kämpfen für die Reinheit der christlichen Lehre. Eine Reise, die er in dieser Zeit in Angelegenheiten seines Ordens nach Rom unternahm, verschaffte ihm zwar Gelegenheit, schon jetzt das irreligiose und unsittliche Treiben der damaligen italienischen Geistlichen in der Nähe wahrzunehmen; allein er war noch so sehr von der Heiligkeit und Göttlichkeit des Pabstthums überzeugt, daß er dergleichen nur als Auswüchse betrachtete, die das Wesen dieser göttlichen Einrichtung nicht zu beeinträchtigen vermöchten. Doch wußte er auch die auf dieser Reise gesammelten Erfahrungen zu einer späteren Zeit als treffliche Waffen gegen seine Feinde wohl zu gebrauchen.

Seine durch Amtsthätigkeit und durch diese Reise erlangte Kenntniß von Menschen und Verhältnissen, sowie die dadurch erworbene Gewandtheit und Umsicht in der Behandlung von Geschäften wurde noch in hohem Grade geübt und gefördert durch die Oberaufsicht über vierzig Klöster seines Ordens, die ihm Dr. Steupitz während seiner Abwesenheit aus Deutschland übertrug. Die vielseitige Thätigkeit, die Luther bei allen diesen Geschäften an den Tag legte, setzt in Erstaunen. Er stand mit den Obern aller dieser Klöster in Briefwechsel, sah viele derselben persönlich, predigte, hielt die besuchtesten Vorlesungen und studirte dabei unaufhörlich fort. Bei dieser allseitigen, von dem besten Erfolge gekrönten Uebung seiner Kräfte gewann er täglich mehr Vertrauen auf Gott und Zufriedenheit mit sich selbst. Der früher so ängstlich scheue Mönch ward ein umsichtiger Geschäftsmann, ein munterer Gesellschafter, der die Freude des geselligen Verkehrs liebte und nicht selten durch die heitersten Scherze würzte. Ausgerüstet mit tiefer und weitumfassender Gelehrsamkeit, bewandert im Verkehr mit den Menschen, bewaffnet mit einem unüberwindlichen Gottvertrauen, trat nun unser Held im einunddreißigsten Jahre seines Lebens in den Kampf mit einer Gewalt, deren Ansehen Jahrhunderte geheiligt, deren Kraft den mächtigsten Fürsten, den allgewaltigsten Kaisern obgesiegt, deren Klugheit noch erst vor Kurzem selbst eine allgemeine Kirchenversammlung erlegen war.

In den ältesten Zeiten der christlichen Kirche standen Aufseher (Episcopi, — Bischöfe) an der Spitze der Gemeinden. Dieselben führten im Namen und an der Stelle der Apostel die Aufsicht über die anderen Geistlichen und über die Glieder der Gemeinden selbst; ja, ihr Einfluß erstreckte sich nach und nach über die in kleineren Orten in der Nähe ihres Wohnsitzes entstehenden Gemeinden. Diese bildeten den Sprengel eines Bischofs. Am gewichtigsten wurde aber bald das Ansehen und der Einfluß der Bischöfe in den großen Hauptstädten des Römischen Reichs, in Jerusalem, Alexandrien, Antiochien, Rom und Konstantinopel, wo sich die frühesten und bedeutendsten Gemeinden bildeten. Unter diesen Bischöfen oder Erzbischöfen erhob sich aber der zu Rom im Laufe der Zeiten zu einer wunderbaren Macht. Die Erinnerung an die Weltherrschaft,

welche Jahrhunderte lang an diese glanzvolle Stadt geknüpft war, gab wohl den ersten Gedanken zu einer neuen geistlichen Herrschaft. Einen biblischen Schein, gleichsam eine Anweisung dazu, fand man in dem bekannten Wortspiel Christi mit Petrus und Petra, welches letztere Wort im Griechischen und Lateinischen Fels bedeutet! „Petrus du bist der Fels;“ indem man annahm, daß Rom, wo dieser Apostel die erste christliche Gemeinde gestiftet hatte, der Kirche Fels seyn solle. Die Entfernung von dem Kaisersitze Konstantinopel, welche größere Unabhängigkeit von der Regierung gewährte, und die klug benutzte Verbindung mit den fränkischen Fürsten aus Karolingischem Stamme, begünstigten und förderten diesen Anspruch des römischen Bischofs auf einen Vorrang vor seinen Amtsbrüdern, und auf eine Oberherrlichkeit über die Kirche. — Für Deutschland insbesondere ward das vorwiegende Ansehen und die Alleinherrschaft des römischen Pabstes, wie er sich jetzt nannte, durch die Wirksamkeit des Bekehrers der Deutschen, des kräftigen Bonifacius, begründet; indem derselbe alle Bischofssitze in Deutschland, seinem geleisteten Eide gemäß, dem römischen Stuhle unterwarf. Im Anfange übten zwar die Kaiser ihre Schirmherrschaft der Kirche noch mit Kraft aus; die Kaiser aus dem sächsischen Stamme und vor Allem der kräftige Franke Heinrich III führten den Vorsitz in den Kirchenversammlungen, wie dies die oströmischen Kaiser stets zu thun pflegten, und setzten Päbste ein und ab. Allein das Streben der deutschen Großen nach Unabhängigkeit und der Haß zwischen den Franken und Sachsen bot dem thatkräftigen, geistesmächtigen Pabste, Gregor VII, unter der Regierung des durch Erziehung und eigenes Wesen unglücklichen Heinrichs IV die lang gesuchte Gelegenheit dar, die kaiserliche Macht der Gewalt des Pabstthums zu unterwerfen und durch das, trotz dem Widerstande der deutschen Geistlichkeit, durchgesetzte Gebot der Ehelosigkeit der Geistlichen der römischen Kirche eine eng zusammenhängende Schaar nur ihr ergebener Diener und Streiter zu gewinnen. Auch die Angriffe der durch die geistige Kraft und weltliche Macht hoch hervorragenden Hohenstaufen konnten nach der damaligen Weltlage nur dazu dienen, der päbstlichen Gewalt eine noch festere Grundlage, eine noch größere Ausdehnung zu geben.

Und ob auch einzelne Männer, ob ganze Parteien, wie Wiklef, Peter Waldus, ihre Anhängrr und so viele Andere,

zuletzt selbst der edle Huß, den früheren Zustand der Kirche wieder herzustellen trachteten, sie traf der vernichtende Name Ketzer, und Feuer und Schwert vertilgte ihre Lehre.

Vor allen Kirchen der abendländischen Christenheit aber hatte sich die deutsche dem Pabste am unbedingtesten unterworfen; Deutschland war das Land, in welchem, vermöge seiner Zerstückelungen in viele geistliche und weltliche Gebiete, der päbstliche Einfluß am überwiegendsten sich geltend machen konnte; aus Deutschland endlich flossen die reichsten Geldsendungen in die päbstliche Schatzkammer. Denn eben die vielen geistlichen Gebiete und Würden, deren Ertheilung größtentheils vom Pabste abhing, wurden zu Geldforderungen jeder Art benutzt. Die Bischöfe mußten das Pallium, das Zeichen ihrer Würde, oft mit den ungeheuersten Summen bezahlen, geistliche Stellen blieben erledigt und ihre Einkünfte flossen nach Rom, römische Kardinäle wurden mit ihrem Einkommen auf deutsche Kirchengüter angewiesen. Dazu kamen noch die nicht unbedeutenden Summen, die für Dispensationen zu Heirathen im verbotenen Grade, für die Erlaubniß, Fleischspeisen an Fasttagen zu essen und dergleichen jährlich aus unserem Vaterlande nach Rom wanderten. Und doch waren die Deutschen in ihrer tiefen Gemüthlichkeit auf's innigste der christlichen Kirche ergeben, hingen am festesten an ihr und ihrem Haupte, dem Pabste. Aber sie empfanden auch in ihrer ernstgemeinten Religiosität die Mängel der Einrichtungen dieser Kirche am tiefsten, und verlangten am lautesten deren Abhülfe. Die deutsche Nation war es, die auf der Kirchenversammlung zu Kostnitz und noch entschiedener auf der zu Basel eine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern verlangt hatte. Aber trotz der Anfangs glorreichen Ergebnisse der letzteren Versammlung, trotz der heldenmüthigen Entschiedenheit und Kraft der zu Basel versammelten Väter, wurde nach des tüchtigen Albrecht II zu frühem Ableben, durch die Schlauheit des Italieners Aeneas Sylvius und die Schlaffheit Kaiser Friedrichs III die Hoffnung der Bessergesinnten zu nichte gemacht. Das deutsche Volk erhielt in dem Wiener oder Aschaffenburger Konkordate, dessen Annahme von den einzelnen deutschen Fürsten erschlichen wurde, nichts; die Abgaben an den römischen Stuhl blieben, nur manche unter verändertem Namen, dieselben; in der Kirche wurde nichts gebessert.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Seit den Zeiten des Baseler Konziliums blieb die Macht und das Ansehen des römischen Pabstthums öffentlich unangefochten; aber das weltliche Leben mancher Päbste, die Streitigkeiten zwischen Konzilien und Päbsten, und vor Allem das neuerwachende Licht, welches die immer mehr platzgreifende Beschäftigung mit den Lateinischen und Griechischen Schriftstellern zu verbreiten anfing, hatten den Grundpfeilern, worauf es ruhte, den Glauben an seine Unfehlbarkeit, wankend gemacht. Da rief eine arg gemißbrauchte Lehre und der verkehrte Eifer ihrer Vertheidiger unsern Luther auf den Kampfplatz.

Die in früheren Zeiten für gröbere Uebertretungen der göttlichen Gebote auferlegten äußerlichen Bußwerke hatte man in späterer Zeit auch in die Ausübung guter Werke, z. B. Theilnahme an einem Kreuzzuge verwandelt. Noch später wurden zu diesen guten Werken auch freiwillige Gaben an Geld für irgend einen in näherer oder fernerer Verbindung mit der Religion stehenden Zweck gerechnet, z. B. für die Gründung von Kirchen und Schulen, zu einem Türkenkriege u. s. w. Doch wurde dieß Geld oft nicht zu seinem eigentlichen Zwecke verwendet, sondern floß in die Privatkasse des Pabstes. Was aber das verderblichste bei diesem A b l a s s e, wie man es nannte, war, es bildete sich dadurch unter dem Volke die Vorstellung, als ob die Sünde und die Strafe derselben mit Geld abgekauft werden könnten, eine Meinung, die durch das Betragen der Ablaßprediger oder vielmehr Händler bedeutend unterstützt wurde.

Zu dieser Zeit saß Leo X, ein kunstsinniger und feingebildeter Mann, auf dem päbstlichen Stuhle. Dieser bedurfte zur Führung seines prächtigen Hofstaates sowohl, als zum Baue der St. Peterskirche bedeutende Geldsummen. Daher wurde ein neuer Ablaß ausgeschrieben. Für Deutschland übernahm dieses Geschäft der Erzbischof von Mainz, Albrecht von Brandenburg, und übertrug es den Dominikanermönchen.

Ein Mönch dieses Ordens, Tetzel, kam auf seinen Zügen durch Deutschland in die Nähe von Wittenberg; er trieb sein Geschäft auf die ärgerlichste Weise und verletzte dadurch auf das Tiefste das Gefühl aller wahrhaft Religiösen. Luther, der das Unwesen nun in seiner Nähe sah, wandte sich in ehrerbietigen, aber mit männlichem Freimuthe abgefaßten Briefen an den Erzbischof von Mainz und mehre andere deutsche Bischöfe, und

Bayerische Staatsbibliothek München

bat dringend um Abstellung des durch Tetzel's freche Weise der ganzen Christenheit gegebenen Aergernisses. Da diese Vorstellungen aber unerwiedert und erfolglos blieben, so schlug er am 31 Oktober 1517 fünfundneunzig Sätze an die Schloßkirche zu Wittenberg an, und forderte zu einer Disputation über dieselben auf. Der Hauptinhalt derselben ging dahin: der Ablaß gehöre zu den zugelassenen, nicht zu den gebotenen Werken; ohne wahre Buße und ohne ächten Glauben könne Niemand selig werden, und der Ablaß könne nur von den durch die Kirche auferlegten äußerlichen Bußwerken, nicht aber von der Strafe der Sünden befreien. Indessen griff er weder jetzt, noch in seinen nächstfolgenden Schriften die Gewalt des Pabstes an, vor der er noch lange eine heilige Scheu empfunden zu haben bekennt; dagegen stellte er mit immer deutlicheren und entschiedeneren Worten den Glauben an die durch Gottes Gnade von Jesus Christus bewerkstelligte Erlösung der Menschen als die einzige und wesentlichste Bedingung der Seligwerdung auf. Die heftigen Schriften seiner Gegner und die Anfeindungen, die er nunmehr auf Betrieb derselben von Rom aus erfuhr, drängten ihn jedoch zu einer genaueren Untersuchung über das Wesen und die Geschichte des Pabstthums. Die Ergebnisse dieser Untersuchung sprach er besonders in seiner Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation aus, in welcher er eine durchdringende Verbesserung der christlich-deutschen Kirche verlangte. Als Grundlage derselben stellte er die Forderungen, sie solle sich durch Versammlungen der deutschen Bischöfe und Geistlichen auf eine freiere und von Rom weniger abhängige Weise gestalten, so daß namentlich der von den Bischöfen geleistete Eid unbedingter Unterwerfung unter die Verfügungen des Papstes aufhöre; die Palliengelder, Annaten und mehre dergleichen Abgaben an den päbstlichen Stuhl sollten theils aufgehoben, theils zur Verbesserung von Kirchen und Schulen verwendet werden; die hohe Geistlichkeit sollte in Sitte und Leben zur alten Einfachheit zurückkehren, und der geistliche Stand der weltlichen Obrigkeit wieder unterworfen seyn. Daneben schlug er auch in weltlichen Dingen manche zeit- und sachgemäße Veränderung vor, drang aber in der Hauptsache auf die Herstellung des wahren Glaubens in der Kirchenlehre.

Ueber alle die äußerlichen Bußwerke und Gebräuche, welche

die Kirche im Laufe der Zeiten theils zur Bewältigung des Heidenthums, theils zur Hebung ihres eigenen Ansehens sich angeeignet und geboten hatte, schien sie den Grundgedanken und die Hauptaufgabe des Christenthums, — die Menschen von Innen heraus zu bessern und zu veredeln, — fast ganz vergessen zu haben. Dieß erkannte Luther wohl, und darum forderte er auf's Entschiedendste sittliche Umwandlung durch die christliche Lehre, oder, wie er es nannte, christlichen Glauben und christliche Freiheit, die er eben in die Freiheit von äußern Werken setzte, denen er ohne den Glauben kein Verdienst zuschrieb. Und so wurden christlicher Glauben und christliche Freiheit die Losungsworte eines Kampfes, den er eben für diese Güter auf Tod und Leben zu unternehmen den Muth und die Kraft hatte.

Seine eigenen Untersuchungen und die maßlosen Angriffe seiner Feinde führten ihn immer weiter. Die Lehre vom Bann, von den Sakramenten und mehre andere, wurden einer neuen Prüfung unterworfen, und die Ergebnisse seiner Forschungen in derber, mitunter scherzhafter Art dem Volke mitgetheilt.

Seine Schriften verbreiteten sich mittelst der neuerfundenen Buchdruckerpresse „wie von Engeln getragen," sagt ein Zeitgenosse, durch alle Gauen unseres Vaterlandes, und täglich wuchs die Zahl seiner Anhänger.

Anfänglich sah der Pabst diese Sache als geringfügig, als ein bloßes Mönchsgezänke an. Mehre Versuche, den Zwist beizulegen, wurden gemacht, scheiterten aber durch die Leidenschaftlichkeit der Gegner Luther's, besonders des Dr. Eck. Nun erst sprach der Pabst den Bann über Luther aus. Luther verbrannte die Bannbulle, das kanonische Recht und mehre Schriften seiner Gegner am 10 Dezember 1520 öffentlich auf dem Markte zu Wittenberg. Luther hatte so jede Aussöhnung unmöglich gemacht; der Würfel lag; der kühne Mann mußte siegen oder untergehen.

Gerade diese Entschlossenheit erschien aber seinen zahlreichen Anhängern und Verehrern als die sicherste Bürgschaft des Sieges, und das hierdurch erweckte und gestärkte Vertrauen war es wieder, was denselben errang. Auch die äußere Weltlage begünstigte das erste Aufleben und die weitere Verbreitung der reformatorischen Bestrebungen. Kaiser Maximilian I, der ihnen abgeneigt war, starb bald 1519, und gerade Friedrich

der Weise, Kurfürst von Sachsen, der sich täglich mehr der neuen Lehre zuwandte und den Begründer derselben auf kluge Weise in persönlichen Schutz nahm, erhielt die Reichsverwaltung bis zur neuen Kaiserwahl. Das Ansehen dieses Fürsten war aber so groß, daß sich bei dieser neuen Kaiserwahl die meisten Stimmen für ihn aussprachen, er jedoch lenkte die Wahl auf Maximilians I Enkel, Karl von Spanien, und erwarb sich hierdurch bei dem neuen Kaiser einen nicht abzuweisenden Anspruch auf Berücksichtigung seiner Wünsche und Vorstellungen.

Auf den jungen Kaiser richteten sich jetzt alle Blicke. Der Pabst und seine Anhänger lagen ihm dringend an, die neu erwachsende Ketzerei durch die Kraft des weltlichen Schwertes zu unterdrücken; Luther selbst wandte sich in einem ehrerbietigen Schreiben an den neuerwählten Kaiser, stellte ihm die Unterdrückungen und Mißhandlungen, welche Kaiser und Reich durch den päbstlichen Stuhl erlitten, lebhaft vor, und forderte ihn zu einer durchgreifenden Reform der christlich-deutschen Kirche auf.

Während aber Kaiser Karl in der Behandlung aller Lebens- und Staatsverhältnisse eine ungemeine Klugheit bewies, fehlte ihm doch das rechte Verständniß und eine großartige Auffassung seiner so bedeutenden Zeit. Seine eigenen religiösen Ansichten, noch mehr aber die Rücksicht auf seine Stellung als Beherrscher des streng katholischen Spaniens und mehrer italienischer Länder, führten ihn entschieden auf die Seite der Gegner der Reformation. So versäumte er es, sich an die Spitze der geistigen Bewegung des Jahrhunderts zu stellen, und durch großartige und energische Umgestaltung der Verhältnisse in Kirche und Staat seiner Herrschaft eine sichere und dauerhaftere Grundlage zu geben, als er es durch sein zwar kluges und den vorübergehenden Umständen angemessenes, aber aller schaffenden Kraft entbehrendes Schwanken zwischen energischer Strenge und milder Nachgiebigkeit zu legen vermochte.

An dem kaiserlichen Hofe wurde jetzt zuerst die Frage lebhaft erörtert, ob Luthers Sache vor den Reichstag, der im Jahre 1521 nach Worms ausgeschrieben war, zu bringen sei, und Karl entschloß sich hiezu, trotz aller Gegenbemühungen der päbstlichen Partei. Luther wurde daher unter Verheißung eines freien Geleites für seine Hin- und Rückreise vorgeladen, und unser Held, der darin einen Ruf Gottes erblickte, nahm

die Vorladung entschlossen an, wiewohl seine besorgten Freunde vielfach abmahnten und ihm Hussens Schicksal auf dem Kostnitzer Konzil als Schreckbild vorhielten. Wie muthig und heiter er aber auch der Zukunft entgegen sah, machte er sich doch auch, wie seine Briefe bezeugen, mit dem Gedanken vertraut, den Märtyrertod für seine Lehre erleiden zu müssen.

Voll jenes Gottvertrauens, das ihn zu dem damals gedichteten Lied begeisterte: „Eine feste Burg ist unser Gott" — trat er seine Reise an. Die allgemeine Theilnahme begleitete ihn, und in Worms selbst, wo er am 16 April 1521 anlangte, empfing ihn eine zahllose Volksmenge mit freudigem Grüßen. Auch am andern Tage, als er vor die Reichsversammlung treten sollte, war das Gedränge des neugierig und theilnehmend herbeieilenden Volks so groß, daß ihn der Reichsmarschall auf Umwegen zu dem Versammlungssaale geleiten mußte. Noch im Vorhofe drängte sich Alles um ihn, und der tapfere Georg Freundsberg (auch Frundsberg) drückte ihm seine Bewunderung mit den schlichten Worten aus: „Mönchlein, Mönchlein! Du gehest jetzt einen Gang, dergleichen weder ich noch mancher tapfere Kriegsoberste in den allergefährlichsten Schlachten gethan; doch fürchte Dich nicht; wenn Du Recht hast, so wird Dir Gott helfen!" Nun rauschten die Saalthüren auf, und alle Pracht und Herrlichkeit der äußeren Welt strahlte dem schlichten, einfachen Mönche entgegen. Der Kaiser saß auf einem erhabenen Throne, ihm zur Seite die Kurfürsten des Reichs und viele Fürsten und Bischöfe, alle im Schmuck ihrer Würde. Auf dem Tische lagen Luthers Schriften. Der Trier'sche Offizial von Eck begann die Verhandlung mit der Frage, ob er diese Schriften für die Seinigen erkenne, und ob er sie widerrufen wolle. Die erste Frage bejahte Luther, die Aufforderung aber zum Widerruf überraschte ihn. Er war in der festen Ueberzeugung gekommen, seine Lehre vertheidigen und aus der heiligen Schrift begründen zu dürfen. Daher bat er sich Bedenkzeit aus, nicht, um sich zu bedenken, ob er widerrufen wolle, sondern nur um zu überlegen, wie er die Versagung dieses Widerrufs auf die schicklichste Art begründe. Und dieß that er am folgenden Tage vor der Versammlung zuerst in deutscher und dann auf Verlangen in lateinischer Sprache mit einer Würde und Entschlossenheit, die selbst seine Feinde in Verwunderung und Erstaunen setzte. Er

sprach nahe an zwei Stunden und endete mit den Worten: „Es sei denn, daß man mich aus der heiligen Schrift widerlege, kann ich nicht widerrufen; hier stehe ich; ich kann nicht anders; Gott helfe mir! Amen!"

Auch alle Versuche, die in den folgenden Tagen gemacht wurden, ihn zum Widerrufe zu bringen, blieben fruchtlos, und auf des Kurfürsten von Trier Frage, wie denn die Sache enden solle, antwortete er furchtlos mit den Worten der Schrift: Ist die Sache Menschenwerk, so wird es aus sich vergehen; ist es aber von Gott, so werdet ihr es nimmer zerstören.

Auf das Ansinnen der Gegner Luthers, den Ketzer gefangen zu nehmen und hinrichten zu lassen, erwiederte der Kaiser auf wahrhaft kaiserliche Art: „Und wenn nirgends mehr Treue und Glauben zu finden ist, so muß sie das Kaiserwort bewahren." Auch nahmen viele Fürsten und Große lebhaften Antheil an dem unerschrockenen Mönche, und der tapfere, mit großen Planen umgehende Franz von Sickingen, der ihm schon früher mit den geist- und gesinnungsverwandten Rittern, Sylvester von Schaumburg und Ulrich von Hutten Schutz zugesagt hatte, sprach drohende Worte. Ungekränkt reiste Luther von Worms unter dem Schutze und Geleite eines kaiserlichen Heroldes ab, wurde aber auf die kluge Veranstaltung seines umsichtigen Beschützers, des Kurfürsten von Sachsen, unterwegs durch verkappte Reiter aufgehoben und auf die Feste Wartburg bei Eisenach gebracht. Hier blieb er eine Zeitlang, ohne daß Freunde und Feinde seinen Aufenthaltsort kannten, in ritterlicher Kleidung unter dem Namen Junker Hans Görge als Staatsgefangener gehalten.

Sogleich nach Luthers Abreise von Worms wurde auch die Reichsacht, wohl nicht mit Zustimmung aller Reichsstände, über ihn ausgesprochen, und seine Schriften als gottlos verdammt. Und doch ging das von Luther begonnene Reformationswerk nicht unter, sondern seine Freunde und Anhänger in Wittenberg waren ununterbrochen für dasselbe thätig. Unter diesen leuchtet besonders Melanchthon hervor. Zu Bretten im Badischen 1497 geboren, hatte dieser schon in früher Jugend durch seine ungemeinen Kenntnisse in der griechischen Sprache die Theilnahme des großen Wiederherstellers der griechischen Literatur, seines Verwandten Reuchlin gewonnen, und war durch dessen Verwendung Professor der griechischen Sprache

in Wittenberg geworden. Hier lernte ihn Luther kennen, und das Band einer unauflöslichen Freundschaft verknüpfte beide dem gleichen Ziele zustrebenden Männer. Auch besaß Melanchthon bei seiner ausgezeichneten Gelehrsamkeit eine so eigenthümliche Milde des Gemüthes, daß er zur Ergänzung des feuerigen, oft allzuheftigen Luthers wie geschaffen und berufen schien. Nicht minder war der Beichtvater Friedrich's des Weisen, Dr. Spalatin, Luthern und seiner Lehre ergeben; doch fand die Weltklugheit, womit dieser die Sache zu führen gedachte, nicht immer Billigung bei dem festen Gottvertrauen Luther's. Denn auch von der einsamen Wartburg aus lenkte er noch mit gewohnter Entschiedenheit und gern anerkannter Ueberlegenheit die Bestrebungen und Schritte seiner Freunde.

Von der höchsten Bedeutsamkeit wurde aber sein Aufenthalt auf diesem stillen Bergschlosse durch die Uebersetzung der Bibel, die er hier mit der des neuen Testamentes begann, und später in Wittenberg vollendete. Hierdurch setzte er das Volk in den Stand, seine Lehre aus und nach dem Worte des Herrn selbst zu würdigen, und gewann so seinem Werke eine kräftige Stütze in der selbsteigenen Ueberzeugung seiner Zeit- und Volksgenossen. Zugleich wurde er aber auch durch diese Uebersetzung, die die höchste Kraft mit der innigsten Gemüthlichkeit, den erhabensten Schwung mit der klarsten Einfachheit und Kindlichkeit in sich vereinigt, der Begründer der neu hochdeutschen Sprache. Und so hat er unserm Volke, dessen Sprache in eben so viele Mundarten zu zerfallen drohte, als es politisch in Gebiete und Herrschaften zerstückelt war, das geistige und dauerhafte Band geschaffen: die gemeinsame Sprache. Sie ist es, die allein das Gefühl unserer Volsthümlichkeit in den traurigen Zeiten einer schmachvollen Erniedrigung unter uns wach erhalten und die Morgenröthe des neu sich erhebenden deutschen Geistes hervorgerufen hat, eine Morgenröthe, die glänzend den Tag der Kraft und Einheit des deutschen Volkes verkündet.

Während Luther so in stiller, geistiger Beschäftigung das Palladium deutscher Einheit und deutscher Ehre begründete, wurden in Wittenberg Neuerungen und Veränderungen in den gottesdienstlichen Gebräuchen und in der Ordnung des Kirchenwesens vorgenommen. Allein durch den ungestümen Eifer einer der heftigsten Anhänger der neuen Lehre, des Dr. Carlstadt,

kam es dabei zu ärgerlichen Auftritten, die der guten Sache nur schaden konnten. Der Gedanke, sein so schön begonnenes Werk gefährdet zu sehen, überwog bei Luther alle Bedenklichkeiten wegen persönlicher Gefahr, und er kehrte gegen den Willen seines vorsichtigen Beschützers nach Wittenberg zurück. Hier predigte er acht Tage hinter einander, und stellte so durch sein Ansehen und seine Beredtsamkeit die Ruhe vollkommen wieder her.

Allein es war eine tief aufgeregte Zeit; eine neue Lehre wurde verkündet, und das Volk zur Prüfung Jahrhunderte lang heilig gehaltener Lehrsätze aufgefordert. Natürlich wandte es, die neuen Meinungen und Ansichten, oft nur halb verstanden, nicht selten ganz mißverstanden, auch auf die weltlichen Verhältnisse an; die Zuckungen, zu denen man von Wittenberg aus den Anstoß gegeben, durchbebten alle Gauen unseres Vaterland's; alle Geister, alle Gemüther waren bewegt; Erschütterungen konnten nicht ausbleiben.

Noch hatten die Bauern, die in harter Abhängigkeit von dem kirchlichen und weltlichen Adel schmachteten, ja größtentheils diesen beiden Ständen leibeigen geworden und mit den schwersten Lasten bedrückt waren, nicht ganz ihre altangestammte germanische Freiheit vergessen; das Glück und der Wohlstand der Schweizer, die sich vor nicht gar langer Zeit von ihrem Zwingherrn befreit hatten, war ein lockendes Beispiel. Nun forderte Luther zur Wiedererringung der christlichen Freiheit auf; da erhoben sich die Bauern, Luthers Lehre auch auf politische Freiheit deutend; in Schwaben, Franken und Thüringen, ja in fast allen Gauen Deutschlands thaten sich drohende Zeichen alles Umsturzes kund. Die aufgestandenen Bauern brauchten Gewalt, und an manchen Orten, wie in Thüringen und später in Münster, gesellte sich noch Religionsschwärmerei zu politischer Aufregung. Zwar stellten die Besonnereren unter den Anführern der Bauern in den bekannten zwölf Artikeln Bedingungen auf, nach deren Erfüllung sie zur Ordnung zurück kehren wollten, Bedingungen, deren Gerechtigkeit eine spätere Zeit durch allmählige Erfüllung derselben anerkannt hat. Allein man hatte sich der Obrigkeit widersetzt, die Luther als göttliche Einrichtung anerkannte; daher verwarf und verdammte er, auf dessen Entscheidung man sich selbst berufen, das Unternehmen, wobei er aber nicht vergaß, die Fürsten

und Obrigkeiten zu einer christlichen Ausübung ihrer Gewalt auf das strengste zu ermahnen. Bald erlagen auch die getrennten, schlecht angeführten und geordneten Bauernhaufen der geordneten Kriegsmacht der Fürsten und des Adels. Die Bauern kehrten unter furchtbaren Mißhandlungen noch für eine lange Zeit in den Zustand der Hörigkeit und Abhängigkeit zurück, aus welcher sie erst nach und nach die höhere Einsicht und Gerechtigkeitsliebe vieler erleuchteten Fürsten des vorigen Jahrhunderts und die fortgeschrittene Bildung der Zeit erlösen sollte.

Trotz aller dieser Gewitterstürme, welche die junge Saat der aufkeimenden Reformation zu vernichten drohten, erhob sie sich nur um so kräftiger. Viele Fürsten und Herren in Deutschland, besonders der junge und feuerige Philipp der Großmüthige von Hessen, nahmen die neue Lehre an, und erklärten sich für ihre Beschützer, und überall war ihr das Volk, wie sich dieß in den Reichsstädten am deutlichsten kund thun konnte, in Liebe und Glauben ergeben.

Auch im Auslande, im germanischen Norden, huldigten ihr Könige, Fürsten und Völker. Es ist eigenthümlich, aber wahr, daß die Reformation überall am schnellsten Wurzel faßte, und am dauerhaftesten Platz griff, wo sie im Volke germanisches Grundelement fand.

So erhoben sich, unabhängig von Luther und seinen Freunden, aber fast gleichzeitig, in der Schweiz Bestrebungen für die Herstellung einer in Lehre und Gottesdienst gereinigten christlichen Kirche. Ulrich Zwingli, Hauptprediger an der Züricher Stiftskirche, war auf dieselbe Weise, wie Luther, durch einen Ablaßkrämer, Namens Samson, zum Kampfe wider die Gebrechen des Pabstthums aufgerufen worden, und hatte bald ebenfalls zahlreiche Anhänger gefunden. Seine Lehre hatte auch in dem angränzenden Süd-Deutschland, besonders in den Reichsstädten, Verbreitung und Anhang gewonnen. In fast allen Stücken stimmten beide große Männer überein; nur in der Lehre vom Abendmahle wichen sie von einander ab. Luther behauptete nämlich eine wunderbare und unbegreifliche Gegenwart Christi beim Abendmahle; Zwingli nahm eine bloß geistige Gegenwart an, eine Lehre, die auch Dr. Carlstadt vortrug, gegen welchen Luther einen großen Widerwillen gefaßt hatte. Der Landgraf Philipp von Hessen wünschte eine Vereinigung beider Parteien, deren Trennung von den nachtheiligsten Fol-

gen für beide seyn mußte, und brachte endlich ein Religionsgespräch zwischen Luther und Zwingli zu Marburg im Jahre 1529 zu Stande. Vergebens; beide waren fest von der Wahrheit ihrer Meinung überzeugt; beiden schien es Verrath an der heiligen Sache, zu deren Verfechtung sie sich auserkoren hielten, wenn sie aus bloß weltlicher Klugheit nachgäben; sie trennten sich trotz Zwingli's freundlichem Zuvorkommen und sanfter Nachgiebigkeit, wenn auch mit dem Versprechen gegenseitiger Schonung, doch als entschiedene Gegner.

Nach des geistesfreien, milden Zwingli Tode übernahm der tiefernste, aber düstere Calvin die Leitung der schweizerischen Reformation; seine Lehre von der unbedingten Gnadenwahl und die lutherischer Seits aufgestellte Concordienformel begründeten später, nicht ohne großen Nachtheil für das ganze Reformationswerk, eine völlige Trennung beider Schwesterkirchen.

Während dieser Zeit waren viele vergebliche Versuche gemacht worden, die Bekenner der neuen Lehre auf friedlichem Wege wieder in den Schooß der alten Kirche zurück zu führen; denn die lange Abwesenheit des Kaisers aus Deutschland, seine fortwährenden Kriege mit Franzosen und Türken hatten bis jetzt die Anwendung von Gewaltmaßregeln gehindert. Allein schon standen sich beide Parteien drohend gegenüber. Und Parteien waren die Bekenner der neuen Lehre und die Vertheidiger der alten schon wirklich geworden. Die Letzteren schaarten sich um den Kaiser und seinen Bruder, den Erzherzog Ferdinand, der während des Kaisers Abwesenheit das Reichsregiment führte; die Ersteren standen unter der Leitung des Kurfürsten Johann von Sachsen; (des Bruders des inzwischen verstorbenen Friedrich des Weisen) und des Landgrafen Philipp des Großmüthigen von Hessen. Schon auf dem 1529 zu Speier gehaltenen Reichstage wurden Beschlüsse gefaßt, gegen welche, als ihre Rechte beeinträchtigend, die Stände des Reiches, die der neuen Lehre anhingen, Verwahrung oder Protestation einlegten. Daher rührt der Name Protestanten, den die Anhänger der neuen Kirche noch jetzt führen.

Endlich sollte auf dem nach Augsburg 1530 ausgeschriebenen Reichstage, dem der Kaiser selbst beiwohnte, die Religionssache gänzlich erledigt werden. Hier übergaben die protestantischen Stände ihr Glaubensbekenntniß, das nach Luthers schon

früher verfaßten Artikeln von Melanchthon mit schonender Berücksichtigung der alten Kirche ausgearbeitet war.

Dieses Bekenntniß ist später unter dem Namen der Augsburgischen Confession die Hauptgrundlage der protestantischen Kirchenlehre geworden, was eigentlich nicht in seinem ursprünglichen Zwecke lag. Dasselbe sollte nur klar darlegen, in welchen Stücken beide Kirchen übereinstimmten, in welchen sie von einander abwichen, und so besonders unrichtige Vorstellungen über die neue Lehre berichtigen, und unwahre Beschuldigungen widerlegen. In ihm erhielt die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben von Neuem ihre Begründung; von den sieben Sakramenten der katholischen Kirche wurden nur zwei, die Taufe und das Abendmahl, beibehalten, die Messe aufgehoben, und die Gelübde für lösbar erklärt.

Weder hier noch in späteren Unterhandlungen konnte eine Verständigung erzielt werden. Auch war Luther, der die Verhandlungen von Koburg aus leitete, gegen einen schwankenden und doppelsinnigen Vergleich, wozu sich andere, selbst Melanchthon, hinneigten. Er war felsenfest von der Schriftgemäßheit seiner Lehre überzeugt und erachtete daher jedes Nachgeben für strafwürdigen Verrath an Gottes Sache. Und wenn auch die Aussichten sich mehr als einmal trübten, wenn auch oft nur die Waffen diese Streitigkeiten entscheiden zu müssen drohten; immer mahnte Luther im festen Vertrauen, daß Gottes Sache der weltlichen Waffen nicht bedürfe, von gewaltsamen Maßregeln ab. Und wunderbar mußte es ihm allerdings dünken; er, der vom Pabste mit dem Banne belegt, von Kaiser und Reich geächtet war, er widerstand nicht nur allen seinen Feinden bloß mit der scharfen Waffe des Wortes, bloß mit der starken Wehre des innigsten Gottvertrauens, sondern er wurde jetzt sogar geehrt durch eine kaiserliche Gesandtschaft, die ihn zu einer Verständigung bewegen sollte. Und wie ihn einst zu Worms nicht die ihm persönlich drohende Gefahr zum Widerrufe bewegen konnte, so konnte ihn hier nicht die ihm gewordene Ehre zum Nachgeben verleiten; er blieb sich treu und lehnte jedes Ansinnen, das seiner Ueberzeugung widersprach, bescheiden, aber entschieden ab.

Unermüdet im Wirken für seine Lehre, untersuchte er selbst mit Melanchthon den Zustand der sächsischen Kirchen und Schulen, faßte seine Katechismen ab und schrieb noch Vieles theils

gegen das Pabstthum, theils gegen andere Feinde und Gegner, wie gegen König Heinrich VIII. von England, gegen den gelehrten Erasmus und Andere, zwar immer mit tiefer Gemüthlichkeit, aber auch oft mit einer Derbheit, die selbst dem Tadel seiner Zeitgenossen nicht entging. Denn wenn auch seine Schriften, die oft die verletzendsten Schmähworte enthalten, in den in gleichem Tone abgefaßten Werken seiner Gegner eine Entschuldigung finden, so genügt dieß doch wohl nicht zu einer vollständigen Rechtfertigung. Allein er war ganz der Mann seiner Zeit, der Sohn seines Volkes, und Volk und Zeit waren derb und liebten die Derbheit.

Von einer schöneren Seite zeigt sich uns seine deutsche Eigenthümlichkeit in seinem häuslichen Leben. Ueberzeugt von der Auflösbarkeit der Klostergelübde und der Unnatürlichkeit des Verbots der Priesterehe, hatte er bereits mehre ihm befreundete Geistliche zur Eingehung einer christlichen Ehe bewegt, manche selbst getraut; seine Freunde drangen in ihn, selbst durch Schließung eines Ehebündnisses ein seine Lehre beförderndes Beispiel zu geben. Da lernte er Katharina von Bora kennen, eine Nonne, die sich gleich vielen ihrer Schwestern der neuen Lehre zugewendet, und aus dem Klosterzwang in seinen Schutz geflüchtet hatte. Mit dieser vermählte er sich im Jahre 1525, und seine Ehe war durch häusliches Glück und die Geburt mehrer Kinder gesegnet. Mit rührendem Danke gegen Gott spricht er oft in seinen Briefen von der Freude, die ihm durch Gattin und Kinder zu Theil wurde. War er von Hause abwesend, so schrieb er die liebevollsten Briefe an seine gute Käthe; von seiner tiefen Gemüthlichkeit zeugen am sprechendsten die Briefe, die er im kindlichsten Tone an die Lieblinge seines Herzens schrieb, die Fabeln, die er für sie dichtete. Diese und die frommen Lieder, die er zu Gottes Ehre sang, sind die schönsten Denkmale seines ächt deutschen Gefühls. Im Umgange mit seinen Freunden war er heiter, gesellig, nicht selten launig und scherzhaft, gegen Alle gastfrei und in hohem Grade wohlthätig.

In der letzten Zeit seines Lebens wurde er oft von Krankheiten heimgesucht, die er mit Geduld und Ergebung in Gottes Willen ertrug; seine Kraft nahm immer mehr ab. Doch folgte er noch einem Rufe der Grafen von Mansfeld, die seine Gegenwart zur Schlichtung entstandener Streitigkeiten

wünschten, und reiste nach Eisleben, seinem Geburtsorte. Obwohl krank, unterzog er sich den Ausgleichungsgeschäften. „Wie wäre es, wenn ich hier, wo ich geboren, auch sterben müßte," sagte er zu seinen Freunden. Und diese Ahnung traf ein. Er sollte nicht den Schmerz erleben, in dem noch in demselben Jahre ausbrechenden schmalkaldischen Kriege über seine Lehre Blut vergießen zu sehen. Seine Schwäche nahm zu, und nachdem er noch auf des Dr. Jonas Frage: Ehrwürdiger Vater wollet Ihr auf Christum und die Lehre, wie Ihr sie gepredigt, standhaft sterben? mit einem starken: Ja! geantwortet, verschied er am 18 Februar 1546 zu Eisleben im 63 Jahre seines Lebens. Seine Leiche wurde in feierlichem Zuge nach Wittenberg gebracht und in der Kirche, wo er so viel gewirkt, unter dem lauten Wehklagen seiner Freunde und Angehörigen beigesetzt. Dieß Wehklagen hallte im weiten Vaterlande, in den Herzen seiner trauernden Verehrer wieder.

Der eigenthümliche Zug seines Wesens war Gottvertrauen. Durch dasselbe ist er geworden, was er war; in demselben hat er gekämpft und gesiegt; mit demselben ist er gestorben. Sein Werk aber ist bestanden und wirkt in der eng verschlungenen Kette der Begebenheiten und Verhältnisse fort und fort zur Entwicklung und zum Fortschreiten der Menschheit, zur Ehre der Gottheit, in welcher der kämpfende Held seine feste Burg hatte.

Denhard.

Philipp Aureolus Theophrastus Bombast von Hohenheim,

genannt

Paracelsus.

Nicht leicht ist ein hochstrebender Geist so lange und hartnäckig verkannt worden, wie Paracelsus, auf den unser Vaterland doch so vieles Recht hat, stolz zu seyn. Jeder kühne Reformator, den die Zeit auf ihre Warte erhob, hat sich noch Anerkennung verschafft; jedem fielen endlich die Stimmen der Nachwelt zu, indem sie doch zum wenigsten die Sendung, die er vom Schicksal empfing, gelten ließ — armer Paracelsus! nur dir gönnen sie nicht einmal die Dornenkrone des gewaltigen „Agitators," nur dir bestreiten sie schon drei Jahrhunderte hindurch den Beruf zum Verbesserer, den du doch so glänzend erfülltest — den du vielleicht mit deinem Blute besiegeltest.

Der Uebergang vom fünfzehnten in's sechszehnte Jahrhundert war eine große, thatenschwangere Zeit. Wohl selten waren so gewaltige Begebnisse in so kurzem Zeitraum zusammengedrängt, Begebnisse, welche die Keime ganz neuer Entfaltungen ausstreuten und eine neue Zeit vorbereiteten. Schon hatte Luther, der deutsche Mann, mit kräftiger Faust den Brand angeschürt, aus dem die Läuterung der Kirche hervorgehen sollte: schon war durch Gutenbergs segensreiche Erfindung der Gedanke ein Gemeingut aller Gleichgesinnten geworden: schon hatte der Funken, der dem Barthold Schwarz das gefährlichste Geheimniß verrieth, die halbe Welt entzündet und die Macht der Adelsschilder zertrümmert; Kopernikus hatte einen neuen Him-

mel und Kolumbus eine neue Welt erschlossen; schon hatten die Meisterwerke eines Albrecht Dürer, eines Adam Kraft und Peter Vischer auch uns Deutschen gezeigt, daß wir Kunst besäßen — da erschien Paracelsus, um auch die Natur- und Heilkunde des belebenden Funkens theilhaftig zu machen, der in allen Verhältnissen ein frisches, tiefinnerliches Treiben zu entzünden begann, und im jungen Keime schon so herrliche Früchte versprach.

Wenn man etliche Meilen hinter Zürich die reizenden Ufer seines Sees verläßt und rechts über das Gebirge seinen Weg nimmt, gelangt man über den rauhen Etzelberg, wo vor einem Jahrtausend die erste Klause des seligen Mainrad — des frühesten Bewohners der nachmaligen Abtei Einsiedeln — gestanden hatte, hinab in das Thal der wilden Syl. Dort unten war Theophrastus im Jahr 1493 geboren, und noch zu Anfang dieses Jahrhunderts zeigte man an der sogenannten Teufelsbrücke, eine Meile von der Abtei, das Haus, in welchem der Gründer der deutschen Arzneikunde das Licht der Welt erblickte. Er war der Sohn des Licentiaten der Medizin Wilhelm Bombast von Hohenheim, der aus der alten schwäbischen Ritterfamilie der Bombaste, die sich von dem Schlosse Hohenheim (später Eßlinger Hof genannt) nächst dem Dorfe Pfinningen bei Stuttgart „Bombaste von Hohenheim" schrieben, abstammte, und mit dem nachmaligen Großmeister des Johanniterordens Jörg Bombast von Hohenheim nahe verwandt war. Dieser hatte sich im Sylthal bei Einsiedeln als praktischer Arzt niedergelassen, und die Aufseherin des Krankenhauses dieser Abtei geheirathet, welcher Verbindung Paracelsus entsproß.

Dieß sind einzig die zuverlässigen Angaben über Theophrast's Herkommen und Familienverhältnisse, welche seine Feinde und Neider schon frühzeitig zu entstellen wußten, daß es den neueren Forschungen nur mit Mühe gelungen ist, die wahre Spur zu verfolgen. Unzweifelhaft hat er sich den Namen Paracelsus beigelegt und es ist lächerlich, in demselben eine überhebende Beziehung zu dem römischen Arzte Celsus finden zu wollen, indeß derselbe doch nichts weiter enthält, als die barbarische Uebersetzung des Familiennamens Hohenheim nach der Sitte jener Zeit, wie wir ja auch wissen, daß andere berühmte Gelehrte, ein Melanchthon, ein Oekolampadius u. s. w. diesem Brauche huldigend ihre ehrlich deutschen Namen ver-

welschten, um sie mit der wiederbelebten, sogenannten klassischen Literatur in Einklang zu bringen.

In dieser wildromantischen Alpengegend, deren Horizont der majestätische Glärnisch begränzt, wuchs Paracelsus im Schooße der Natur, wie die Kinder der Gebirgsbewohner, schlicht und einfach ohne alle Verkrümmung und Verkümmerung wichtigthuender Erziehungsweisen bis in sein zehntes Jahr. Dieser gerade Natursinn ist ihm auch sein ganzes Leben hindurch verblieben, und hat ihm bei der überfeinen Kritik nachgeborener Altklugen, die Alle über einen Leisten schlagen möchten, um desto leichter mit ihnen fertig zu werden, nicht selten den Vorwurf gemeiner Rohheit zugezogen. Er selbst rechtfertigt sich deßhalb sehr gut: „Von der Natur bin ich nicht subtil gesponnen, ist auch nicht meines Landes Art, daß man was mit Seidenspinnen erlange. Wir werden auch nicht mit Feigen erzogen, noch mit Meth, noch mit Weizenbrod, aber mit Käse, Milch und Haberbrod. Es kann nit subtile Gesellen machen. Zudem, daß einem all seine Tage anhängt, das er in der Jugend empfangen hat; derselbige scheint nun fast grob zu seyn gegen die Subtilen, Katzreinen, Superfeinen, denn dieselbigen, so in weichen Kleidern unter Frauenzimmern erzogen worden und wir, die in Tannenzapfen erwachsen, verstehen einander nit wohl.“ So lebte der Knabe ganz in der Weise der Alpensöhne, nicht in Ueppigkeit und Wohlleben — denn ein Landarzt im Gebirge konnte seiner Familie nicht große Schätze sammeln — sondern „in Armuth und Hunger“ wofür er als Mann noch Gott dankte, und in häuslicher Beschäftigung bald seiner Eltern Vieh auf der Weide hütend, bald müßig über die Berge schweifend eine neidenswerthe Kindheit, deren frische, lebendige Eindrücke sich tief in seine Seele gruben. Er soll in seinem vierten Jahre bei solcher Gelegenheit durch den Biß eines Schweines entmannt worden seyn, was in seinem geringen Bartwuchse, seinem Widerwillen gegen die Weiber und der allerdings weiblichen Bildung seines Schädels einige Bestätigung erhielt.

Um diese Zeit, im Jahre 1502, siedelte sein Vater nach der Stadt Villach in Kärnthen über, wo er bis zu seinem Tode 1534 als angesehener Arzt lebte, und Paracelsus dankt den Ständen dieses Landes noch in seiner Zueignungsschrift der „Chronika

des Landes Kärnthen" für die viele Liebe und Güte, die sie an seinem Vater gethan hatten.

Hier begann auch wahrscheinlich sein erster Unterricht, den er in Alchymie und Astronomie, den Vorschulen der damaligen Arzneikunde, sowie in der Medizin selbst zunächst von seinem Vater empfing und dessen er immer mit dankbarem Gemüthe gedachte, wie er sich denn auch keines Menschen, als dessen, der ihn gezeugt und aufgezogen hatte, in seinem Leben rühmte. Zugleich that ihn sein Vater nach damaligem Brauch in die Lehre zu den Ordensgeistlichen des benachbarten Klosters St. Andrä, und Paracelsus nennt selbst „die Bischöfe Scheit von Settgach, Erhart von Laventall, Nikolaus von Hippa und den freising'schen Suffragan Mathäus Schacht," denen er die Anfangsgründe seiner gelehrten Bildung verdanke. Daß er unter der Anleitung dieser Männer in der lateinischen und griechischen Sprache, in der Mathematik, Dialektik und Rhetorik unterrichtet worden sei, läßt sich aus der bekannten Weise, wie die gelehrte Bildung damals in Klöstern betrieben wurde, schließen, sowie daraus, daß er von sich selber sagen durfte „ich bin in dem Garten erzogen, da man die Bäume verstümmelt und war der hohen Schul nicht eine kleine Zierd" keineswegs hervorgeht, er sei der gewöhnlichen Annahme zufolge höchst unwissend in den sogenannten Schulwissenschaften gewesen. Denn darin bestund ja eben der Ruhm der Hochschulen jener Zeit, in einer todten, barbarisch geradebrechten Sprache, allzeit streitfertig die paradoxesten Sätze mit scholastischer Dialektik durchzufechten. Auch wird von ihm erzählt, er habe die Werke des griechischen Arztes Galen mit so viel Fleiß studirt, daß er ganze Stellen aus denselben hätte hersagen können. Dazu war aber doch wohl eine Kenntniß der Schulwissenschaften nöthig. Er schrieb übrigens selbst Latein nach damaligem Style, und wenn wir ihn später die alten Sprachen gänzlich bei Seite setzen sehen, so gibt er einer Seits dafür einen bündigen Grund, anderer Seits hat man — wie noch jeder erfahren kann — oft nicht geringe Mühe den größten Theil der Unterrichtsfracht aus der Jugendzeit später wieder über Bord zu werfen.

Paracelsus studirte also auf Hochschulen, wie er selbst versichert, auf deutschen, französischen und italienischen Universitäten gewesen zu seyn, und empfing — ungewiß wo — den

Doktorgrad, da er ausdrücklich von dem Eidschwure spricht, den er bei seiner Promotion habe ablegen müssen. Kurz, er genoß eines Unterrichts, wie ihn die damalige Lehrweise mit sich brachte. „Ihr sollt nicht gedenken, daß wir in euern Büchern leer seien und unerfahren, darum daß wir nicht euern Pflug ziehen" widerredet er seinen Gegnern. „Wir entschlagen uns dessen, denn uns mißfällt euer Styl, Praktik und Ursach." Diesen Widerwillen gegen alle „Sophisterei, Disputiren, Poeterei in der Arzneikunde, rhetorisch Rezeptschreiben und nebulonisch Präpariren" hatte der treue Natursinn in ihm erzeugt, und wahrlich ohne denselben wäre es ihm nie gelungen, sich vor den Fallen der Dialektik, vor den Daumschrauben und Fußeisen der Scholastik zu bewahren, und die Naturwüchsigkeit seines Geistes aus dem dumpfen Schulstaube in's frische, freie Leben zu retten.

Vieles trug zu dieser geistigen Eigenthümlichkeit und Lebensfrische unverkennbar eine Sitte bei, die er bis an seinen Tod beibehielt, nämlich die Wanderlust. Diese Wanderlust ist eigentlich eine dem deutschen Volkscharakter angehörende Eigenthümlichkeit, und als solche bezeichnet sie ein gewiß merkwürdiges Hauptstück der Seelenkunde der Völker. Seit sich die deutschen Volksstämme von ihren Bärenhäuten in den Eichenwäldern aufgemacht haben, sind sie in beständigem Wandern begriffen. Von Geschlecht zu Geschlecht lassen sich ihre Züge nachweisen, die bald gegen Süden bald gegen Osten gerichtet als Römerfahrten und Kreuzzüge gegen Sarazenen, Slaven und Türken mehr das kriegerische Element entwickelte, indeß die merkwürdige Erscheinung der Pilgerschaften, Geißel- und Kindfahrten mehr den religiösen Charakter an sich trugen. Was aber so in der Geschichte des ganzen Volks und seiner Geschlechter als immer wiederkehrende Eigenthümlichkeit sich darlegte, das erwies sich als innerster Grundzug in der Geschichte der besondern Stände und einzelnen Menschen. Wir erinnern uns an die uralte Sitte der Ritter, einzeln oder in Gemeinschaft nach Abenteuern zu fahren, wir gedenken der Orden der fahrenden Weiber und treibenden Mägde seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts, wir gedenken endlich der Zunftgebote der Wanderjahre vor ertheilter Meisterschaft.

Hierin liegt auch der Grund, daß die Schüler einzeln oder in Schaaren von einer Schule zur andern zogen, theils be-

rühmten Lehrern folgten, theils dem innern Drange nachgaben. Solche fahrende Schüler hatten nichts als Kopf, Magen und Hände und Füße und so mußten sie sich von der Hand in den Mund lebend durch die Wanderzeit schlagen. Deßhalb kam auch die Anfangs schöne Sitte bald so herab, daß man die besten Männer, darunter Luther und Paracelsus, gegen den verderblichen Unfug des „Vagabondirens" eifern hörte, obwohl beide — so vielfach verwandte Naturen — in ihrer Jugend selbst fahrende Schüler gewesen. Denn da Paracelsus von seinem Vater wohl keinen reichen Wechsel mitempfing, als er in seinem sechzehnten Lebensjahre anfing gleich andern Altersgenossen auf den Hochschulen herumzuziehen, so ist sehr begreiflich, daß er sich den Unterhalt auf diesen Zügen auf keine ehrlichere Weise erwerben konnte, als daß er von seinen erworbenen Kenntnissen in der Astrologie und Chiromantie, damals sehr geschätzten Wissenschaften, Gebrauch machte, indem er den Leuten das Horoskop stellte und aus der Hand wahrsagte; und es liegt darin nach der Sitte der Zeit so wenig etwas Verwerfliches oder Entehrendes, als darin, daß sich jetzt der unbemittelte Theil der studirenden Jugend durch Ertheilung von Lehrstunden zu helfen sucht.

Der richtige Natursinn hatte Paracelsus bald gezeigt, daß er aus den Büchern der Galenisten und Arabisten, welche damals fast allein die gelehrte Arzneikunde vertraten, und mit der spitzfindigsten Dialektik aus einer Naturwissenschaft zur lächerlichsten Sophisterei und zu eitlem Wortwerk verkehrt hatten, nichts lernen würde. Dagegen hatten ihm seine Fahrten die Bekanntschaft mit einer geheimen Wissenschaft eröffnet, deren überraschende Thatsachen nicht weggeläugnet werden können, und deren dunkle Begründung selbst ein Grund mehr ist, daß sie tiefdenkende Menschen mit unwiderstehlicher Gewalt anzieht.

Es ist dieß die Volksarzneikunde. Seit die Druiden in den geweihten Hainen unter abergläubischen Gebräuchen die geheiligte Mistel pflückten und in der Neujahrsnacht nach der geheimnißvollen Alraunwurzel gruben, hat sich im Gegensatze zur gelehrten Heilkunde und nicht selten durch einzelne ihrer Sätze auf das Sonderbarste ausgestattet, eine Geheimlehre von den Heilkräften der Natur unter dem Volke fortgepflanzt, welche im Laufe der Jahrhunderte die mannigfachsten Bereicherungen, nebenbei aber auch die lächerlichsten Zu-

thaten der Phantasie erhielt, und eben darum in den Augen der Nichteingeweihten nur in um so räthselhafterem Lichte und um so glaubwürdiger erschien. Leuten, die mit der Natur in unmittelbarem Verkehr lebten, wie Schäfer, Jäger, Bergknappen, und deren natürlich gewonnene Erfahrungen man gern zu Mittheilungen günstiger Geister und Kobolde erhob; oder auch solche, auf welchen ein gewisser Abscheu, eine geheimnißvolle Furcht lastete, wie Abdecker, Scharfrichter, alte Weiber, Zigeuner u. dgl., alle diese glaubte man im Besitze der Kenntniß jener wundersamen Kräfte, welche nicht aus den Büchern erlernt werden können, und von der Natur nur ihren Günstlingen mitgetheilt werden.

An die Natur, die Urquelle aller Wahrheit hatte Paracelsus schon frühzeitig der richtige innere Takt und nicht Faulheit, aus den Büchern zu lernen, gewiesen. „Aus Uebung und Erfahrenheit wird der Arzt geboren; denn wer wollte gelehrt werden in Erkenntniß und Erfahrenheit vom Papier?" sagt Paracelsus sehr treffend. „Lesen hat nie einen Arzt gemacht, sondern die Praktik." „Ich stellte mir vor, wie, wenn in der ganzen Welt kein Lehrer der Arznei wäre, wo würde ich die Kunst lernen? Nirgends als in dem offnen Buche der Natur, mit Gottes Finger geschrieben. Dieß studirte ich nun und nicht die Bücher der Aerzte — — Man lästert und schreit zwar von mir, ich sei nicht zur rechten Thür zu den Geheimnissen der Kunst eingegangen, allein welches ist die rechte? Galenus, Avicenna, Mesue, Rhasis, oder die offene Natur? Ich glaube das Letzte. Durch diese Thüre ging ich ein; das Licht der Natur und kein Apothekerlämpchen leuchtete mir auf meinem Wege."

Von diesem Wissensdrange beseelt, versäumte Theophrast keine Gelegenheit, von denen zu lernen, welchen man jene von den hoffärtigen Buchgelehrten verachteten Kenntnisse der geheimnißvollen Naturkräfte zuschrieb. Man fand ihn nicht nur bei Aerzten und in den Laboratorien der Hüttenleute und Goldköche, sondern er verschmähte selbst den Umgang mit Nachrichtern, Schäfern, Badern und alten Weibern nicht, ja man traf ihn sogar im Verkehr mit der damals verachtetsten Menschenklasse, mit Zigeunern und Juden, von deren Wissen er seine Kenntnisse zu bereichern verstand. Von

ihnen lernte er Waffensalben und Zaubertränke bereiten, Blutungen besprechen, und andere sympathetische Kuren, so wie Kräuter mit gewissen abergläubischen Gebräuchen sammeln und zurichten; aber auch manches Goldkorn viel hundertjähriger Erfahrung empfing er, das dann seine reiche Geisteskraft zur schönsten Frucht reifte. Er konnte mit Recht von sich sagen: „Ich bin der Kunst nachgegangen, sogar mit Gefahr meines Lebens, und habe mich nicht geschämt, selbst von Landfahrern, Nachrichtern und Scheerern zu lernen. Denn wir sehen die Liebhaber weite Wege durchziehen, um das köstliche und herrliche Weib zu erblicken; wie viel eher muß dieß geschehen der prächtigen und erhabenen Kunst wegen."

So war er bei dem in der Alchymie und allen mystischen Wissenschaften vielerfahrenen Abte von Sponheim, Johannes Trithemius, in der Lehre, so wie er sich später eine Zeitlang bei dem reichen und berühmten Alchymisten Sigismund von Sugger zu Schwatz in Tyrol aufhielt, um von diesem das große Geheimniß der „Transmutation" (Verwandlung der unedlen Metalle in edle) zu erlernen. In dieser Zeit machte er weite Reisen durch ganz Europa, theils als Adept, theils als Arzt. Er selbst bezeichnet Italien, Spanien, Portugal, Frankreich, Belgien, Dänemark und Schweden, Preußen, Polen, Litthauen, Ungarn, Kroatien, Siebenbürgen als die Länder, welche er durchwandert habe. Er diente selbst als Feldarzt in den Heeren des Kaisers in Italien und des Königs von Dänemark, lag mit der Armee des letztern vor Stockholm, und soll von da mit einem Tatarenfürsten durch Rußland nach Konstantinopel gereist seyn.

Diese vielfältigen Wanderungen hatte sich Paracelsus auf das Beste zu Nutzen gemacht; denn als er in seinem dreiunddreißigsten Jahre nach Deutschland zurückkehrte, wurde er seiner Wunderkuren wegen bald der Gegenstand der Bewunderung für die Laien einer Seits, sowie ihn anderer Seits die Aerzte anfeindeten und beneideten. Die Vornehmen und Reichen, von ihren galenischen Leibärzten mit ellenlangen Kräuterbrühen zu Tod gepeinigt, wünschten vor allen einen Arzt zu besitzen, der mit wenigen Gaben seiner Arkane (Geheimmittel) mehr leistete, als jene mit ihrer ganzen Küche. In der Vorrede zum Spitalbuche zählt Theophrast achtzehn Fürsten auf, welche er vor der Unwissenheit ihrer Leibärzte rettete. Aber nicht bloß diesen, welche

ihn überdieß nicht immer fürstlich für seine Mühwaltung entschädigten, leistete er Beistand, sondern viele Arme, von denen sich andere Aerzte hatten bezahlen lassen, behandelte er unentgeltlich. Diese glückliche Praxis vermehrte seinen Ruhm erstaunlich, so daß man sich zu ihm des Unglaublichsten als etwas ganz Natürlichen versah, und ihm nicht bloß die Kenntniß, alle bisher unheilbaren Krankheiten zu heben, zutraute, sondern ihn geradezu im Besitze des Lebenselixirs bezeichnete.

Paracelsus hatte seinen Aufenthalt in Basel genommen und nennt sich 1526 „Physikus und Ordinarius der Stadt," als welcher er dem Stadtrathe eine Apothekenbesichtigung zur Prüfung der Waaren und Taxen vorschlug, was ihm den Haß der Apothekerzunft auf den Hals lud. Noch mehr Feinde und Neider erhoben sich wider ihn, als er 1527, angeblich durch Oekolampadius Vermittelung, vom Stadtrath zu Basel als „Professor der Physik (Arzneikunde) und Chirurgie" mit ansehnlichem Gehalte an die dortige Hochschule berufen wurde. Denn die Aerzte und Professoren widersetzten sich seiner Anstellung, indem diese, ohne vorhergehende Anzeige an sie, erfolgt wäre, und Niemand wisse, woher Paracelsus komme und ob er wirklich den Grad empfangen habe.

Diese Verunglimpfungen und Verhetzungen hinderten ihn übrigens nicht, seine Vorlesungen bei großem Zulaufe der Studenten zu eröffnen. Es war damals Gebrauch unter den Lehrern der Heilkunde, eine von den Schriften des Hippokrates, Galen oder Ebn Sinna, ihren Vorträgen zu Grunde zu legen und somit dieselbe bloß mit einem gelehrten lateininischen Commentar zu begleiten. Von dieser Sitte wich Paracelsus durchaus ab. Denn nicht nur verwarf er die fremde Mundart, indem die Wahrheit nur deutsch gesagt werden sollte, sondern er hielt sich auch im Gefühle der Eigenthümlichkeit seiner Kenntnisse und des unabhängigen Werthes seiner Lehre durchaus an keinen Vorgänger.

Paracelsus blieb aber dabei nicht stehen; denn indem er die Schriften des Galen und Ebn Sinna, der beiden damals vielgelesensten und für untrüglich gehaltenen Aerzte, öffentlich in seinem Hörsaale verbrannte, brach er zugleich jede Gemeinschaft zwischen seiner Lehre und der Wissenschaft der Anhänger

jener Männer ab, und stand von nun an mit ihnen auf offenem Kriegsfuß sein ganzes Leben hindurch.

Der Hauptgrund seines Widerspruchs gegen die bestehende Bearbeitungsweise der Heilkunde, und somit auch der Verschiedenheit seiner Lehre von der damals gültigen, ist bereits darin bezeichnet worden, daß die damaligen Aerzte den Weg der reinen Naturbeobachtung gänzlich verlassen hatten, und sich einzig mit spitzfindigen Begriffsbestimmungen der galenischen Lebenskräfte und wortreichen Erklärungen der Grade und Wirkungsweise seiner Heilmittel beschäftigten. „So nun aus der Natur der Arzt wachsen soll und muß, und in ihm und von ihm und aus ihm nichts ist, alles aus und in der Natur, so ist es von Nöthen, daß er aus der Natur wird und nit zu Leipzig oder Wien," sagte Theophrast gegen diese scholastischen Wortklopfer. „Und wiewohl ihr gründet auf die geschriebenen Aerzte, chaldäische, arabische und griechische, will uns wenig anhohn. Denn ihre Schriften weisen, daß es ihnen mit ihren Kranken gegangen wie euch, denen die Mehrzahl stirbt."

Nun ist damit nicht behauptet, daß es unter den Alten keine naturgetreuen Aerzte gegeben habe; im Gegentheil, Paracelsus läßt z. B. Hippokrates alle Gerechtigkeit widerfahren, als „einem Künstler, aus dem der Geist der Arznei geredet hat," und hat selbst Kommentare über die Aphorismen desselben hinterlassen. Nichts destoweniger weicht er dennoch von den Lehren desselben wesentlich ab. Denn während bei Jenem, wie überhaupt nach den Lehren der alten Philosophen, alle Dinge aus den gleichen Grundstoffen bestehen, und diese Grundstoffe nicht etwa im Körper umwandeln und erzeugen, sondern immer von außen aufnehmen und rein mechanisch ansetzen: so wird nach Paracelsus jedes Ding aus einem Keime der durch einen wahren Zeugungsvorgang — bei welchem männliche und weibliche Ursachen zusammenwirken — befruchtet wird. Ob er nun gleich die Uebereinstimmung zwischen dem einzelnen Ganzen (dem Mikrokosmus) und dem großen Ganzen (dem Makrokosmus) nicht in Abrede stellt, weil Alles nach den Gesetzen des vollkommensten Organismus geordnet ist, so faßt er dennoch die Gegenstände vom besondern Standpunkte auf, wo sie natürlich zum Ganzen in Gegensatz stehen, während bei den Alten dieser Gegensatz in der Harmonie des Alls gänz-

lich verschwand. Diese Grundzüge führte er durch die ganze Natur- und Heilkunde durch und wußte sie in der Krankheits- und Heilungslehre mit den treffendsten Beispielen zu belegen, welche die Forscher in der neuesten Zeit nur wiederholen konnten.

Dieses geraden Gegensatzes seiner Lehre gegen die bisher gültige der alten Aerzte und Philosophen war sich auch Paracelsus vollkommen bewußt. Daher rief er im Selbstgefühl seiner Sendung: „Mir nach, ich nit euch nach! Mir nach Avicenna, Galenus, Rhasis, Montagnana, Mesue, mir nach und ich nit euch nach! Ich weiß, daß mein seyn wird die Monarchia, mein wird seyn die Ehre; nicht daß ich mich rühme; die Natur lobet mich, aus ihr selbsten bin ich geboren und ich folge ihr nach." Diese Ueberzeugung von der Gewißheit seines Triumphes über seine Gegner stand so unerschütterlich fest in ihm, daß er den Sieg seiner Lehre mit männlicher Festigkeit auf die Zeit vorher verkündete, wo er längst gestorben seyn werde. „Ob mir die hohen Schulen folgen wollen, oder nicht," sagte er in ruhiger Entschlossenheit, „was kümmert's mich! Sie werden noch niedrig genug werden und mehr will ich richten nach meinem Tod gegen sie, als bei meinem Leben, wo sie mich verachten, daß ich allein bin, daß ich neu bin, daß ich deutsch bin."

Doch war es nicht bloß diese Eigenthümlichkeit seines Systems, was ihm so viele Neider und Widersacher zuzog. Es war vielmehr sein Ruhm als ausgezeichneter Arzt, der sich fortwährend steigerte. Weit und breit kamen die Leidenden zu ihm oder beriethen ihn über ihre Krankheiten, wie Erasmus von Rotterdam, und seine Pillen und Tropfen wirkten Wunder. So übernahm er die Behandlung des gelehrten Buchdruckers Frobenius zu Basel, dem bei eingewurzeltem Podagra die Aerzte bereits die Abnahme des Fußes vorgeschlagen hatten. Paracelsus stellte den Kranken durch sein Laudanum soweit wieder her, daß er seinen Geschäften nachgehen und selbst bedeutende Reisen machen konnte. Aber dabei scheint er sich einer Erkältung ausgesetzt zu haben, denn er starb, während Parcelsus in Zürich abwesend war, vom Schlag gerührt, wahrscheinlich durch Gichtversetzung auf das Gehirn. Dieser für Paracelsus bittere Todesfall eines seiner liebsten Freunde in Basel, gab seinen Gegnern die erwünschte Gelegenheit, den berühmten Nebenbuhler zu verunglimpfen und seine beneideten Mittel zu ver-

dächtigen. Der plötzliche Tod des alten Podagristen wurde auf die Schärfe der gegebenen Mittel geschoben — ein Mährchen, das man noch in neuerer Zeit geglaubt hat — und man entblödete sich nicht gerade zu behaupten, daß kein Mensch den Gebrauch seiner mineralischen Mittel länger als ein Jahr zu überleben im Stande sei. Diese vielfachen Verläumdungen mögen wohl das ihre dazu beigetragen haben, die Entfernung Theophrast's aus Basel zu bewerkstelligen, obgleich die eigentliche Veranlassung dazu eine Streitsache vor dem Stadtrath, der hier wider Paracelsus Partei nahm, gegeben hatte. Der Kanonikus v. Lichtenfels, der schon lange an Gicht litt und von allen Aerzten vergeblich an einem arthritischen Magenleiden behandelt worden war, versprach Theophrasten hundert Gulden, wenn er ihn heilen wolle. Da sich Lichtenfels auf drei Gaben Laudanum schmerzfrei fühlte, sich aber weigerte, sein Versprechen zu erfüllen, so klagte Paracelsus beim Rathe, welcher durch Urtheil dahin entschied, daß der Kanonikus nur nach der Arzneitaxe zu bezahlen habe. Ueber diese Ungerechtigkeit ward Paracelsus so aufgebracht, daß er den Stadtrath öffentlich — „in bösen Zetteln“ sagt Wursteysens Chronik — angriff, was ihn veranlaßte, um den übeln Folgen zu entgehen, dem dringenden Rathe seiner Freunde zu folgen und sich nach dem Elsaß in Sicherheit zu bringen.

In diesem Ereignisse sah Paracelsus gleichsam einen Fingerzeig der Vorsehung, sein altes Wanderleben wieder zu beginnen, wie er es in seiner Jugend gewohnt gewesen. Er äußerte auch selbst gegen seine Schüler zu wiederholten Malen, daß ihm das beständige Umherziehen zur andern Natur geworden, und er es nicht mehr über sich gewinnen könne, ruhig hinter dem Ofen sitzen zu bleiben. „Ein Arzt soll ein Landfahrer seyn. Ursach: die Krankheiten wandern hin und her so weit die Welt ist, und bleiben nicht an einem Ort. Will einer viel Krankheit erkennen, so wandere er auch; wandert er weit, so erfahrt er viel und lernt viel erkennen.“ So hielt er es denn seitdem auch und zog von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, bald nach Laune, bald nach Beruf, wo man sein begehrte. Stets war er gefolgt von einem zahlreichen Geleit von Schülern und Anhängern, welche ihm aber weniger aus reinem Wissenschaftsdrange, denn meist aus selbstischen, eigennützigen Absichten nachzogen. Denn sie

hofften entweder den Stein der Weisen von ihm zu empfangen, oder das große Geheimniß, in dessen Besitz ihn der Volksglaube wähnte, ihm abzulernen; oder sie schrieben seine Rezepte ab, wedelten gar freundlich „gleich hungrigen Hündlein“ und verschimpften ihn nicht selten tüchtig hinter seinem Rücken. Paracelsus klagt sehr über die Untreue seiner Knechte, und wie wenig taugliche Aerzte aus ihrer Anzahl hervorgegangen. „Ein jedlicher aber hat meine Lehr nach seim Kopf gesattelt; einer führet mirs in einem Mißbrauch zu seim Seckel, ein anderer zeucht's ihm in sein Hoffart, aber ein andrer glossirts und emendirts und im Fürlegen für mich warens erstunken Lügen. Mancher schätzt sich auch selber mehr witzig dann an ihm war; mancher könnte es, eh ers verstünde. Mancher verstünds und mangelt, wo es am nöthigsten war. Diese alle wie sie gelernt haben, ist nicht zu urtheilen; aber wie sie es brauchen, da sehe sich ein jeglicher für. Denn mancher geht in mein Arznei und faßt ihm ein Grund, daraus er sich zum letzten und zu einem Erzvaganten macht.“

Seine zahlreichen Schriften enthalten Andeutungen, an welchen Orten er sich auf diesen Wanderungen zeitweise aufgehalten. So treffen wir ihn 1528 zu Colmar im Elsaß, wo er dem dortigen Schöffen Konrad Wickram seine Abhandlung von den offenen Schäden und dem Stadtmeister Hieronymus Bonerus sein Werk von den französischen Blattern rc. widmete. 1529 eignete er zu Nürnberg dem dasigen Rathsschreiber Spengler seine Schrift von den Franzosen zu und erbot sich dem Stadtrath, um die von den Aerzten ausgesprengten Verläumdungen zu entkräften, die Behandlung unheilbarer Kranken zu übernehmen, weßhalb ihm auch etliche Aussätzige von der schlimmsten Art übergeben wurden, die er glücklich herstellte. Hierauf wanderte er durch Franken und Baiern nach Tyrol, wo er von Meran aus der Stadt Sterzing für die gute Aufnahme sein Büchlein von der Pestilenz widmete. 1531 treffen wir ihn zu St. Gallen in der Schweiz, wo er dem dortigen Stadtphysikus und Bürgermeister Joachim von Wendt sein berühmtes Werk Paramirum zueignete. 1535 besuchte er Bad Pfeffers, worüber er ein Buch hinterließ. Aus demselben Jahre stammt sein Consilium für den Stadtschreiber Reißerr von Mindelheim. 1536 widmete er von Augsburg aus den zweiten Theil seiner großen Wundarznei König Ferdinand, nachmaligem

Kaiser. Von hieraus folgte er einem Rufe zu dem Obererbmarschall von Böhmen, Johann von der Leipnick, nach Krumau in Mähren, den er aber von seinem veralteten Gichtleiden nicht helfen konnte und über Wien und Ungarn nach Kärnthen ging, wo er zu Villach sein Buch de rerum natura für seinen Freund Winkelsteiner zu Freiburg im Uechtland schrieb. 1538 widmete er zu St. Veit den Ständen des Landes Kärnthen aus Dankbarkeit für die Zucht, Ehr und Gutes, so die löbliche Landschaft seinem lieben Vater während zweiunddreißig Jahre gethan, seine Chronika des Landes Kärnthen, und übersandte ihnen seine Schriften von den tatarischen Krankheiten, seine Defensiones und Verantwortungen, und seinen Labyrinthus medicorum errantium, wofür ihm die Landschaft aus Klagenfurt ein Dankschreiben nebst dem Versprechen eines baldigen Drucks zuschickte. 1540 war er zu Mindelheim in Schwaben und folgte 1541 wahrscheinlich einem Rufe nach Salzburg. Dieß war aber seine letzte Reise; denn noch im selbigen Jahre starb er nach kurzer Krankheit am 24 September in der Herberge zum weißen Roß daselbst, nachdem er sein Testament aufsetzen hatte lassen und sich die Grabstätte am Kirchhofe zu St. Sebastian auserwählt hatte.

Noch jetzt werden dort seine Gebeine aufbewahrt und die Untersuchung seines Schädels bewahrheitet durch einen Sprung die Sage, daß er gewaltsamen Todes umgekommen sei, den ihm wahrscheinlich ein von seinen Feinden veranlaßter Sturz auf den Kopf zugezogen hatte.

So starb Paracelsus, unstreitig Einer der geistreichsten Menschen, welche je gelebt haben. Die schwere Aufgabe, die Philosophie so innig mit der Heilkunde zu verbinden, daß Beide wie aus Einem Gusse ein vollendetes Ganzes darstellen — diese schwierige Aufgabe, an welcher schon Jahrtausende arbeiten, ist — Hippokrates abgerechnet, bei welchem freilich die Heilkunst das Uebergewicht behauptet — Keinem noch in der Weise zu lösen gelungen, wie Paracelsus. Bei ihm wächst die Philosophie gleichsam aus dem innersten Kern der Natur hervor, und deßhalb sind auch Theorie und Erfahrung immer einig, gleichsam mit einander verschmolzen. So kam es auch, daß er der bereits durch Jahrtausende entwickelten Heilkunde eine neue noch nicht bearbeitete Seite abzugewinnen im Stande war. Denn weil die Aerzte bis auf ihn nur blind

den Griechen und Arabern nachgebetet haben, Paracelsus dagegen nicht verschmähte im Buche der Natur zu lesen und die Auslegungen dieses Urtextes aus altgermanischen Ueberlieferungen auffaßte, so mußte natürlich seine Lehre ein ganz anderes und zugleich viel tieferes und frischeres Aussehen erhalten, da sie aus dem Urquell selbst entsprang und nicht aus trüben Röhren floß.

Diese innige Verschmelzung der Philosophie und Arzneikunde macht seine Schriften auch zu der reichsten Fundgrube herrlicher Ideen, welche noch immer nicht ausgebeutet sind. Alle die Umwälzungen in der Philosophie und Medizin, welche bis in die neueste Zeit statt gefunden haben, sind größtentheils das Werk des verketzerten Schwärmers und Phantasten Paracelsus, und es läßt sich nachweisen, daß sich noch jetzt unsere gesammte philosophische und medizinische Bildung innerhalb der Ansichten bewegt, welche schon dieser große Geist in die Welt warf. Die philosophische Grundidee Theophrast's, daß jedes Ding aus einem Keime hervorgeht, und sich organisch entwickelt, wurde erst in unserer Zeit durch die Bestrebungen der Naturphilosophie vollkommen verstanden. Die darauf gestützten Ansichten von der eigenthümlichen Schmarozernatur der Krankheit und der homöopathischen Anwendungsweise der Heilmittel, welche in unsern Tagen so vieles Aufsehen erregt haben, finden sich bei Paracelsus bereits vollständig ausgeführt. Diese Abhängigkeit aber unserer Entwickelung von Theophrast's Vorgang ist doch gewiß das sicherste Zeichen, daß er der Begründer einer neuen Periode war, welche, obwohl bereits dreihundert Jahre dauernd, noch nicht geschlossen ist, und daß ihm somit der Name des Reformers billig zugestanden werden müsse.

Aber da werden alle kleinlichen Verläumdungen seiner gehässigsten Feinde aufgewärmt, während doch die Nachwelt durch Unparteilichkeit sich auszeichnen soll. Der Eine heißt ihn einen unwissenden Marktschreier, weil er durch seinen gewaltigen Geist getrieben, das große Ganze umfaßte und sich nicht mit anatomischen Forschungen beschäftigt habe — als ob die Sonne zu verdammen sei, weil sie nicht die Laternen anzündet. Ein Anderer zeiht ihn der Hoffahrt und Prahlsucht, wo er doch nur im Selbstgefühl seines Werthes auf das Urtheil der Zukunft hinweist. Wieder ein Anderer verurtheilt

ihn wegen seiner wandernden Lebensweise und seiner Derbheit, indeß doch Beides zum Theil ein Zeichen der damaligen Zeit, zum Theil nur gleiches Gewehr gegen die schmähлichen Schimpfreden seiner Widersacher gewesen. Endlich führt man seine Schriften an, um ihn des Aberglaubens, der Astrologie und Goldmacherei zu überweisen, ohne zu bedenken, daß eben so viele Stellen dieser Schriften diesen Anschuldigungen geradezu widersprechen und die Verfälschung von Theophrast's Werken am Tage liegt. Ja sogar der Ketzerei und der Gotteslängnung ist er angeklagt worden, weil er über das Ceremonien- und Bilderwesen freisinnig dachte, sich über die Heiligen- und Reliquienvergötterung der damaligen Zeit, so wie über das Ablaß- und Wallfahrtsunwesen unverhohlen äußerte und kein besonderer Freund von Mönchen und Pfaffen war.

So hängen sie sich an die Flecken der Sonne, die vielleicht und zumeist nicht von der Sonne, sondern von ihren eigenen trüben Augen herkommen, und haben mehr Freude daran, einen entstellten Menschen mehr zu sehen, als sich an einem herrlichen Ausflusse des Weltgeistes zu ergötzen. Aber mögen sie immerhin! Die schlichte Wahrheit redet so laut, daß sie ihr Zetergeschrei übertönt, und so wird ihnen zum Trotz stets ein Mann sich finden, der die Rechte eines andern Mannes gegen Lüge und Ungerechtigkeit zu vertreten sich nicht scheut.

Dr. Quitzmann.

Johann Keppler.

Johann Keppler, einer der größten Himmelskundigen Deutschlands und aller Völker, ward den 27 Dezember 1571 in der zum Herzogthum Würtemberg gehörigen vormaligen Reichsstadt Weil geboren; er war der Erstgeborene der Familie. Heinrich Keppler, der Vater Johann's, war ein Sohn des Bürgermeisters zu Weil. Seine eigenthümliche Gemüthsverfassung, wie der Zustand der damaligen Zeit, scheinen ihn von einem ruhigen Gewerbe fern gehalten zu haben; er begab sich noch als Ehegatte unter die Fahnen Alba's in den Niederlanden, seine Frau folgte ihm und der junge Johann wurde den Großeltern übergeben. 1575 kehrten die beiden Eltern zurück, und hatten dann eine Zeit lang eine Wirthschaft in Emmendingen gepachtet; aber 1589 begab sich der Vater abermals in Kriegsdienste, dießmal in österreichische und focht gegen die Türken; man hat nie mehr etwas von ihm gehört. — Es läßt sich demnach vermuthen, daß Johann wenig häusliches Glück in seiner Jugend genoß; er ward indeß auch schon frühe dem elterlichen Hause entzogen. Wegen der besonderen Anlagen, die der Knabe schon frühe bekundete, ward er zum Geistlichen bestimmt; er trat daher in die „Klosterschule" zu Maulbronn. Diese war eine jener Anstalten, in welche Herzog Ulrich mehre ehemalige Klöster umgewandelt hatte. Die Knaben erhielten hier Wohnung, Unterricht und Kleidung unentgeltlich. Von ihrer ehemaligen Bestimmung hatten diese Schulen noch eine durchaus klösterliche Einrichtung, es wurden des Tages mindestens sieben Psalmen gesungen, auch waren die „Praeceptores" angewiesen „mit den Scholaribus et Studiosis Latine zu reden, und sie dasselbig zu reden zu gewohnen und anzuhalten."

1589 wurde Keppler in das Kloster zu Tübingen aufgenommen. Die Bewegung, welche die Reformation auf dem Gesammtgebiete der Religion hervorgebracht hatte, war damals noch in vollster Aufgeregtheit; die Zänkereien der Theologen wurden mit der höchsten Schärfe und Bitterkeit geführt, und traten bei den noch vielfach unentschiedenen Zuständen oft auf das Gebiet des Staatslebens über. Die Tübinger Theologen thaten sich in dem Sakramentalstreit und in dem Streit über die Allgegenwart der leibhaftigen Person Christi besonders hervor. In diese Welt trat nun Keppler. Der Lehrplan der jungen Theologen schrieb aber auch Mathematik und Astronomie vor, Keppler studirte dieselben ohne besondere Neigung. „Als ich alt genug war," sagt Keppler später von sich „um die Süßigkeiten der Philosophie zu kosten, umfaßte ich dieselbe mit eifriger Begierde, ohne jedoch besonders von der Astronomie angezogen zu werden; . . . das Studium derselben war befohlen."

Es sei hier bemerkt, wie nothwendig und fruchtbringend es ist, den Zusammenhang aller Wissenschaften aufrecht zu erhalten und die Menschen nicht bloß zu dem zuzustutzen, was ihr Beruf unmittelbar erfordert; denn hierdurch wird der Geist einseitig, es kann eine Richtung in ihm unterdrückt werden oder ewig schlummern, die gerade seine naturgemäßeste wäre. Vielleicht wäre Keppler nie das geworden was er ward, wenn das Studium der Mathematik und Astronomie ihm nicht vorgeschrieben gewesen wäre. Sein Lehrer in diesem Fache war Mästlin, Professor zu Tübingen, mit dem er auch später stets in der genauesten Verbindung blieb. Mästlin war zwar einer der ersten Anhänger des kopernikanischen Systems, legte aber doch in seinen Lehren und Schriften das alte zu Grunde, besonders aus Scheu vor den Theologen.

Eben als Keppler das Studium der Theologie vollendet hatte, traf eine Bitte der steyerischen Stände an Würtemberg ein, um einen Lehrer der Mathematik an das Gymnasium zu Gräz; der noch nicht 22 Jahre alte Keppler ward hierzu bestimmt. „Ein verborgenes Schicksal" schreibt Keppler „treibt den einen Menschen zu diesem, den andern zu jenem Beruf, damit sie überzeugt werden, daß sie unter der Leitung der göttlichen Vorsehung stehen." Keppler fand sich bald in seinem neuen Wirkungskreis, er arbeitete sofort an einem astronomi-

schen Werke und schreibt darüber an seinen Lehrer Mästlin: „Ich will dieß zur Ehre Gottes, der aus der Natur erkannt werden will, baldmöglichst veröffentlichen. Je mehr andere darüber aufbauen, desto größer wird meine Freude seyn, ich werde Niemanden beneiden. Das gelobe ich Gott, das ist mein fester Entschluß. Ich wollte Theologe bleiben: lange war ich im Zweifel. Gott ehrt mich auch in der Astronomie durch meine Arbeiten." — Neben seinem Lehramte hatte auch Keppler die Obliegenheit, Kalender zu verfertigen; diese waren damals noch mit allerlei Prophezeihungen und Sterndeutereien anzufüllen. Keppler vollbrachte dieses Geschäft mit vielem Geschick, er behandelte es scherzhaft, und seine Einsicht in die Zeitverhältnisse ließ manche seiner „nichtswerthen Vermuthungen," wie er sie in vertraulichen Briefen nannte, zur Wahrheit werden, so daß er auch hierin bald ein großes Ansehen erlangte. Während seines ganzen Lebens arbeitete Keppler daran, seine Glaubensgenossen, die Protestanten, zur Annahme des von Pabst Gregor verbesserten Kalenders zu bewegen; der Brief, den er hierüber an seinen Lehrer schrieb, ist vortrefflich, und zeigt wie er wohlweislich das Bessere zu verwirklichen suchte, da das Beste noch nicht da war; aber die Protestanten wollten „nicht in die Kirche gehen, wenn der Pabst in dieselbe läuten läßt."

In seinem 25. Lebensjahre (1596) ließ Keppler seine erste Schrift erscheinen, als „Vorläufer" enthaltend „das Geheimniß des Weltgebäudes von dem wunderbaren Ebenmaße (Proportion) der Himmelskörper ꝛc." Der nähere Zusammenhang der Keppler'schen Ansichten mit der derweiligen Astronomie kann hier nicht ausgeführt werden, er zeigte überall die Herrschaft der steten Gesetzmäßigkeit und Uebereinstimmung; die Einheit in der Mannigfaltigkeit. Selbst Kopernikus, der das alte System gestürzt hatte, war mehr darauf aus, das Verfahren zu vereinfachen und hoffte nicht die natürlichen Ursachen zu ergründen; dahin strebte nun Keppler sein Leben lang unermüdlich und unverdrossen. Der zweiten Ausgabe dieses Werkes hat Keppler eine Rechtfertigung der Astronomie und somit der freien Wissenschaft beigefügt, die auch in unseren Tagen noch Beherzigung verdient. „Dem hungrigen Magen" sagt Keppler, „bietet freilich die Kenntniß der Natur und die ganze Astronomie nichts. Edlere Menschen aber hören nicht auf solche

Stimmen der Barbarei, die deßhalb diese Studien wegschreien wollen, weil sie nicht nähren. Maler, Tonkünstler ertragen wir, die unser Aug und Ohr vergnügen, ob sie uns gleich sonst keinen Nutzen bringen; das Vergnügen, das man aus ihren Werken schöpft, hält man nicht nur für menschlich, sondern für edel. Wie unmenschlich, wie widersinnig also, dem Geist sein Vergnügen zu mißgönnen, das man doch den Sinnen, dem Aug und Ohr gönnt. Wer diesen Vergnügen entgegenstrebt, führt Krieg gegen die Natur, denn der große Meister, der nichts in die Schöpfung brachte, als was der Nothwendigkeit diente, oder zur Schönheit und Lust gereichte, er sollte den menschlichen Geist, den Herrn der ganzen Natur, sein Bild, ihn allein sollte er mit keinem Vergnügen bedacht haben? Wie wir nun nicht fragen: aus welcher Liebe zum Gewinn der Vogel singt, da wir wissen, daß Gesang vergnüge und er zum Singen gemacht ist, so muß man auch nicht fragen, warum der menschliche Geist mit so vieler Mühe den Himmel durchsuche; der Geist ist hierzu vom Schöpfer über die Sinne gesetzt, nicht daß er bloß für seinen Unterhalt sorge (thierische Naturtriebe können dieß schneller bewirken), sondern auch, daß er von dem was ist, was er mit Augen bemerkt, zu den Ursachen aufstrebe, woher es sei und werde, gesetzt, daß es uns keinen andern Nutzen brächte. Wie die Thiere und auch der menschliche Leib durch Speise und Trank erhalten werden, so wird der Geist des Menschen (ein vom Menschen Verschiedenes) in lebendiger Entwickelung und im Wachsthum erhalten durch diese Erkenntniß-Speise. Freilich nicht Jedermann. Der große Haufe findet an sinnlichen Dingen keine Nahrung, edlere Gemüther aber finden sie . . . wenn sie aus ihrer Hütte, ihrem Flecken, ihrer Stadt, Provinz oder Königreich sich zum Weltreich aufschwingen und dort umherschauen. Wer hienieden in menschlichen Dingen die Hinfälligkeit dieser erkannt, wer gefunden hat, wie hier nirgends ganz die Seligkeit wohnt, wie hier nichts dauernd, nichts ewig ersättigend ist, der wird von der Erde himmelwärts streben, seinen von leeren Sorgen ermatteten Geist droben zur Ruhe bringen und sagen:

Glückliche! denen zuerst dieß anzuschauen vergönnt war!
Die zum Himmel empor stiegen, o Glückliche Sie!

Geringer zu schätzen wird er anfangen, was ihm vordem das Vortrefflichste schien. Gottes Werke wird er über Alles hoch achten, und in ihrer Betrachtung eine reinere lautere Erquickung finden."

Am Schlusse fordert er den Leser auf „mit reiner Seele und dankbarem Gemüthe" mit ihm folgendes Loblied auf Gott anzustimmen, in dem es heißt:

„Schöpfer der Welt, du ewige Macht! durch alle die Räume
Schallet dein Ruhm; er schallt Himmel und Erde hindurch!
Selbst das unmündige Kind hallt nach die Stimm'; es verkündet
Daß der Lästrer verstummt, laut des Unendlichen Lob.
Großer Künstler der Welt! Ich schaue wundernd die Werke
Deiner Hände, nach fünf künstlichen Formen erbaut,
Und in der Mitte die Sonn', Ausspenderin Lichtes und Lebens,
Die nach heil'gem Gesetz zügelt die Erden und lenkt
In verschiedenem Lauf. Ich sah die Mühen des Mondes,
Und dort Sterne gestreut auf unermessener Flur —
Vater der Welt, was bewegte dich, ein armes, ein kleines
Schwaches Erdengeschöpf so zu erheben! so hoch,
Daß es in Glanz dasteht, ein weithin herrschender König,
Fast ein Gott; denn er denkt deine Gedanken dir nach.
Herrscher der Welt! Du ewige Macht! durch alle die Welten
Schwingt sich auf Flügeln des Lichts dein unermessener Glanz. *"

Trotz dieser gewiß nicht irreligiösen Ansichten fand Keppler vielen Widerspruch der Theologen, er solle „die Astronomie weiter führen aber die heilige Schrift unangefochten lassen," bedeutete man ihn. Die Sonne sollte sich noch immer bewegen und die Erde stille stehen, weil es im Buch Josua hieß: "Sonne stehe still in Gibeon." Keppler aber erwiederte: „Die Bibel spricht von Dingen des menschlichen Lebens mit den Menschen, wie diese davon zu sprechen gewöhnt sind; sie ist kein Lehrbuch der Optik oder der Astronomie, sie will einen höheren Zweck erreichen. Es ist ein tadelnswerther Mißbrauch, wenn man die Beantwortung von Fragen über weltliche Dinge in ihr sucht. Josua wünschte die Verlängerung des Tages, Gott erhörte seinen Wunsch, das Wie? war hier nicht zu untersuchen." An Mästlin schrieb er: „Wir wollen die Pythagoräer nachahmen, öffentlich schweigen, privatim aber offen die Wahrheit bekennen. Die Welt ist voll von Menschen, die als-

---

* Nach Herder.

bald die ganze Astronomie verwerfen, wenn sie Kopernikus zum Führer nimmt; . . . wir wollen also die Gönner der Astronomie erhalten und nicht verhungern." — Der Kepplern inwohnende Genius hob ihn aber alsbald über die vorgefaßten Rücksichten hinweg. Tief eingreifend ist die in anderer Beziehung geäußerte Ansicht Kepplers. „Das Uebel welches Deutschland bedrückt, rührt größtentheils von dem Uebermuthe einiger Geistlichen her, die lieber regieren als lehren."

Galiläi äußerte sich mit freundschaftlicher Annäherung anerkennend über die Schrift Kepplers, und von nun standen die beiden in öfterem Brief- und Schriftenwechsel. Tycho de Brahe, der nachmalige kaiserliche Hofastronom, dem Keppler ebenfalls ein Exemplar seines Werkes zugeschickt hatte, äußerte sich ebenfalls lobend. Tycho bekannte sich aus mancherlei Rücksichten nicht zu der kopernikanischen Lehre, und suchte die Erde noch in Ruhe zu lassen; indem er nun auf unrichtige Einzelnheiten in der Lehre des Kopernikus hinweist, forderte er Keppler auf, seine Untersuchungen der Tychonischen Lehre zuzuwenden.

Die Stellung Kepplers zu Gräz war in jeglicher Beziehung ungenügend. Abgesehen von dem Mangel an allen wissenschaftlichen Hülfsmitteln, wurde ihm auch sein geringer Gehalt unregelmäßig ausbezahlt, und er lebte zum Theil von Stellung der Nativitäten und von den Geschenken die ihm Vornehme für die Uebersendung seines Werkes zukommen ließen.

Im Frühling 1597 verheirathete sich Keppler mit Barbara Müller von Mühleck. Er mußte zu dieser Verheirathung ebenfalls zuerst seinen Adelsbrief beibringen, man hat denselben auch neuerlich wieder aufgefunden. Was indeß Keppler vom bloßen Geburtsadel dachte, erhellt aus seiner brieflichen Aeußerung gegen den Grafen Blanco zu Venedig, der sich seiner hohen Abkunft gerühmt hatte. Keppler schreibt: „die Philosophie, welche bisher in bürgerlichem Kleide bei mir wohnte, hat auf die Nachricht von Ihrer hohen Abkunft mir den Ritterharnisch angelegt. Auch in mir hat Kaiser Sigismund einen hohen Geist erregt, indem er einen meiner Ahnen auf der Tiberbrücke zu Rom zum Ritter schlug. Ich bin aber der Ansicht, daß wir die Abkunft und alles was wir nicht selbst thun, kaum als unser eigen betrachten können."

Keppler's Frau besaß viele Güter in Steyermark, er hoffte

auf eine sorgenfreiere selbstständige Lebenslage, aber seine Erwartungen gingen nicht in Erfüllung. Der erste Sohn, der ihm geboren wurde, starb alsbald. Der bigotte Erzherzog Ferdinand bedrängte die in seinen Erblanden wohnenden Protestanten hart, und Keppler mußte gleichfalls den 17 September 1598 auswandern; er begab sich mit den Uebrigen an die ungarische Grenze. Schon nach einem Monate durfte indeß Keppler „aus besonderen Gnaden" zurückkehren, er fühlte sich aber stets auf unsicherem Boden, und er drückte wiederholt in seinen Briefen den durch sein ganzes Leben gehegten Wunsch aus, in seinem Geburtslande einen entsprechenden Wirkungskreis zu finden.

Es ist auffallend, daß Schwaben, welches so viele große Geister erzeugte, nur selten auch der Schauplatz ihrer höher entfalteten Thätigkeit wurde; man kann dieß aber wohl auch als einen thatsächlichen Hinweis auf die Nothwendigkeit der Vermischung aller deutschen Stämme ansehen.

Unter allen den angeführten Drangsalen war indeß Keppler nicht von seinem innern Berufe gewichen, er schrieb über die Farbenlehre, beobachtete die Sonnenfinsterniß; und es erfüllt uns mit Wehmuth und Ehrfurcht, wenn wir lesen, in welch' kümmerlicher Lage er sein hohes Streben verfolgte. Erhaben sagt er in der zur selben Zeit herausgegebenen Schrift „über die Ursachen der Krümmung im Thierkreise:" „In der Schöpfung greife ich Gott gleichsam mit den Händen. Wenn es etwas gibt, was den Menschen in diesem niederbeugenden Exil aufrichten kann, so ist es die Himmelskunde, weil sie die Verherrlichung des allweisen Schöpfers zum Gegenstande hat."

Im August 1600 wurde Keppler abermals verbannt, er mußte die Güter seiner Frau verpachten, aber auch der geringe Ertrag wurde ihm noch geschmälert. Sehr erwünscht kam nun die wiederholte Einladung Tycho's, zu ihm nach Prag zu kommen, und den 9 Oktober desselben Jahres gelangte er dahin. Das hochfahrende und geheimnißkrämerische Wesen Tycho's hielt Kepplern sowohl von einer persönlichen Befreundung als auch von einer wissenschaftlichen Förderung fern; dazu kam, daß Tycho Kepplern den versprochenen Gehalt nicht zukommen lassen konnte, und so sah sich dieser abermals in Noth und Mangel. Dennoch schreibt er von Prag aus: „Ich hätte nicht geglaubt, daß in demselben Grade, in welchem die Verfolgung

steigt, auch die Freudigkeit zunimmt; hierdurch läßt sich begreifen, daß es leicht ist für die Religion zu sterben." Goethe, der mit seinem wunderbaren Takte das Innerste der Charaktere herausfand, sagt in der Geschichte der Farbenlehre: „Tycho war bei allen seinen Verdiensten doch einer von den beschränkten Köpfen, die sich mit der Natur gewissermaßen im Widerspruch fühlen, und deßwegen das complizirte Paradoxe mehr als das einfache Wahre lieben und sich am Irrthum freuen, weil er ihnen Gelegenheit gibt, ihren Scharfsinn zu zeigen, da derjenige, der das Wahre erkennt, nur Gott und die Natur, nicht aber sich selbst zu ehren scheint; und von dieser letzten Art war Keppler!" — Keppler kündete Tycho auf, aber dieser starb schon den 24 Oktober 1601, und Keppler wurde von Kaiser Rudolph zum kaiserlichen Mathematiker ernannt. Er nahm nur die Hälfte des von Tycho bezogenen Gehaltes in Anspruch, aber auch dieser wurde nicht gehörig ausbezahlt; er arbeitete indeß emsig fort und schreibt: „Ich stärke mich in dem Gedanken, daß ich nicht dem Kaiser allein, sondern dem ganzen menschlichen Geschlechte diene, daß ich nicht bloß für das gegenwärtige Geschlecht, sondern auch für die Nachwelt arbeite. Steht mir Gott bei und verhilft zu den Kosten, so hoffe ich Etwas zu leisten."

Trotz vieler Mißlichkeiten war doch Keppler jetzt endlich im freudigen Besitze mannigfacher Mittel um seine Forschungen fortzuführen. Schon 1602 erschien von ihm eine Schrift über Astrologie, und 1604 über Optik. Durch das Studium des Genossen Tycho's, des Christian Severin, wurde Keppler auf die Beobachtung des Planeten Mars hingelenkt. „Hätte Christian" schreibt Keppler „einen andern Planeten behandelt, so hätte ich mich auch an denselben gemacht. Ich halte auch dieß wiederum für eine Führung der Vorsehung, daß ich gerade um diese Zeit ankam. Durch die Bewegungen des Mars müssen wir zu den Geheimnissen der Astronomie gelangen oder in ihnen beständig unwissend bleiben." Im Jahr 1609 veröffentlichte nun Keppler seine Schrift über den Planeten Mars, worin er das erste nach ihm benannte Gesetz offenbarte, nämlich: daß die Planetenbahnen Ellipsen seien.

In diesem Jahre gab auch Keppler seine „Neue Astronomie, oder die Naturlehre des Himmels ꝛc." heraus. Mit Recht

sagt er, daß er hier die Physik des Himmels statt der Metaphysik des Aristoteles vortrage. Wenn er schon auf dem Titel sagt „durch anhaltendes vieljähriges Studium ausgearbeitet" so ist das noch sehr bescheiden ausgedrückt, denn alle Männer der Wissenschaft staunen über die ungeheure Ausdauer und den unsäglichen Fleiß, mit dem Keppler seinen Resultaten nachging; er selber sagt: „Wem das Durchlesen dieser mühevollen Rechnungen lange Weile macht, der möge immerhin Mitleid mit mir haben, der ich sie wenigstens siebenzigmal wiederholen mußte, während er sie nur einmal durchlesen darf."

Wenn die Athener von Sokrates sagten, daß er zuerst die Philosophie vom Himmel auf die Erde herniedergebracht — indem er nämlich das menschliche Denken von den in der Luft hängenden willkürlichen Ansichten über metaphysische (übernatürliche) Dinge mehr dem wirklichen Leben und seinen Gesetzen zuwendete — so kann man von Keppler sagen, daß er zuerst die Naturlehre zum Himmel erhoben; er zeigte in dem Lauf der Gestirne dieselben allwaltenden Kräfte und Gesetze, die in der Natur wirken, welche uns näher vor Augen liegt.

Galiläi hielt in Pavia Vorlesungen über Keppler's neue Astronomie.

Schon im Jahre 1607 hatte Keppler über den damals erschienenen Kometen Beobachtungen angestellt, und dieselben in deutscher Sprache veröffentlicht.* Die Art wie umsichtig und doch wiederum wie offen Keppler die sterndeuterischen Ansichten darstellte, ist von besonderer Bedeutung. Der allgemeine Glaube hielt solche Kometen fast noch bis in unsere Tage herein für ein außer der gewöhnlichen Weltordnung stehendes Wahrzeichen des Himmels; Keppler aber sagt, „solcher Kometen halte ich der Himmel so voll sei, als das Meer voller Fische" er sagt, er könne über seine geschichtliche Bedeutung für die Menschen „nur rathen aber nicht errathen" und wünscht: „Wollte Gott, daß Alle sich warnen ließen und von ihrer

---

* „Ausführlicher Bericht von dem im Monat September d. J. 1607 erschienenen Haarstern oder Kometen und seinen Bedeutungen. Sammt ganz neuen und seltsamen aber wohlbegründeten Diskurs, was eigentlich die Kometen seien, und welchergestalt sie dem menschlichen Geschlecht etwas anzudeuten haben. Gestellt durch Johann Keppler, der römisch kaiserlichen Majestät Mathematicum 1608." Keppler schreibt in seinen deutschen Schriften stets seinen Namen mit pp.

ehrdürstigen Kühnheit abstünden, damit wir insgemein, wie die Kirche bittet, in stiller Ruhe unser Leben vollstrecken möchten." Wie weise und groß war das für die damaligen leidenschaftlich bewegten und verwirrten Zeiten! So lehnte Keppler seine gesunden politischen Ansichten, bei denen er es nicht scheute auf das Einzelne einzugehen, nur äußerlich an die Sterndeuterei an, er bekannte die Unhaltbarkeit dieser letztern und drang auf selbstständige Einsicht, Mäßigung und Frieden. Indeß bedurfte es noch sowohl beim Kaiser als beim Volke der Sterndeuterei um die Astronomie weiter zu bringen; dieß zeigte auch Keppler in seiner 1610 erschienenen Schrift.* Uebrigens erkennt man Keppler's Ansicht wohl, wenn er sagt, daß „die Tochter, die Astrologie, ihre Mutter mit ihren Reizen ernähren müsse," da sonst die Sternkundigen nicht zu leben hätten.

Auch während dieses Zeitraums wurde Keppler von häuslichem und öffentlichem Ungemache heimgesucht. Kaiser Rudolph rüstete sich gegen den neugewählten Gegenkaiser Matthias, aber die eigenen Soldaten Rudolphs plünderten zu Prag und in diesem Tumulte starb die Gattin Keppler's (1611). Auch drei Kinder wurden ihm in diesem Jahre von den Pocken hinweggerafft, und seine Stieftochter machte ihm die Erbschaft von seiner Frau streitig.

Nach dem Tode Kaiser Rudolphs wurde Keppler von Matthias in seinem Amte bestätigt, er reiste 1613 mit dem Kaiser auf den Reichstag nach Regensburg und veröffentlichte eine Schrift zur allgemeinen Einführung des verbesserten Kalenders; aber die protestantischen Stände verweigerten fortwährend die Annahme desselben.

Schon unter Kaiser Rudolph beliefen sich die Besoldungsrückstände Keppler's auf 4000 Thaler, die während der Regierung des Kaisers Matthias auf 12,000 Thaler anschwollen. Keppler schreibt über die Verzögerung der Tychonischen Tafeln, die er herauszugeben hatte: „Ich schonte die Ehre des Kaisers, bei dessen Anweisungen an die Kassenämter ich verhungern müßte, und schrieb nichtswerthe Kalender mit Prog-

---

* „Tertius interveniens: oder Warnung an etliche Theologos, Medicos, Philosophos, daß sie mit billiger Verwerfung des sterngucke-rischen Aberglaubens das Kind nicht mit dem Bade ausschütten."

nostiken; dieß ist etwas besser als betteln. Als mein Töchterchen starb, verließ ich die Tafeln und wendete mich zur Harmonie des Himmels.“ — Keppler nahm nun die ihm angetragene Professur an dem Gymnasium zu Linz an. Von einem hier angestellten Geistlichen, einem geborenen Würtemberger, wurde Keppler vom Abendmahl ausgeschlossen, weil er die Konkordienformel nicht unterzeichnen wollte. Keppler wendete sich deßhalb zur Entscheidung an das Konsistorium zu Stuttgart, dieses aber verwies ihm seine „fürwitzige Natur". Die verehrungswürdigste gewissenhafteste Duldung und den edelsten Freimuth offenbarte Keppler in einem Briefe an seinen Lehrer Mästlin, in dem es nach einer Darstellung über die Auffassung einiger Dogmen heißt: „Wer mich deßhalb von den Sakramenten ausschließt, möge seine Gründe vor Gott verantworten, ich kann sie nicht ändern. Ich könnte alsbald dem Streite ein Ende machen, wenn ich die Konkordienformel ohne Vorbehalt unterschriebe; aber ich kann in Gewissenssachen nicht heucheln. . . Ich will die Brüder nicht richten, die, sie mögen stehen oder fallen, des Herrn und meine Brüder sind. Es ist besser ich sündige, indem ich entschuldige und zum Guten rathe, da ich kein Kirchengelehrter bin, als indem ich anklage, verleumde, verdrehe. Die Jesuiten und Kalvinisten klagen, die Konkordienformel thue ihnen Unrecht im Artikel über die Person Christi, man schreibe ihnen vieles zu, was sie selbst nicht lehren. Wenn ich also ohne jene Punkte anzunehmen, unterschreibe, so werfe ich mich entweder zum Richter auf und erkenne sie des angeklagten Verbrechens schuldig, oder ich werde ihr Ankläger gegen mein Gewissen, das sie in Einigem eher vertheidigt als anklagt.“

Im Jahre 1613 verheirathete sich Keppler abermals mit der wohlgebildeten Schreinerstochter Susanne Rettinger, er wollte seinen „Waisen eine Mutter geben." Aus dieser zweiten Ehe entsprangen sieben Kinder.

Wie schon oft berührt, setzte Keppler in allen Lebenslagen unverdrossen seine Studien fort. Im Jahre 1611 hatte er eine "Dioptrik" herausgegeben, durch die Erfindung der Fernröhre und die vermittelst derselben gemachten Entdeckungen Galiläi's hierauf gelenkt; eine von Keppler angegebene Zusammensetzung der Linsen nennt man das Keppler'sche Fernrohr. 1615 gab er seine Stereometria doliorum heraus, und es wird

besonders hervorgehoben, daß er zuerst den Begriff des Unendlichen in die Mathematik einführte. 1616 erschien von ihm in deutscher Sprache der „Auszug aus der uralten Messekunst ꝛc.“ Im Jahr 1619 gab er sein berühmtes Werk „Harmonie der Welt“ in fünf Büchern heraus, dessen Resultate, wie er selbst sagt, sich auf „siebzehnjährige Forschungen“ stützten, und dieses Werk gilt als eine gereinigtere Ergänzung und Erweiterung des zuerst von ihm herausgegebenen „Vorläufers.“

Keppler widmete dieß Werk dem König Jakob von England. Es ist schön in der Widmung zu lesen, wie Keppler es ausspricht, daß er mitten unter den Verwirrungen des Menschenlebens an der ewigen Harmonie festhält und vertraut daß Gott alle Dissonanzen lösen wird; er fordert den König auf, zur Eintracht und zum Einklang in Kirche und Staat anzuregen und mitzuwirken.

Hier möge nun auch die Darstellung der drei Keppler'schen Gesetze kurz zusammengefaßt werden. In der Schrift über den Planeten Mars hatte Keppler zuerst nachgewiesen, daß sich die Planeten in Ellipsen um die Sonne bewegen müssen, er fand das Gesetz: daß die Geschwindigkeiten sich wie die Quadrate der Entfernungen verhalten, und hierdurch wurde er darauf hingewiesen, daß alle Weltkörper (nicht wie die Alten angenommen hatten, im Kreise oder um einen exzentrischen Punkt) sondern nur in Ellipsen sich bewegen können. Dieß das erste Keppler'sche Gesetz. Durch fortgesetzte Beobachtungen und Berechnungen fand dann Keppler die Falschheit der bisherigen Annahme, daß die Himmelskörper sich gleichförmig bewegen; er beobachtete, daß sich die Planeten in der Sonnennähe am schnellsten, in der Sonnenferne am langsamsten bewegten, er gelangte hierauf zu dem zweiten Gesetze: daß die Planeten in gleichen Zeiten gleiche Flächen ihrer Bahn beschreiben. Dieß das zweite Keppler'sche Gesetz. Zur Erklärung dieses, das aus der kreisförmig sich ausbreitenden Anziehungskraft der Sonne erfolgte, hatte er angenommen, daß die Sonne sich um sich selbst bewege. Keppler hatte die hohe Genugthuung, daß sich diese Annahme durch Erfindung der Fernröhre und durch die Beobachtungen Galiläi's bestätigte, er gelangte zu dem was er anstrebte, zu einer „Himmelskunde ohne willkürliche Annahmen.“ Das in der „Harmonie der Welt“ enthaltene dritte Keppler'sche Gesetz entdeckte er

am 15 Mai 1618, nämlich: daß die Quadrate der Umlaufszeiten der Planeten in kubischem Verhältnisse ihrer Entfernungen stehen.

Wie tief Keppler selbst die Erhabenheit und siegende Macht seiner Lehre empfunden, ersieht man aus seinen Worten, wenn er auf die Ptolemäische Lehre zurückschauend, in dichterisch prophetischer Weihe sagt: „Was hält mich ab in heiligem Eifer den Sterblichen frei zu verkünden, ich habe die goldenen Gefäße der Aegypter entwandt um weit von den Marken Aegyptens meinem Gotte einen Tempel damit zu weihen. Verzeiht ihr mir, so nehme ich es mit Freuden hin, zürnet ihr, so trage ich's geduldig; der Würfel ist gefallen, ich schreibe mein Werk, sei es für meine Zeitgenossen oder für die nachkommenden Geschlechter, es mag wohl hundert Jahre auf seinen Leser warten, hat ja Gott selber sechs Jahrtausende auf einen Betrachter gewartet." Wie selig mußte sich die Brust des bescheidenen demuthsvollen Keppler heben, als er diese Worte schrieb. Am Schlusse seines Werkes sagt er dann: „Ich danke dir o Herr und Schöpfer, der du mich erfreutest durch deine Schöpfung, da ich entzückt war über das Werk deiner Hände. Ich habe den Ruhm deiner Werke den Menschen offenbart, soweit mein beschränkter Geist deine Unendlichkeit fassen konnte. Habe ich etwas vorgebracht, das deiner unwürdig ist, oder habe ich eigenen Ruhm gesucht, so verzeihe mir gnädiglich."

Das Gesetz der stetigen Harmonie, das Keppler in allem Leben, im Lauf der Gestirne, in der Körper- und Geisteswelt, in der Musik ꝛc. nachwies, ist von hoher Bedeutung, nicht nur für die Wissenschaft sondern auch für die Bildungsgeschichte der gesammten Menschheit. Diese übereinstimmende Ordnung im All erquickte und erhob die erkennenden und nach reiner Erkenntniß strebenden Geister; freilich mißstimmte sie noch den großen Haufen der Gelehrten und Ungelehrten, all die süßen Schauer der wunderbaren Ueberraschungen verschwanden, eine strenge Ordnung hielt und leitete Alles; aber Keppler zeigte, daß die Majestät und Größe Gottes nicht bloß dann anerkannt wird, wenn man seine Werke als unerklärbare oder unerklärte Erscheinungen — als Wunder hinnimmt, sondern noch viel mehr und tiefer, wenn man ihre ewigen Gesetze erkennt.

Die Wirren des Menschenlebens rissen Keppler auch jetzt wieder auf einige Zeit aus seinen hohen Bahnen. Schon seit

mehren Jahren ward er durch Briefe aus der Heimath beunruhigt, da seine Mutter als Hexe angeklagt war. Es ist empörend, wenn man die neuerlich veröffentlichten Akten dieses langwierigen Prozesses liest, * zu welchen Gräueln damals noch der Aberglaube verleitete. Keppler eilte 1620 nach Hause, er mußte hier lange verweilen, rettete indeß seine Mutter, die aber bald darauf (1622) starb.

In diesen Jahren der Unruhe erschien von Keppler „Inbegriff der kopernikanischen Himmelskunde“ (4 Bde. 1618 bis 1622) worin er Untersuchungen über das Gesetz der Schwere anstellte, die die Grundlage zu dem nachmals von Newton ausgeführten Gesetze enthalten. Dieß wird neuerdings von den Engländern selber bekannt, wie sich dieß in der Schrift von Robert Small „über die astronomischen Entdeckungen Keppler's“ (London 1804) ergibt. Auch noch andere kleinere Schriften verfaßte Keppler in dieser Zeit.

Im Jahr 1617 hatte Keppler einen sehr annehmbaren Ruf an die Universität zu Bologna erhalten; er aber antwortete: „Ich bin der Nation (Geburt) und dem Geiste nach ein Deutscher, an deutsche Sitten gewöhnt . . . von frühester Jugend an war ich in Wort und That stets ein offener Deutscher; diese Gewohnheit könnte mir in Bologna wo nicht Gefahr, doch übeln Ruf und Verdacht zuziehen. . . . Es wird mir daher dem Willen des Kaisers gemäß, wie bisher, auch fernerhin gegeben seyn, die deutsche Tugend zu bethätigen, deren Kraft wie Ihnen wohlbekannt die ist, daß keine Kriegsgefahren den Soldaten, keine noch so glänzende ihm eröffnete Stellung den Schriftsteller von seinem Kaiser gegen dessen Willen abwendig machen kann.“ In der Vorrede zur Harmonie der Welt hatte er ebenfalls gesagt: „Ich habe dieses als deutscher Mann nach deutscher Art und Freiheit geschrieben, die dem philosophischen Freimuthe Sicherheit gewährt.“

Die Geschichte der deutschen Gelehrten muß noch vielfach umgeschrieben werden. Es ist ein allbekannter Satz, daß die

---

* Sie finden sich in Breitschwert's Leben Keppler's (Stuttgart 1831) Ich bin dieser Biographie überhaupt vielfach gefolgt; auch habe ich in dem Buche „Schwaben wie es war und ist“ (Karlsruhe 1842) den Abschnitt über Keppler benützt; ferner bin ich gefolgt: Kästner, Geschichte der Mathematik (Bd. 4). Sehr lichtvoll ist auch die Biographie Keppler's von Dalande in der Biographie universelle.

Wissenschaft kein Vaterland hat; von der Wissenschaft mag das vollkommen gelten, sie ist, wie die Religion, ein Ergebniß des gesammten Menschengeistes, und kann unabhängig von Land und Stamm betrachtet werden. Man ging aber weiter, auch die Gelehrten sollten kein Vaterland haben, in einer erdichteten Gelehrtenrepublik sollten sie ihre einzige Heimath finden, und von hier an begann der Irrthum, die Unmännlichkeit, die läppische oder wichtigthuerische Ueberhebung, die sich bis in unsere Zeiten fortspann. Man bekümmerte sich um alles eher, als um die Schicksale des Vaterlandes, die Gelehrten wollten nicht im natürlichen Boden des Nationaldaseins wurzeln, Wind und Wetter mit Allem theilen, sondern wie Orangeriepflanzen in eigenen Kübeln stehen, und wenn es draußen rauh wird, im gemachten Sommer des Treibhauses geborgen sein. Die Gelehrten gehören aber zunächst ihrer Nation, ihrem natürlichen Boden, und dann erst hievon aus der gesammten Menschheit an. — Keppler, für eine Wissenschaft wirkend, die am wenigsten von allen im Zusammenhange mit einer besondern Völkerschaft steht, fühlte doch, daß er selber innig verwachsen mit dem Wesen seines Volkes war, und er wollte und konnte nur ihm angehören; trotzdem seine Nation ihn wenig hob und stützte, erkannte er es doch, daß wir nie und nimmer in feigem Mißmuthe uns von unserer Nation abwenden dürfen, um so den Dolch in die eigene Brust zu stoßen.

Im Jahre 1618 war Kaiser Matthias gestorben, der beginnende dreißigjährige Krieg unterbrach auch Keppler's Arbeiten; er hatte es schon seit 1601 übernommen, die Beobachtungen und Berechnungen Tycho's herauszugeben, endlich erhielt er nun zur Bestreitung der Kosten eine Anweisung auf die Reichsstädte Nürnberg, Memmingen und Kempten, er reiste selber nach den genannten Städten um die Gelder einzutreiben, obgleich er nur einen Theil derselben erhielt, erschienen die „Rudolphinischen Tafeln" doch endlich 1627.

Man hat es mit Recht als ein Zeichen der rücksichtslosen Anhänglichkeit Keppler's hervorgehoben, daß er die Tafeln nicht nach dem eben regierenden Kaiser Ferdinand benannte, sondern nach dem, der ursprünglich ihre Herausgabe angeordnet hatte. Die Erben Brahe's widmeten indeß dieß Werk dem Kaiser Ferdinand, und das Schreiben, das Keppler hierzu fertigte, ist von höchstem Interesse für seine Lebensgeschichte. Er

benutzte die Beobachtungen Tycho's und gründete sie auf sein eigenes System.

Im Jahr 1628 erhielt Keppler aus dem kaiserlichen Schatze 4000 fl. und für die übrigen Besoldungsrückstände eine Anweisung auf Wallenstein, Herzog von Friedland, in dessen Dienste er nun zu Sagan trat. „Ich werde vom Schicksal hin und her geworfen und kann nicht nach eigenem Ermessen handeln," schreibt Keppler damals. Auch zu Sagan verfaßte er mehre Schriften, deren Veröffentlichung er aber nur zum Theil erlebte. Wallenstein liebte die Himmelskunde, aber Keppler huldigte seinen sterndeuterischen Ansichten nicht, und er benutzte hierfür seinen Zeno, aus Schillers Dichtung als Seni wohl bekannt. Auch von Wallenstein erhielt Keppler kein Geld, er reiste deßhalb im Oktober 1630 zu dem versammelten Reichstage nach Regensburg und zwar zu Pferde, und wie sich aus seinen Habseligkeiten ergibt, gewaffnet; er kam kränklich an, die Hintansetzung seiner Angelegenheiten berührte ihn tiefschmerzlich, er verfiel in eine schwere Krankheit und starb den 15. November 1630 in seinem neunundfünfzigsten Lebensjahre. —

Durch ein Sinngedicht Kästner's ist es eine vielverbreitete irrthümliche Ansicht, Keppler sei buchstäblich des Hungertodes gestorben; die amtliche Urkunde seines Nachlasses zeigt, daß er nächst dem sich zu hohen Summen belaufenden Verzeichniß der Besoldungsrückstände, noch baares Geld und Kostbarkeiten bei sich hatte.

Wenn Herder beim Rückblicke auf das Leben und den Tod Keppler's ausruft: „Großer, guter, armer, frommer, gedrückter verfolgter Keppler, du lebtest in Deutschland," so liegt hierin minder ein Vorwurf für unsere Nation als der Schmerz, daß die innerlich reichste Nation durch Zerstückelung und innern Kampf fast noch nie in der Lage war, ihren großen Männern ein beglücktes Leben zu bereiten. — Goethe sagt: „Wenn man Keppler's Lebensgeschichte mit demjenigen, was er geworden und geleistet, zusammenhält, so geräth man in ein frohes Erstaunen, indem man sich überzeugt, daß der wahre Genius alle Hindernisse überwindet."

Die Familie Keppler's befand sich in großer Dürftigkeit, sein Sohn Ludwig gab 1634 eine nachgelassene Schrift seines Vaters heraus, die übrigen Manuscripte sind durch mannig-

fache Schicksale nach St. Petersburg gekommen, und sind bis jetzt noch ungedruckt. Nach öffentlichen Mittheilungen haben wir nächstdem eine Gesammtausgabe der Keppler'schen Schriften und eine umfassende Darstellung seines Lebens zu erwarten.

Keppler's Sohn starb kinderlos als Arzt zu Königsberg und mit ihm erlosch die männliche Nachkommenschaft Keppler's. — Plato behauptet einmal: die Thatsache, daß so viele der größten Geister keine männlichen Nachkommen mehr hätten, sei ein Fingerzeig, daß sich keine vom Genie ausgehende Aristokratie bilden solle; wir Deutschen haben dieß besonders schmerzhaft erfahren, wie von Keppler, so sind auch von Luther, Leibnitz, Lessing, J. Möser, Klopstock, Friedrich Richter und vielen Anderen, keine männlichen Nachkommen mehr vorhanden; im Geiste der Nation und der Menschheit lebt die Nachkommenschaft ihres heilig gehaltenen Namens; die Nation ist Träger ihres Namens und kein Einzelner mehr.

Keppler war auf dem Kirchhofe zu St. Peter auf den Außenwerken Regensburgs begraben worden. Als 1633 Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar Regensburg stürmte, verschütteten die eingestürzten Festungswerke das Grab Keppler's. Auch das hat Keppler mit so vielen Heroen der Menschheit von Moses und Lykurg bis auf neuere Zeiten gemein, daß der Ort, wo ihre irdische Hülle ruht, nicht genau mehr erkenntlich ist — aufgegangen in ihrer Einzelnheit leben sie fort im gesammten All.

Im Jahr 1808 ließ Karl von Dalberg, damals Bischof zu Regensburg, auf den zu schönen Anlagen umgewandelten Stadtwällen Kepplern ein sinnreiches Denkmal errichten.

Berthold Auerbach.

Justus Möser.

Der Vater des würdigen Mannes, dessen Leben hier erzählt werden soll, war zuletzt Kanzleidirektor und Konsistorialpräsident in Osnabrück, wo auch Justus Möser am 14 Dezember 1720 geboren wurde.

Justus Möser selbst hat verschiedentlich sein Leben aufzuschreiben begonnen, mit all der Laune und Ehrlichkeit, wie wir sie beständig in seinen Schriften anzutreffen pflegen.

Die eine dieser Erzählungen beginnt: „Sie wollen, ich soll Ihnen mein Leben beschreiben, und zwar auf eine Art, die mir Ehre mache. Allein Sie haben nicht bedacht, daß ein Mann, von dem man immer sagt: er sitzt und schreibt, wenig erlebt; und wenn er sich eidlich verpflichtete, Alles, was ihm anvertraut werden würde, mit sich in's Grab zu nehmen, noch weniger zu erzählen hat.“

Eine andere solche Erzählung fängt so an: „Es scheint vielen Männern sehr leicht geworden zu seyn, ihr eigenes Leben zu beschreiben; mir aber wird es schwer; nicht sowohl, weil ich nicht eben so gut als ein Anderer schreiben kann, ich sei den 14. Dezember 1720 geboren, und von meinen lieben Eltern zur Schule angehalten worden, als weil ich die Aufrichtigkeit in allem liebe; und da ich von mir selber reden soll, solche nicht allemal beachten kann. Die Eigenliebe triumphirt unter allen guten und bösen Eigenschaften, die ich von mir anzugeben weiß und ihr Triumph ist dann am vollkommensten, wenn ich mich in den höchsten Grad der Aufrichtigkeit versetzt habe. Ich habe auch die Schwachheit der menschlichen Tugenden zu genau kennen gelernt; und wenn ich mich nicht unterweilen mit dem Gedanken beruhigte, daß die reine Tugend überall in keiner menschlichen Seele anzutreffen sei, so würde

ich manchen verdrießlichen Augenblick haben, anstatt daß ich jetzt sehr oft über die schlauen und künstlichen Wendungen lache, wodurch mich meine Eigenliebe zu ihrem Zwecke führt. — Mein Glück ist dabei, daß mich die Natur mit einem sehr ehrbaren Gesichte und gerade mit so viel Phlegma beschenkt hat, als nöthig ist, um meine lebhafte Empfindung aller Gegenstände zurück zu halten. Nur in meinem Lehnstuhle, oder an meinem Schreibtische lache ich oft ungesehen und ungehört; aber in Gesellschaften und selbst unter meinen besten Freunden schützt mich mein Phlegma wider alle bittere Ausbrüche meines Herzens. Daher habe ich auch sehr selten Jemanden mit einem Worte, oder mit einer Miene beleidigt, so lange er ein Thor für sich blieb."

Welche große Wahrheitsliebe, welche hohe Rechtlichkeit eines Mannes, der nicht nur als einer der uneigennützigsten und reinsten Charaktere seiner Zeit galt, sondern auch wirklich einer derselben war!

In demselben Aufsatze erzählt Justus Möser eines seiner früheren Jugendereignisse. Nämlich wie er als vierzehnjähriger Knabe, aus Furcht vor einer wohlverdienten Strafe, seinen Eltern entlaufen und nach Münster gegangen war; wo er hungrig ankam, und, weil er kein Geld mitgenommen hatte, sein Brod vor den Thüren suchen sollte. „Ich ging," fährt Justus Möser, um ihn selbst sprechen zu lassen, fort, „von dem Morgen bis zum Abend die Stadt im Kreise herum, wollte immer Jemanden um eine Gabe ansprechen, und konnte kein Wort hervorbringen. Endlich aber brach mir der Hunger den Mund, und ein Mann, dem ich stammelnd meine Noth eröffnete, gab mir sechs Pfennige und den Rath, geschwind wieder zurück und zu meinen Eltern zu gehen. Wie reich war ich nicht mit dieser Summe! Ich kaufte mir Brod, und ging vor das Thor, was nach meiner Vaterstadt führte. Hier setzte ich mich müde an einem Bach nieder, um zu trinken, und eine Weibsperson, die, wie ich nachher erfuhr, eine Landstreicherin war, ward mein Engel. Ich erzählte ihr meine Noth, und weil sie eben den Weg wollte, welchen ich zu gehen hatte, so nahm sie mich mit, brachte mich Nachts in eine Bauernscheune, und versorgte mich des andern Tages von dem Brode was sie bettelte; doch lernte ich auch von ihr zum Erstenmal ein Ei in der Asche kochen. Nachdem ich aber vier Meilen

mit ihr zurückgelegt hatte, begegnete mir schon mein Lehrmeister, den meine Eltern bei mir hielten, und der mir, sobald er meine Flucht vernommen, zu Fuße nachgeeilt war. Ich mußte also meine getreue Gefährtin verlassen, und dieses geschah ohne Thränen. Meine Eltern waren froh, ihren verlorenen ältesten Sohn wieder zu haben, und auf Vorbitte meines Großvaters, des Bürgermeisters Elberfeld, ward mir die Strafe geschenkt."

Möser schrieb diese aufrichtigen Notizen über sich, als er längst in die Mannesjahre eingeschritten und zu ansehnlichen Aemtern und Würden gelangt war. Nicht ein jeder Geheimer Justizrath hätte das gethan und noch dazu in einer Zeit, wo nicht bloß die Menschen, sondern auch die Verhältnisse mächtig lange Zöpfe trugen. Dabei hallte jenes Ereigniß längst entschwundener Zeit noch in anderer, ebenfalls höchst liebenswürdiger Weise in der Brust des Mannes und Greises Möser nach. Die Noth, in welcher er damals gewesen, hatte in ihm den Entschluß hervorgebracht, niemals einem Bettler eine Gabe zu versagen. Das war bekannt geworden, selbst in dem berühmten Badeorte Pyrmont, wohin er in der letzten Zeit seines Lebens sommerlich zu gehen pflegte, nicht um Bad und Brunnen, sondern den Umgang mit Freunden zu gebrauchen. Und so sahen ihn oft da seine Freunde, ehe er wegfahren wollte, umringt von Bettlern, denen er mit zutraulicher Miene und oft mit theilnehmenden Worten einem nach dem andern mit größter Geduld austheilte, so lange noch einer da war.

In der erstangeführten Stelle einer seiner begonnenen Lebenserzählungen deutete Möser ein Verhältniß an, von dem man nicht sagen kann, daß er sein Opfer war, das aber doch eben so sehr seine Wirkung als Staatsmann wie als populärer Schriftsteller beschränkte. Es war dieß Verhältniß ein Abschnitt der damaligen Zustände in Deutschland überhaupt, — Zustände, deren wir noch ähnliche, aber nicht mehr so zwerghafte und stellenweise wahrhaft unsinnige unter uns finden. Nikolai, dessen "Leben Justus Möser's" vor des Letzteren, nach seinem Tode erschienenen „Vermischten Schriften" (2 Theile, Berlin und Stettin, 1797, 1798) wir hier Manches entnehmen, sagt hierüber: „Möser hatte Zeitlebens auf ein ganzes Land den wichtigsten und wohlthätigsten Einfluß; aber auf ein Land, das klein, und dessen innere Verfassung in Deutschland

nur Wenigen bekannt ist. Seine Schriften haben einen ganz originalen Charakter, und erheben den Verfasser zu einem der ersten deutschen prosaischen Schriftsteller; aber wegen der beständigen Beziehung auf das, was ihm am Nächsten lag, sind sie in Deutschland bei Weitem nicht genug bekannt und gelesen. Er besaß seltene Weltkenntniß, Menschenkenntniß und gesellige Tugenden, die aber nur in einem eingeschränkten Zirkel, obgleich ganz ausgezeichnet, glänzten."

Die nachstehend anzuführenden Thatsachen werden das Vorbemerkte erläutern und allerdings auch zum großen Theile bestätigen.

Möser hatte in den Schulen seiner Vaterstadt Osnabrück bei viel Fähigkeit zugleich eben so viel eigenthümliche Laune und von Innen herausarbeitende Thätigkeit gezeigt. 1740 und 1741 studirte er in Jena, 1742 zu Göttingen die Rechtswissenschaft. Noch im nämlichen Jahre finden wir ihn als Sekretär der Ritterschaft in Osnabrück, 1744 als Advokaten daselbst, 1746 verheirathete er sich mit der Tochter des Geheimen Sekretärs Brouning in Osnabrück, und schon im Jahr 1747 wurde ihm die ehrenvolle und wichtige Stelle eines advocatus patriae in seiner Vaterstadt übertragen. In dieser Eigenschaft lag ihm ob, die Rechtshändel zu führen, welche der ganze Staat mit Auswärtigen sowohl als mit Einheimischen hatte, und er entwarf alle dazu nöthige gerichtliche und außergerichtliche Handlungen.

Möser war durch seine Mutter frühe in der französischen Sprache unterwiesen worden. Dieses führte ihn zum Lesen und Studiren französischer Schriftsteller, und der deutsche Kernmann wurzelte zuerst in lockerem aber feinem französischen Boden. Als Möser sich seinen eigenen Hausstand gegründet hatte, nahmen seine Frau, an Geist, Herz und Kenntnissen eines Mösers würdig, und einige geistvolle und liebenswürdige Freunde und Freundinnen Theil an diesem Bildungsgange. Dabei lernte er nun auch noch englisch und italienisch, und las die ausgezeichnetsten Schriftsteller dieser Länder. Aber mehr als alles das wirkten auf Möser seine eigenthümlichen Geschäftsverhältnisse, wiedergestrahlt in noch einem anderen Spiegel, als dem der gewöhnlichen Hauslaterne; wiedergestrahlt im Spiegel eines warmen Herzens, eines geistvollen Kopfes, einer eigenthümlichen Laune und vollendeter Redlichkeit.

Osnabrück war damals noch nicht die wohlbekannte durch Bürgertüchtigkeit ausgezeichnete Stadt des Königreichs Hannover, sondern die Hauptstadt eines gleichnamigen Bisthums, eines geistlichen Staates also, der in seinen obersten Behörden gar wunderlich zusammengesetzt war. Fünfundzwanzig Domherren, worunter drei lutherische seyn mußten, wählten den Regenten; dieser Regent, der Bischof, konnte aus den katholischen Domherren des Kapitels selbst gewählt werden; aber schon länger als zweihundert Jahre wählte man dazu auswärtige Prinzen; und dabei wechselte die Wahl zwischen einem Katholiken und einem Protestanten, einem zum Cölibat Gezwungenen und einem Verheiratheten, einem deutschen katholischen Edelmann von sechszehn Ahnen und einem Prinzen aus dem deutschen Kurhause Braunschweig-Lüneburg. Die eigenthümlichen Verhältnisse, welche hieraus entsprangen, noch mehr zu verwickeln, bestanden neben dem regierungsfähigen Domkapitel die Ritterschaft oder die Eigenthümer der Burgsitze. Diese hatten die Landtagsfähigkeit im ritterschaftlichen Collegium, waren an Geburt und Ahnen den Domherren gleich, an Interesse oft von ihnen abgesondert, voll des unmittelbarsten Einflusses auf die Landesgeschäfte. Und in Osnabrück war noch dazu der größte Theil der landtagsfähigen Ritterschaft protestantisch, während das Domkapitel größtentheils katholisch war.

Seit 1729 hatte der Kurfürst von Köln, Clemens August, ein geborener Prinz von Baiern, auch als Bischof über Osnabrück geherrscht. Aber während des siebenjährigen Krieges war der Bischof, als zur österreichischen Partei gehörig, von der verbündeten Armee so gut wie entsetzt worden. Die von ihm zur Regierung verordneten Personen führten dieselbe, gemeinschaftlich mit einigen landständischen Deputirten, nach dem Willen des kommandirenden Generals, bis zum Februar 1761, wo der Kurfürst starb. Nun trat die während der Erledigung des bischöflichen Sitzes gewöhnliche Regierung des Domkapitels ein, bis zum Jahr 1763. Die Reihe des Gewähltseyns war diesmal an dem protestantischen Hause Braunschweig-Lüneburg, und der König von England, als Chef jenes Hauses, sendete, wie man eine angefallene Festung vorläufig besetzt, zwei Hannöversche Commissarien nach Osnabrück zur Landesregierung. Gleichzeitig befahl er allen Einwohnern des kleinen Staates, denselben zu gehorchen. So blieb es bis 1764. Da geschah,

daß der König seinem nur sieben Monate alten Sohne die osnabrückische Bischofsmütze zuwandte: ein Ereigniß, welches zunächst zu einigen Zwistigkeiten zwischen dem Hof in London und dem Domkapitel in Osnabrück führte, hiernächst aber eine zwanzigjährige Vormundschaft über den minderjährigen Bischof und eine entsprechende Regentschaft im Gefolge hatte.

Diese wunderlich verschlungenen Verhältnisse hatten kein großes geographisches Bereich, aber sie waren mannigfaltig und für den näher Stehenden bedeutsam genug, Menschen und ihre entgegengesetzten Interessen, die Art, wie sie dieselben in's Werk zu setzen suchten, und die Gesinnung, mit welcher sie ihren Triumph oder ihr Unterliegen begleiteten, genau kennen zu lernen. Hat der Beobachter in solchem Falle Gelegenheit, Löbliches und Unlöbliches wenn auch nicht immer in der Ansicht, doch in dem Verfahren *beider* Theile zu finden, (und sie wird ihm nicht mangeln), so bereitet sich dadurch in ihm eine Toleranz, welche, obgleich bei *sachlicher* Entschiedenheit, doch jeder *Person* ihren Theil an Lob oder Tadel zumißt. Und dieß wird noch gesteigert, wenn, wie hier, der Beobachter inmitten der Parteien gestellt, nur dann hoffen darf, etwas Ersprießliches zu wirken, wenn er sich das Vertrauen einer jeden derselben erhält. In diesen Verhältnissen und in der vorwiegenden Bildung seiner Eigenschaft als Rechtsgelehrter fußte dann auch der Umstand, daß Möser alle Gegenstände gern von mehren Seiten betrachtete, gern von mehren Seiten dieselben literärisch behandelte. Freilich verband sich damit auch seine hin und wieder merkliche Neigung zu auffallenden Behauptungen und zur Vertheidigung von Sätzen, welche nicht ganz mit dem sonstigen liberalen Sinne Möser's übereinzustimmen schienen; wie z. B. des Instituts der Leibeigenschaft *als Institut*. Aber theils hielt er dem durch sein anderes Ich, indem er die Leibeigenschaft in ihrer Anwendung zu *mildern* suchte, das Gegengewicht; theils war die Leibeigenschaft in Osnabrück wirklich mild und eben so keine Hoffnung, daß die dortigen regierenden Güterbesitzer die Leibeigenschaft *als Institut* aufgaben.

Möser selbst sprach sich über seine Politik in diesen Dingen in einem Briefe so aus: „Ich wünschte nicht gern in den Verdacht zu kommen, daß ich als Pro und Contra über viele Gegenstände hie und da mit bloßem Muthwillen behauptet

hätte. Sehr wichtige Lokalgründe haben mich dazu genöthigt und ich würde gewiß dem Leibeigenthum einen offenbaren Krieg angekündigt haben, wenn nicht das hiesige Ministerium und die ganze Landschaft aus lauter Gutsherrn bestände, deren Liebe und Vertrauen ich nicht verscherzen kann, ohne allen guten Anstalten zu schaden." Daß Möser dagegen in andern Dingen, wo ihm keine solche materiellen Bedenken entgegenstanden, kühn und entschieden vorwärts ging, ergeben unter Andern seine beredt und hochherzig ausgesprochenen Ansichten über bessere Bildung unseres deutschen Rechts, welche auf's Genaueste mit dem zusammen hängen und eigentlich dasselbe sind, was heute mit Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens und mit Geschworenengerichten bezeichnet wird.

Daß die Rücksicht, welche Möser geschäftlich und literärisch auf die ihn umgebenden Verhältnisse und Personen nahm, keineswegs in scheues Rücksichtnehmen ausartete, ist übrigens eben so gewiß. Als Advokat war er ein Sachwalter der Unterdrückten im edelsten Sinne des Wortes. Er war unter allen Advokaten im Stifte Osnabrück der Einzige, welcher gegen den damaligen Statthalter und Geheimerathspräsidenten, den Domprobst von K., die Feder führte. Ueberhaupt war er mit warmem Eifer Advokat. Diese seine Lieblingsbeschäftigung in seinen besten Jahren hatte gewiß keinen geringen Einfluß auf die in seinen Schriften so auffallende Manier, Gründe und Gegengründe gleichsam einander entgegen aufzuführen, ja wohl gar Gründe für eine Meinung aufzusuchen, welche nicht eigentlich die seinige war. Auch beförderte seine Praxis als Advokat wahrscheinlich bei ihm die Neigung zu Studien, welche ihn nachher so sehr auszeichneten. Wenn er z. B. in einem Rechtshandel deutlich auseinander setzen sollte, in wiefern einem Stande oder einem Gute die Befreiung von einer Steuer oder einer Gerichtsbarkeit zustehe? welche Rechte der Landesherr, oder der Gutsherr gegen die Bauern, der Verfassung gemäß, habe? ob die Geistlichkeit, nach der ersten Einrichtung, statt der unter der Benennung des Zehnten erhobenen Abgabe nunmehr den zehnten Theil aller Naturprodukte zu fordern habe? u. dgl. mehr, so mußte er nothwendig die ältere Geschichte und Verfassung seines Vaterlandes befragen, und dadurch entwickelte sich bei ihm der Keim zu vielen gelehrten Untersuchungen, welche nachher in seinen patriotischen Phantasien und

in seiner Osnabrück'schen Geschichte so herrliche Früchte trugen.

Möser's Talente als Advokat, sowie daß die protestantische Partei im Lande, besonders die Ritterschaft, ihn als ihre vorzüglichste Stütze gegen die damals übermächtige katholische Geistlichkeit ansah, machten, ehe er sich noch einen Namen als Schriftsteller erworben hatte, ihn auch außerhalb seines kleinen Vaterlandes auf ehrenvolle Weise bekannt. Der berühmte hannöverische Premierminister G. A. von Münchhausen, bot ihm in den ersten Jahren des siebenjährigen Krieges die Stelle eines Oberappellationsgerichtsraths in Celle an. Möser aber verbat dieselbe, theils wegen seiner Abneigung vor einem richterlichen Amte überhaupt, theils auf das dringende Bitten osnabrückischer Patrioten.

Gerade jener siebenjährige Krieg aber nahm Möser auch auf eine Weise in Anspruch, welche seine Welt- und Menschenkenntniß erweiterte, seine Geschäftsthätigkeit auf bis dahin ihm praktisch noch unbekannte Bahnen führte, und den um seine Heimath schon erworbenen Verdiensten neue zufügte. Die verbündete Armee, dem Hochstifte feindlich, legte diesem bei ihrem Einrücken Lieferungen und Brandschatzungen aller Art auf. Minderungen hierin zu erwirken und überhaupt ein leidliches Verhältniß mit den Führern der verbündeten Armee zu unterhalten, mußte Möser derselben nachreisen und hielt sich zuweilen Monate lang im Winterquartiere auf. Die allgemeine Stimme sagte damals, daß durch Möser's Verhalten hierbei, durch seine Einsicht, seine Uneigennützigkeit, seine Art, die wahre Lage der Sachen in's Licht zu setzen, seine einfachen Plane, Alles soviel möglich zu wechselseitiger Zufriedenheit bald zu endigen, und endlich durch das Offene und Gerade in seinen Handlungen, gewiß dem Lande einige hunderttausend Thaler und sehr viele Unannehmlichkeiten gespart worden seien.

Hatte Möser bei dieser Gelegenheit Männer des Lagers und Verhältnisse des Kriegs näher kennen gelernt, so brachte ihn das Ende des siebenjährigen Krieges verwandten Anlaß — nämlich Liquidation von Lieferungen und Betreibung der Bezahlung derselben — zu Männern des Hofes und in die große Themsestadt. Acht Monate blieb er in London, und man kann sich denken, welch' reiche Garben sein nimmer müder Beobachtungsgeist hier einsammelte.

Die Ernennung des jungen Prinzen Friedrich zum Bischofe veranlaßte unter Andern auch Möser, sich staatsrechtlich darüber auszusprechen. Er that's für die Vormundschaft des Prinzen durch dessen Vater, den König von England, und stritt gegen die Ansicht des Domkapitels, welches, weil der minderjährige Regent ein Bischof sei, bis zu dessen Volljährigkeit das Land aus eigener Macht und unabhängig zu regieren verlangte. Wie gewöhnlich in der Welt schlug hier erfolgreicher als jede staatsrechtliche Abhandlung die Macht durch. König und Domkapitel schlossen einen Vergleich, worin dem Verlangen des Ersteren im Wesentlichen genügt wurde. Er behielt nämlich die Regierung über das Hochstift Osnabrück, und Möser bekam vom Könige insgeheim den Auftrag, daß nichts zur Ausführung beschlossen werden sollte, ehe er sein Gutachten darüber gegeben hätte, die Sachen möchten nun vor den hannöverschen Minister in London, oder vor die Regierung, oder vor die Landschaft gehören.

Das heißt: Möser war während der Minderjährigkeit des Bischofs, also an zwanzig Jahre lang, nicht dem Titel und Range nach, aber in der That, der erste Rathgeber des Regenten, und hatte unmittelbaren Einfluß auf die wichtigsten Regierungsangelegenheiten. Es läßt sich für einen angesehenen Geschäftsmann nicht leicht eine schwierigere Lage denken. Viel später, bei Gelegenheit seines Amtsjubiläums, äußerte sich Möser persönlich darüber: „Ich kann mit Wahrheit sagen, daß mich in den fünfzig Jahren Vieles erfreuet, wenig betrübt und nichts gekränkt hat, ungeachtet ich in sehr besondern Verhältnissen stehe, indem ich Herren und Ständen zugleich diene, für Diese die Beschwerden und für Jene die darauf zu ertheilenden Resolutionen angebe, et sic vice versa.“ Der Einsichtsvollste hätte hier scheitern können. Aber es ist ein Beweis der seltensten Geschäftsgaben, verbunden mit unerschütterlicher Rechtschaffenheit, Uneigennützigkeit, Klugheit und Billigkeit, daß bei so manchen vorkommenden äußerst verwickelten Fällen Jedermann mit Möser zufrieden war, auch nachdem der Bischof wirklich zur Regierung kam.

1762 hatte Möser zu seinen andern Aemtern noch die Stelle eines Justitiarius beim Kriminalgerichte in Osnabrück erhalten, legte aber 1768 dieselbe nieder, als er in die wichtige Stelle eines geheimen Referendars bei der Re-

gierung eintrat. Ueber eine im Jahr 1769 ihm gewordene Zulage und dabei ihm angebotenen Titel schrieb Möser: "Sowie mir die neue Zulage ohne mein Wissen, und ich möchte sagen, wider mein Verlangen zugelegt war, indem ich auf mehrmaliges Sondiren der Regierungsräthe erklärt hatte, wie ich in Allem genug hätte, und doch nicht mehr als einen Pudding auf den Tisch bringen lassen wollte, wenn ich auch zehnmal so viel einzunehmen hätte; ebenso hatten sie noch an einen neuen Rang und neuen Titel für mich gedacht: ich schrieb deßwegen bei Gelegenheit der Danksagung für die Zulage an den Minister, daß er mich ja mit Titeln und Hörnern verschonen möchte, indem ich das Recht durch einen Zaun zu kriechen nie daran geben wollte." Vielleicht noch merkwürdiger als diese Offenheit ist die freundliche Art, wie der Minister sie aufnahm, indem er antwortete: „Was den Titel anbetrifft, so denke ich wie Euer Wohlgeboren, daß es eine sehr gleichgültige Sache für einen verdienten Mann ist;" u. s. w., und dann seinen Brief schloß: „Wenn es einst so weit in einem Lande kommt, daß die Ehrenstellen darnach gerechnet werden, wie man sich um das gemeine Beste verdient macht, so halte ich es für glücklich." — Erst im Jahre 1783, bei dem wirklichen Regierungsantritte des Fürstbischofs, nahm Möser auf wiederholtes Verlangen der Regierung den Titel als Geheimer Justizrath an.

Wie vielseitig, emsig und tiefgehend Möser's geschäftige Thätigkeit aber auch war, und überhaupt in wie mannigfaltige Verhältnisse er sich versetzt sah, nie verlor er den innigen Sinn für Moralität und Tugend, die Frucht reifen Nachdenkens im einsamen Studierzimmer; nie den Sinn für häusliche Glückseligkeit, für Menschlichkeit, für Theilnahme am Wohle Anderer, für Mitleiden und für alle feine Empfindungen und gesellige Tugenden, die vorzüglich seinem eigenen häuslichen und freundschaftlichen Zirkel eigen waren.

Der Vorsatz, solche für die Menschheit und die bürgerliche Gesellschaft wohlthätige Gesinnungen unter seinen Mitbürgern zu befördern, gab Gelegenheit zu den Aufsätzen, welche ihn in der zweiten Hälfte seines Lebens am meisten beschäftigten. Sie wurden nachher unter dem Titel: „Patriotische Phantasien" in vier Bänden zusammengedruckt, und er ward dadurch hauptsächlich in ganz Deutschland als einer der vorzüglichsten Schriftsteller bekannt.

Im Oktober des Jahres 1766 fingen nämlich die Osnabrück'schen Intelligenzblätter unter Möser's Aufsicht an, und blieben unter seiner Aufsicht bis in die Mitte des Jahres 1782. Er hatte im Sinne, in diesen Blättern den Einwohnern des Landes von den Landtagsverhandlungen, von den Gesetzen und der Verfassung des Landes Nachricht zu geben, wozu er die Materialien aus seinem eigenen Geschäftskreise nahm; aber eine andere Absicht, welche er weniger öffentlich ankündigte, war: verbannten Wahrheiten unter einer angenehmen Hülle unvermerkt Eingang zu verschaffen, und „nützliche Wahrheiten, die ihm von seiner Erfahrung aus dem täglichen Leben in die Hand gegeben wurden, auf eine dringende Art einzuprägen," menschlichere Gesinnungen mehr zu verbreiten, häusliche Genügsamkeit zu befördern, selbst für feinere Empfindungen und bessern Geschmack mehr Raum zu gewinnen, dadurch die Einwohner einer bessern Kultur näher zu bringen und eine gewisse Vereinigung der kultivirten Menschen unter sich zu bewirken. Hierzu wendete er seinen Geschäftskreis, seine Gelehrsamkeit, seinen Witz, seine Welterfahrung, und seine ernsthafte und Erholungslektüre an. "Er war," wie Nicolai am erwähnten Orte schön sagt, „gleich einer arbeitsamen Biene, welche, ihrem kleinen wohlgeordneten Staate dienend, Zelle an Zelle gebauet hat, und sodann ausfliegt, Honig aus den Blüten zu saugen, aber mit dem Honig Stoff zu neuen Zellen einbringt." Goethe, der veranlaßt durch jene Aufsätze sich schon 1774 mit Möser's Tochter in briefliche Verbindung setzte, und Möser dabei einen Patriarchen nannte, sagt darüber: „Ich trage die patriotischen Phantasien mit mir herum; wann, wo ich sie aufschlage, wird mir's ganz wohl, und hunderterlei Wünsche, Hoffnungen, Entwürfe entfalten sich in meiner Seele." Abeken, in der „Einleitung" zu der unten zu erwähnenden neuen Ausgabe von Möser's sämmtlichen Werken, bemerkt mit besonderer Beziehung auf die patriotischen Phantasien: "Kehren wir zu der Moral zurück, wie Möser sie lehrte, so bemerken wir sofort, daß er dieselbe in häuslicher Einrichtung und Sitte geübt wissen wollte. Im Hause soll Einfalt, Frugalität, Liebe zum Alten, Frömmigkeit herrschen, dieß Alles, wie es sich auf die Natur und die aus ihr fließenden einfachsten Gesetze gründet. Dabei wußte er gar wohl die Verschiedenheit der Stände und ihrer Bedürfnisse zu unterscheiden; und er, der in einer

Zeit schrieb, wo der untere Stand sich in den Aeußerlichkeiten des Lebens dem höheren gleichzustellen trachtete, suchte diesem Trachten entgegen zu wirken, indem er die Ehre jedes Standes hervorhob und darthat, wie lächerlich es sei, diese ächte Ehre dem Schein, einem nichtswürdigen Prunke aufzuopfern. In demselben Sinne warnt er den ernsten Deutschen vor der Nachahmungssucht, die durch ein minder ernstes Nachbarvolk in Bewegung gesetzt wurde. Ueber diese Materien ist Möser unerschöpflich; Humor, Ironie, Witz wechseln mit ernster Ermahnung und sprechen sich in den mannigfaltigsten Formen aus. Bald läßt er einen verheiratheten Mann dem Schwiegervater berichten, wie er seine früher der Mode huldigende Frau zu der Einsicht gebracht, daß wahre Natur und Liebenswürdigkeit immer die beste, ja auszeichnendste Mode sei; bald klagt eine Mutter über den Putz der Kinder, ein Maier (Pächter) über den seiner Frau; ein Wittwer schildert den Werth der seinigen, die er verloren; und wenn der Ernst lästig zu werden droht, muß eine verständige Kammerjungfer, indem sie dem Kaffee entsagt, ein Projekt empfehlen, demzufolge das für Kaffee, Zucker und Thee aus dem Lande gehende Geld zu einer Aussteuer unbemittelter Mädchen angewandt werden solle. Die Aufsätze: Johann konnte nicht leben, das Schreiben einer Dame über den Gebrauch ihrer Zeit, einer Frau an ihren Mann im Zuchthause, eines Hagestolzen, und so viele andere, haben alle dieselbe Tendenz."

Möser's zweites wichtiges Werk ist seine „Osnabrück'sche Geschichte." Er ließ es im Jahr 1765 zuerst bogenweise drucken, hernach ward es sehr verändert und verbessert, und mit einem zweiten Theile vermehrt im Jahre 1780 neu gedruckt. Wolfgang Menzel sagt in seiner „deutschen Literatur" über dieses Werk: „Das größte politische Genie unter den Franzosen, Montesquieu, hatte nicht lange vorher geradezu erklärt, alle Freiheit der neuern Zeit sei aus den deutschen Wäldern hervorgezogen. Justus Möser führte nun in seiner vortrefflichen Geschichte von Osnabrück den Beweis davon, indem er zuerst durch das gründlichste Studium der Geschichten und Urkunden seiner altsächsischen Heimath die ehemalige nun verschollene Freiheit des deutschen Volkes constatirte. Man wußte freilich mit den alten Urkunden nichts anzufangen, aber man liebte doch den Mann, der den geschändeten und mit dem Siegel der Sklaverei gebrandmarkten Enkeln so schöne Dinge von der

Freiheit und Ehre ihrer Ahnen zu erzählen wußte." — Leider geht diese Geschichte bloß bis zum Jahre 1192.

Der Mannigfaltigkeit des Möser'schen Gedankenganges und entsprechender Arbeiten und Beschäftigungen ist schon erwähnt worden. Aber klar wird einem dieß erst bei der Durchschauung seiner Schriften, der Durchgehung seines öffentlichen Lebens. Der Mann, der im Jahre 1761 in einem Aufsatze: "Harlekin oder Vertheidigung des Groteskkomischen" die lustige Person auf der deutschen Bühne gegen einreißende platte und wässerige Stücke in Schutz nahm, schrieb auch über christliche Religion und Dr. Luther aufgeklärt, und nahm sich 1781 der deutschen Sprache und Literatur gegen den König Friedrich II von Preußen mit eben so viel Freimüthigkeit als Erfolg an, als er dem Tanz als Volksbelustigung die ihm gebührende Ehre widerfahren ließ. Allerdings nur wenige Beispiele, die verhundertfacht werden könnten und als deren Krone zu betrachten wäre, daß hauptsächlich durch Möser's Bemühungen im Jahr 1788 in Osnabrück die Tortur abgeschafft wurde.

Nicolai, nachdem er viel Einzelnes über Möser's Charakter gesagt, faßt dann im Ganzen es noch so zusammen: „Der Mann war redlich, bieder, patriotisch, uneigennützig im höchsten Grade, menschenfreundlich, wahr, zuverlässig, fest ohne Eigensinn, nachgebend ohne Schwachheit, unverzärtelt ohne Rauhigkeit, gutherzig ohne Unbesonnenheit, froh und munter ohne Leichtsinn, gleichmüthig ohne Gleichgültigkeit, seines Werths sich bewußt ohne Egoismus, frugal ohne Geiz, mildthätig ohne Prahlerei, gastfrei ohne Verschwendung. — Alles höchst wahr, im Allgemeinen! Der du damit nicht zufrieden bist, der du genauer geschildert verlangst, wie alle diese herrlichen Eigenschaften sich individuell zu einem noch herrlicheren Ganzen vereinigten, sage mir erst, wie der schneeweiße Honig schmeckt, den Preußens Bienen aus den vollen Blüten hundertjähriger Linden saugen und mit deren Süßigkeit auch den holden Duft in ihren Honig übertragen. Oder, hast du ihn gekostet, vergeistige das Bild, wenn du kannst, und du hast Möser's Charakter!"

Möser war glücklich im häuslichen Leben. Doch hatte er das Unglück, daß sein einziger sehr hoffnungsvoller Sohn im zwanzigsten Jahre auf der Universität in Göttingen starb. Aber dieser Verlust ward ihm ersetzt durch die unbeschreibliche

Liebe seiner einzigen Tochter, seit 1768 an den königl. großbritannischen Rath von Voigts verheirathet, einer Frau von Geist und Herz, der Herausgeberin von ihres Vaters patriotischen Phantasien. Nach dem Tode seiner Gattin, im Jahre 1787, widmete seine Tochter sich ihm ganz, und alle Sorgfalt, alle Pflege, alle geistige Unterhaltung, welche die zärtlichste Liebe gewähren kann, wendete sie an, sein Leben zu versüßen.

Möser's Person war von mehr als gewöhnlicher Größe. Er war stark von Gliedern, alle im äußersten Wohlverhältnisse. Sein Gang war fest, nie übereilt. In seinem Gesicht war eine Uebereinstimmung von Treuherzigkeit und Würde ohne Anmaßung, von Verstand, vereinigt mit Fülle und Feinheit der Empfindung. In Möser's ganzem Wesen war Ernst mit Freundlichkeit verbunden. Sein Mund lachte selten, aber fast beständig zeigten Stirn und Antlitz einen heiteren Ausdruck. Möser gehörte nicht zu Denen, welche durch persönliche Bekanntschaft verlieren; vielmehr gewann er noch dadurch. Er war wahr, aber nicht rauh. Er trug in Gesellschaft jeden Andern und drückte Niemanden.

Möser war meist gesund; vorübergehende Beschwerden ertrug er gleichmüthig. Bei herannahendem Alter empfand er öfter eine Art Krämpfe, die mehre Tage anhielten. Er pflegte sich dann ruhig auf's Bett zu strecken, in ganz gleicher Lage, der Natur zu ihren Gegenbemühungen Ruhe und Raum zu geben; zum Nehmen von Arzneimitteln konnte man ihn nicht bewegen. Indessen siegte nicht immer seine gute Natur. Und so sah er selbst es an, als er nach mehrtägigem kleinem Unwohlseyn sein Ende nahe fühlte. „Ich habe den Prozeß verloren!" sagte er mit größter Gleichmüthigkeit, gab ruhig noch einige Aufträge, ließ seiner Tochter für alle Beweise ihrer Zärtlichkeit danken, und sagte: Er sei nun müde und wolle schlafen. So starb er — am 7 Januar 1794 — ruhig, wie er gelebt hatte.

Seinem Leichenzuge hatte eine große Anzahl Menschen aus allen Ständen, selbst viele Landleute, freiwillig und ungebeten, in herzlicher Hochachtung sich angeschlossen.

Und diese herzliche Hochachtung hat sich auch weiterhin noch vielfältig bewährt. Zuletzt durch die Errichtung eines ehernen Standbildes Möser's, dessen Kosten nicht bloß aus dem Osna=

brück'schen Lande eingingen. Es ward von Drake in Berlin geschaffen, auf öffentlichem Platz in Osnabrück aufgestellt und im September 1836 feierlich eingeweiht.

Für's Leben noch einflußreicher sind aber die Denkmale, welche aus wiederholten Auflagen von Möser's Schriften hervorgehen. So wurden die patriotischen Phantasien seit ihrem ersten Erscheinen in den Osnabrück'schen Intelligenzblättern bis zum Jahr 1820 dreimal neu aufgelegt, und auch seine Osnabrück'sche Geschichte erfuhr eine dritte Auflage. Gerade jetzt aber hat, durch Herrn B. R. Abeken in Osnabrück besorgt, eine neu geordnete und aus dem Nachlasse Möser's vermehrte Auflage von dessen sämmtlichen Werken (Berlin, Nicolai'sche Buchhandlung) zu erscheinen begonnen, welche zehn Bände füllen wird, und eben so sehr durch ihren billigen Preis, als durch ihre schöne äußere Ausstattung sich empfiehlt.

Karl Buchner.

Herder.

Nach dem hoffnungsvollen Aufschwunge, den der deutsche Geist in den Zeiten der Kirchenverbesserung genommen hatte, sank auf einmal in unserm Vaterlande alles geistige Leben in völlige Erstarrung. Durch die Religionsspaltungen war Deutschlands innere Kraft und äußere Macht geschwächt, und durch den dreißigjährigen Krieg die letzten Kräfte deutscher Volkskraft gebrochen worden. Dieß zeigte sich in allen Verhältnissen des deutschen Lebens. In der Religion, die früher das Mark des Volkslebens war, trat bei allen Kirchengenossenschaften an die Stelle bewegender und erhebender Ideen der starre Glaube an die einmal angenommenen Lehrsätze, die, als ein Werk des nüchternen Verstandes, jeder Belebung und Erfrischung für Geist und Herz ermangelten. In dem Staats- und Volksleben verschwand allmählig das früher vielfach gegliederte und in gegenseitigem Kampfe sich belebende Stände- und Innungs-Wesen; aus einem lebendigen Organismus vielfach drängender und treibender Kräfte wurde der Staat eine todte Maschine; das Bürgerthum, das früher so kräftig in den deutschen Städten emporblühte, lag unter dem Drucke der Armuth schwer gebeugt darnieder, und was sich von den alten Formen noch erhalten, war ohne Geist und Leben.

Der Adel drängte sich an die Höfe der Fürsten und vergaß im Dienste derselben die alte Unabhängigkeit, den trotzigen Stolz der früheren Zeiten.

Die Einheit des deutschen Reiches unter der Regierung des Kaisers hatte sich aufgelöst in die Landeshoheit der einzelnen Fürsten.

Alle diese ungünstigen Zeitverhältnisse waren von den

nachtheiligsten Folgen für unsere Sprache und Literatur gewesen. Die Gelehrten hatten sich ganz von dem Volksleben, ja von der Volkssprache abgewendet. Sie schrieben ihre Werke in der lateinischen Sprache, während der durch politische Verhältnisse immer mehr steigende Einfluß der französischen Sprache und Literatur auf die Fürsten und den Adel Deutschlands die deutsche Muttersprache allmählig von den Höfen und aus den gebildeten Kreisen verdrängte.

Wenn aber ein Volk seine Sprache aufgibt, so entsagt es dadurch seiner geistigen Eigenthümlichkeit und gibt sich selbst auf. Mit diesem Verzicht auf eigenes Dasein und Ehre als Volk versündigt es sich aber auch am Geiste der Menschheit selbst, der sich eben durch eine Mannigfaltigkeit eigenthümlicher Völker offenbaren will. Mit der Selbstachtung büßt es die Achtung und Schätzung für fremde menschliche Eigenthümlichkeit ein: es verliert den Begriff, das Gefühl und die Pflege der Humanität.

In diesem beklagenswerthen Zustande sah unser Vaterland das siebenzehnte Jahrhundert dahinschwinden. Da erhoben sich mit dem Beginne des achtzehnten Männer, welche einen bessern Sinn erweckten und einen neuen Zustand unsers geistigen Lebens herbeiführten. Lessing, Klopstock und Winkelmann traten auf. Die beiden ersteren befreiten unsere Sprache von den entehrenden Fesseln des Auslandes; Lessing erleuchtete und erhellte den Geist, Klopstock erwärmte und erhob das Gemüth unseres Volkes, dessen Kunstsinn Winkelmann bildete. Alle drei aber waren eifrig bemüht für die Erweckung eines veredelten Geschmacks. Noch fehlte jedoch Einer, der das ganze Wesen des Menschen, wie es sich in Religion, in Staats- und Volksgenossenschaft, in Literatur und Kunst geoffenbart, in warmem Herzen aufnehme, in lichtem Geiste verarbeite und in schöner Form wiedergebe; es fehlte noch der wahre Priester der Humanität. Da, im Mai der deutschen Dichtkunst, wie einer seiner Verehrer eben so schön als wahr sagt, wird Herder geboren, ein Mann, der sein ganzes Leben dem Kampfe für die Erkenntniß und Verbreitung wahrer Humanität in unserem Volke mit rüstigem Muthe und seltener Ausdauer weihen sollte.

Am 25 August 1744 wurde Johann Gottfried Herder in Mohrungen, einem unbedeutenden Städtchen in Ostpreußen, geboren. Auch dieser kraftvolle Geist, wie so viele andere un-

seres Volkes, ging aus beschränkten bürgerlichen Verhältnissen hervor.

Sein Vater war Mädchenschullehrer in diesem Städtchen, ein Mann von strengem, ernstem Wesen, gewissenhaft, pünktlich und doch liebevoll in Erfüllung seiner Pflichten. Die Mutter, eine Bürgerstochter aus demselben Orte, zeichnete sich eben sowohl durch Fleiß und Sparsamkeit, als durch kindliche Gottesfurcht und zarte Empfindung des Herzens aus. Beide Eltern waren sich in treuer Liebe ergeben, und die ganze Familie (unser Gottfried hatte noch zwei Schwestern) verknüpfte das Band der innigsten Zuneigung und der treuesten Anhänglichkeit. Schon frühe ward in dem Knaben eine stille Sinnigkeit und eine ungemeine Lernbegierde bemerkbar. Er besuchte die Stadtschule in Mohrungen, in welcher, wie das damals überall, selbst in den kleineren Städten der Fall war, hauptsächlich die alten Sprachen betrieben wurden. Bald hatte sich unser Gottfried die besondere Liebe des Rektors Grimm erworben, der zwar durch übertriebene Strenge und pedantische Lehrart den blöden Knaben noch mehr einschüchterte, dadurch aber, daß er streng auf Gründlichkeit im Lernen hielt, doch sehr günstig auf Herder's Fortbildung, namentlich für geordnetes Wissen, wirkte. Unterricht im Christenthume erhielt er von dem durch sanfte Herzensgüte ausgezeichneten Pastor Willamovius. Der Einfluß dieses Mannes auf die gemüthliche und religiöse Ausbildung des Knaben war sehr wohlthätig. Zugleich fand der junge Herder im Hause dieses Mannes das Musterbild eines auf Gottesfurcht, Liebe und Bildung gegründeten häuslichen Glückes. Schon jetzt gingen die Ahnungen des wahrhaft Göttlichen und des ächt Menschlichen in seiner stillen Seele auf. Die Bibel und Homer waren seine Lieblingsbücher. Oft las er die Gesänge dieses griechischen Dichters im elterlichen Garten und ward bis zu Thränen gerührt. — Hier finden wir schon den frühen Keim der Herder'schen Eigenthümlichkeit, — ein für Natur und Religion, für Erde und Himmel gleich empfängliches Herz, in welchem sich so die Humanität, das ächt Menschliche, zur schönsten Aufgabe seines Lebens entwickelte. Leider war die äußere Lage des jungen Herder nicht so günstig. Seinen Eltern fehlten die Mittel zu seiner künftigen Ausbildung; ihn selbst ängstigte die den damaligen Verhältnissen nach, wohl zu rechtfertigende Besorgniß, zum Militärdienst gezogen zu werden.

Zu diesem Mißmuthe, der auf seiner Seele lastete, kam noch die seinem weichen Charakter nicht entsprechende Behandlung des Diakonus Trescho. Dieser hatte den sechszehnjährigen Jüngling gleichsam als Famulus zu sich genommen und brauchte ihn zum Abschreiben seiner Schriften meist frömmelnden Inhalts. Doch lernte er hier zuerst deutsche Dichter kennen. Begierig las er die Gedichte des damals allgemein beliebten Kleist. Auch ältere deutsche Dichter wurden ihm hier bekannt. Und da sich gerade in der Dichtung des Menschen innerste Eigenthümlichkeit ausspricht, in ihr das Menschliche sich am reinsten abspiegelt, so zogen auch den künftigen Priester und Verfechter der Humanität solche Werke am meisten an; ja er selbst versuchte sich frühe in Dichtungen, durch die er sein stürmisches Herz zu beruhigen, seinen Geist vom Drucke des äußern Lebens zu befreien strebte.

Allen diesen Sorgen und Kümmernissen, die seinen Geist und seine Jugend zu verdüstern drohten, überhob ihn unerwartet das Anerbieten eines russischen Chirurgen, dessen Namen unbekannt geblieben ist. Dieser Mann erklärte sich bereit, den jungen Herder mit nach Königsberg zu nehmen, wo sein Regiment überwinterte, ihn dort Medizin und Chirurgie studiren zu lassen und für sein weiteres Fortkommen zu sorgen. Herder nahm diesen Vorschlag mit Dank an. Er glaubte einen Wink der Vorsehung zu erblicken und folgte dem menschenfreundlichen Wundarzte im Sommer 1762 nach Königsberg.

Hier ging dem im stillen Mohrungen unter beschränkten Verhältnissen aufgewachsenen Jünglinge die erste Ansicht von dem Leben und Treiben der Menschen auf. Er sah, wie Handel und Betriebsamkeit die Kräfte des Menschen heben und fördern, und wie Verkehr und Wohlstand hierdurch hervorgerufen, die breite Grundlage zur Entwickelung menschlicher Bildung werden. Indeß wurde er bald durch die bei einer Sektion, der er beiwohnte, gemachte Erfahrung belehrt, daß er sich bei seiner zarten und reizbaren Natur nicht zum Chirurgen eigne. Auf seines Jugendfreundes Emmerich Rath, ließ er sich nun als der Theologie Beflissenen einschreiben, entschlossen, durch eigene Kraft sich Bahn zu brechen. Er theilte seinen Eltern diesen Plan mit, und obschon seine Baarschaft von drei Thalern und acht Groschen fast ganz für die Einschreibgebühren aufgegangen war, versprach er doch, von ihnen keine Unter-

stützung in Anspruch zu nehmen. Und er hielt, was er versprochen. Durch strenge Mäßigkeit und kluge Sparsamkeit wußte er mit dem geringen Erwerbe, den ihm die Ertheilung von Privatunterricht verschaffte, so lange auszukommen, bis er eine Anstellung als Lehrer am Collegium Fridericianum erhielt. Diese verdankte er der allgemeinen Achtung, die seinem Geiste, seinem Fleiße und seinem sittlich-ernsten Betragen bald zu Theil wurde. Ein Stipendium kam hinzu und half seine pekuniäre Lage in Etwas verbessern und sichern. Trotz der Mühe und Zeit, die er so auf die Erhaltung seiner äußern Existenz verwenden mußte, studirte er mit gewohnter Freudigkeit und unermüdetem Eifer. Er betrieb seine Berufswissenschaft, widmete sich unter Anleitung des großen Philosophen Kant der Erforschung der Natur und des menschlichen Wesens, setzte dabei das Studium der alten Sprachen fort, erlernte neuere, besonders die englische, und fand seine Erholung bei den Dichtungen aller Zeiten und Völker. So war ihm in seinem zwanzigsten Jahre kein vorzüglicher Schriftsteller seines Volkes, keiner der Griechen und Römer, keiner der Engländer, Italiener, Spanier und Franzosen mehr unbekannt. Auch lieferte er einzelne Aufsätze und Gedichte in die Königsberger Zeitung, die unter der Redaktion des Buchhändlers Kanter stand. Dieser erwies sich dem unbemittelten, aber wissensdurstigen Jünglinge auch dadurch noch als Freund, daß er ihm die Benutzung seines Buchladens gestattete. — Durch dergleichen Arbeiten gewann der junge Herder Bekanntschaft und Achtung in Königsberg, und diese Anerkennung seines Werths half ihm auf wohlthuende Weise über seine frühere Schüchternheit hinaus, so daß er sich im geselligen Leben sicherer und gewandter zu benehmen lernte.

Noch mehr aber, als die allgemeine Achtung, beglückte ihn die treue Freundschaft der ausgezeichnetsten Männer und Jünglinge, die damals in Königsberg lebten. Unter diesen nahm wohl der geist- und gemüthreiche Hamann in seinem Herzen den ersten Platz ein, und der Einfluß dieses hochbegabten Mannes auf den strebenden Jüngling war gewiß von den wohlthätigsten Folgen.

Da sich unser wahrhaft frommer Herder mit dem damals im Collegium Fridericianum herrschenden frömmelnden Wesen nicht aussöhnen konnte, nahm er zum großen Bedauern seiner Schüler seinen Abschied aus dieser Lehranstalt, erhielt aber bald darauf im

Herbste 1764 einen Ruf als Kollaborator an die Domschule nach Riga, wo er zugleich auch Prediger wurde.

Riga war zwar, wie die Provinz Liefland, dessen Hauptstadt es ist, seit dem für Schweden so unglücklichen Ausgange des großen nordischen Krieges dem russischen Reich einverleibt, allein die Stadt, deren Bevölkerung fast aus lauter Deutschen bestand, genoß nach altem Herkommen große Privilegien und Rechte. Die Handhabung des Rechtes und die Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten waren in den Händen des Stadtmagistrats. Daher hatten sich noch in Einrichtungen, Sitte und Recht der Bürger viele Ueberbleibsel aus den Zeiten althanseatischer Freiheit und Größe erhalten. Handel und Verkehr, von der nahen Ostsee begünstigt, brachten Wohlstand und mit diesem Bildung unter den Bürgern, besonders den Kaufleuten dieser Stadt hervor. Und so hatte sich hier ein zu jener Zeit seltener Gemeingeist erhalten, der sein eigenes Wohl und Wehe im Geschick des Ganzen erkannte. Mit diesem Geiste trat aber ein anschauliches Bild dessen in's Leben, was Herder längst geahnt und empfunden hatte. Es konnte nicht ohne den bedeutendsten Einfluß auf seine Ansichten von Staats- und Volksgemeinschaft und dem Glücke derselben bleiben, so daß sich der Gedanke in ihm befestigte, durch Schrift und That für die Gründung der Volkswohlfahrt auf dem Wege menschheitlicher Bildung thätig zu werden. Zugleich erweiterte sich sein Blick durch die hier erlangte genauere Kenntniß des Weltverkehrs und seiner wohlthätigen Folgen für das Glück und die Bildung der Völker.

Mit Liebe und Freundschaft aufgenommen, wirkte er mit Liebe und Eifer in Kirche und Schule, und seiner Thätigkeit ward die wohlverdiente Anerkennung auch hier zu Theil. Vor Allem war er darauf bedacht, seine Schüler, so wie seine Zuhörer zu jeder menschlichen Tugend, zur Liebe Gottes und der Menschen zu ermuntern und das Gefühl der Unsterblichkeit zu beleben. Diese Gegenstände, vorgetragen mit se ner seelenvollen Beredtsamkeit und allem Schmucke seiner jugendlichen Phantasie ergriffen die Herzen unwiderstehlich. Dogmatische Sätze, aszetische Redensarten aber, als Wahrzeichen dieser oder jener Sekte, pflegte er zu vermeiden, weil, wie er selbst sagt, sich so leicht hinter solchen gewöhnlichen Phrasen die wahre Empfindung verliert.

Neben dieser seiner praktischen Wirksamkeit verlor er nie seinen großen Zweck aus dem Auge, durch fernere Selbstausbildung sich zu einer für sein Volk und die Menschheit ersprießlichen Thätigkeit zu befähigen. Daher verfolgte er mit lebhafter Theilnahme den Gang der vaterländischen Literatur, wozu ihm hier, wie einst in Königsberg Kanter, sein trauter Universitätsfreund Hartknoch bereitwillig den Buchladen öffnete.

Damals war die deutsche Literatur in ihrer vielversprechenden Entwickelung begriffen. Klopstock entzückte und begeisterte seine Nation durch seinen tiefgefühlten Messias und den hohen Schwung seiner Oden; Winkelmann läuterte das Schönheitsgefühl seiner Zeitgenossen durch seine tiefgefaßten Aufschlüsse über die Kunst der Alten; Lessing wirkte mächtig auf die Entwickelung der Literatur durch die kritische Bibliothek der schönen Wissenschaften (die erste kritische Zeitschrift in Deutschland), welche er mit Nikolai und Mendelssohn herausgab, und setzte dieses Streben in den Literaturbriefen fort. An diesen nahm Herder Antheil, trat aber auch jetzt zum ersten Male selbstständig in den Fragmenten über die neuere deutsche Literatur 1767 auf.

In denselben stellte er die Wichtigkeit der Sprache als Werkzeug und Form der Wissenschaften, als Behältniß und Inhalt der Literatur überhaupt in das hellste Licht und gewann so einen eigenthümlichen Standpunkt, von wo aus er das Gebiet des menschlichen Geistes überschaute und für die Bildung seines Volkes in eben so selbstständiger, als kräftiger und beharrlicher Weise wirksam war. Dadurch belebte er unser Volk zu einer innigern Erkenntniß seiner Sprache und suchte durch die feinsten und überraschendsten Bemerkungen über die Literatur fremder Völker, besonders die der Griechen und Römer, die Entwickelung und Gestaltung der unserigen zu fördern und zu heben. Zu dieser Zeit waren die Fragen über das Wesen der schönen Künste, ihre Grenzen und Unterschiede in lebhafte Anregung gekommen. Auch an diesen Erörterungen nahm unser Herder in seinen „kritischen Wäldern" lebhaften Antheil und suchte durch die von seinem Standpunkte aus gefaßte Idee des wahrhaft Schönen auf die Veredelung des Geschmackes seiner Zeit mit jugendlicher Lebhaftigkeit einzuwirken. Durch diese Bestrebungen aber gerieth er mit einem Manne, Namens Klotz, der damals in der Literatur einer der Hauptwortführer war,

und sich gleichsam eine unbedingte Herrschaft in Sachen des Geschmackes anmaßen wollte, in einen ärgerlichen Streit, der ihm bei seiner reizbaren Natur die Wirksamkeit eines Beurtheilers des Ganges der Literatur auf eine Zeitlang verleidete. Er faßte den Plan, auf praktische Weise, durch Volkserziehung sein Streben für die Veredelung des menschlichen Geschlechtes zu verwirklichen. Lievland schien ihm der geeignete Boden für solch' eine Schule, wie er eine gründen wollte. „Lievland, sagt er selbst in seinem Reisejournal, du Provinz der Barbarei und des Luxus, der Unwissenheit und eines angemaßten Geschmackes, der Freiheit und der Sklaverei, wie viel wäre in dir zu thun, um die Barbarei zu zerstreuen, die Unwissenheit auszurotten, die Kultur und die Freiheit auszubreiten, ein zweiter Zwingli, Calvin und Luther dieser Provinz zu werden?" und weiter im Fortgange dieser Sebstbetrachtung: „Lievland ist eine Provinz, den Fremden gegeben! Viele Fremde haben es, aber bisher nur auf ihre kaufmännische Art, zum Reichwerden gemessen; mir, auch einem Fremden ist's zu einem höheren Zwecke gegeben; es zu bilden, dazu ist mir mein geistliches Amt gegeben; die Kolonie einer verbesserten evangelischen Religion zu machen; nicht schriftlich, nicht durch Federkriege, sondern lebendig, durch Bildung. Ich will, schließt er, den menschlich wilden Emil des Rousseau zum Nationalkinde Lievlands umgestalten; das, was der große Montesquieu für den Geist der Gesetze ausdachte, auf den Geist einer Nationalerziehung anwenden, und was er in dem Geiste eines kriegerischen Volkes fand, auf eine friedliche Provinz umbilden. O ihr Locke und Rousseau, und Clarke und Franke und Heckers und Ehlers und Büschings! Euch eifre ich nach; ich will euch lesen, durchdenken, nationalisiren, und wenn Redlichkeit, Eifer und Feuer hilft; so werde ich auch nützen und ein Werk stiften, das Ewigkeiten dauere und Jahrhunderte und eine Provinz bilde!"

Um sich auf diese großartige Thätigkeit würdig vorzubereiten, faßte er den Entschluß, die besten Erziehungsanstalten und gelehrten Institute in Frankreich, Holland, England und Deutschland kennen zu lernen, und, wo möglich, auch Italien zu sehen. Er nahm gegen die Wünsche und Vorstellungen des Magistrates und seiner Riga'schen Freunde im Frühling 1769 seinen Abschied von seiner Stelle. Nach einer angenehmen See-

reise hielt er sich zuerst einige Monate in Nantes auf, um die französische Sprache vollständig zu erlernen. Dann ging er nach Paris, wo er alles in Kunst und Wissenschaft Merkwürdige sah und in vertrauten Verkehr mit den damals ausgezeichnetsten Geistern Frankreichs, mit Diderot, Thomas und wahrscheinlich auch mit d'Alembert kam. So lieb er auch die schönen Seiten des französischen Volkscharakters, wie sich dieser besonders in den Provinzialstädten, wie Nantes, am deutlichsten ausspricht, gewann, so verkannte er auch nicht die Schattenseiten und sprach sich namentlich gegen die zu jener Zeit in unserm Vaterlande herrschende Nachahmung französischer Sitten, wodurch, wie er selbst sagte, die Deutschen sich selbst zernichteten, auf das Entschiedenste aus. In Paris ward ihm der Antrag, den Prinzen Friedrich Wilhelm von Holstein als Instruktor und Reiseprediger zu begleiten, und da die projektirten Reisen dieses Prinzen mit seinem eigenen Plane fast ganz zusammentrafen, so nahm er diese Stelle an. Im Dezember 1769 reiste er von Paris ab und ging über Brüssel und Amsterdam nach Hamburg. Hier lebten damals Männer, die auf die Entwickelung des deutschen Volksgeistes von dem entschiedensten Einflusse waren; Lessing, Reimarus und Claudius. Mit diesen pflog er einen eben so genußreichen, als für sein Streben anregenden Umgang, und schloß besonders mit dem gemüthreichen Claudius den Bund lebenslänglicher Freundschaft. In Eutin fand er am herzoglichen Hofe die ehrendste Aufnahme und in den höheren Ständen eine wohlthuende Bildung. Dieß und die reizende Natur um das Städtchen, namentlich die Seegegend, die er von Jugend auf liebte, versetzten ihn in eine freudig-behagliche Stimmung. Bald aber mußte er inne werden, daß er bei der Eigenthümlichkeit des Prinzen, der im Zwiespalt seiner Anlagen und Neigungen einen Hang zum Trübsinn hatte, so wie bei der irrigen Behandlung desselben durch seinen Oberhofmeister keinen günstigen Einfluß auf den fürstlichen Zögling gewinnen werde. Er theilte seine Bemerkungen der Herzogin Mutter mit und erhielt auf seine Bitte für den Fall, daß seine Befürchtungen einträfen, die Erlaubniß, seine Stelle nieder zu legen.

Auf der nun begonnenen Reise wurde auch der Hof von Darmstadt besucht. Hier fand Herder eine freundliche Aufnahme in dem gebildeten Kreise, den der Hofrath Merk um sich sam-

melte. Hier trat ihm auch in der feinsinnigen Karoline Flachsland eine Erscheinung entgegen, die ihn anzog und fesselte. Die gleichgestimmten Seelen fanden sich in gleichgestimmter Begeisterung für das Schöne, in der Bewunderung der Kleist'schen und Klopstock'schen Dichtungen und schlossen den Bund der Liebe für ewig. Auch erhielt Herder hier einen abermaligen Ruf an den Hof des als Feldherr, wie als Mensch gleich ausgezeichneten Grafen Wilhelm von Bückeburg, der, durch das Denkmal, welches Herder bereits im Jahre 1767 dem verdienstvollen Abbt gesetzt hatte, auf ihn aufmerksam, den Verlust seines Freundes in Herder zu ersetzen hoffte.

Der neugeschlossene Bund mit seiner liebenswürdigen Braut, der ihm eine gesicherte bürgerliche Existenz wünschenswerth machte, und die nunmehr bestätigte Ueberzeugung von der Erfolglosigkeit seiner Stellung bei dem fürstlichen Zöglinge bewogen ihn zur Annahme dieses Rufes. Doch behielt er sich vor, die Zeit seines Amtsantritts in Bückeburg selbst zu bestimmen; denn er mochte gern sein Verhältniß zum Prinzen, der ihn liebte, auf die schonendste Weise lösen. Auch hatte er immer noch seinen Plan, nach Riga zurückzukehren und seine Lieblingsidee zu verwirklichen, nicht aufgegeben, sondern die Ausführung derselben nur auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben.

Nach einem für sein ganzes Leben so einflußreichen Aufenthalte von vierzehn Tagen ging die Reise nach Karlsruhe. Hier wurde er einem der trefflichsten Fürsten, die je einen deutschen Thron geziert, dem hochedlen, ächtdeutschen Markgrafen Carl Friedrich von Baden vorgestellt. Beide Männer begegneten sich in ihren aufrichtigen Wünschen und Bestrebungen für das Glück der Menschheit, besonders des deutschen Volkes. „Der Markgraf ist, sagt Herder in einem Brief an seine geliebte Karoline, der erste Fürst, den ich ganz ohne Fürstenlaune kenne, und so fallen unsere Gespräche meistens auf Dinge, die zur Einrichtung und Freiheit des menschlichen Geschlechtes gehören, und über die ich mich so frei ausdrücke, als ob ich mit keinem Fürsten spräche." Auch blieb Herder in schriftlichem Verkehr mit diesem großgesinnten Fürsten, und sendete ihm noch im Frühling 1788 auf seine Aufforderung einen Plan zu einem patriotischen Institute für den Gemeingeist Deutschlands. Nach diesem sollten die aufgeklärtesten Männer Deutschlands

unter dem Schutze und der Leitung edler deutscher Fürsten zu einer Akademie zusammentreten, welche sich die Aufgabe stellte, durch belehrende Schriften und praktische Vorschläge zur Verbesserung der kirchlichen, staatlichen, geselligen und gewerblichen Verhältnisse und Zustände im deutschen Vaterlande, auf die Hebung und Veredelung des deutschen Volkes allseitig hinzuwirken. Diesen Plan billigte der deutsche Fürst in einem Briefe vom 30 Juni 1788.

Allein die Stürme der Alles verheerenden französischen Staatsumwälzung vernichteten diese Saat, deren Aufgehen vielleicht unserm Volke die herrlichsten Früchte der Aufklärung und Wohlfahrt auf dem stillen Wege friedlicher Bildung getragen hätte.

In Straßburg, wo die fürstliche Reisegesellschaft sich den Winter über aufzuhalten dachte, wurde Herder's Stellung zu dem Prinzen und dessen Oberhofmeister immer peinigender. Die Ueberzeugung, daß dieselbe allen Absichten des Eutiner Hofs und seiner Bestimmung entgegen sei, machte ihn beinahe schwermüthig. Er bat also um seine Entlassung, die man ihm höchst ungern gewährte. Nachdem er so dieses ihm auf die Dauer unerträgliche Verhältniß gelöst hatte, beschloß er seinen Aufenthalt in Straßburg zur Heilung einer Thränenfistel, an welcher er bereits seit seinem fünften Jahre litt, mittelst einer Operation zu benutzen. Diese wurde mehrmals wiederholt, gelang aber nicht vollständig. Dieß und sein dadurch verlängerter Aufenthalt, von Oktober 1770 bis zum April 1771, versetzte ihn in eine mißmuthige und gereizte Stimmung. Trotz derselben war er unausgesetzt thätig und beantwortete die Frage der Berliner Akademie der Wissenschaften: ob die Menschen, ihren natürlichen Fähigkeiten allein überlassen, im Stande seyn würden, eine Sprache von selbst zu erfinden? in der nachher gekrönten Preisschrift: über den Ursprung der Sprache. In dieser Abhandlung unterwarf er die menschliche Seele, die menschliche Organisation, den Bau aller alten und wilden Sprachen und die ganze Haushaltung des menschlichen Geschlechts einer gründlichen Erörterung, und kam so zu dem Ergebnisse: der Mensch gelangt vermöge seiner körperlichen und geistigen Beschaffenheit durch die ihn von allen anderen Geschöpfen unserer Erde unterscheidende Besonnenheit oder Reflexion zur Sprache, die sich dann nach den verschiedenen Verhältnissen, in denen eine Fa-

milie, ein Stamm, ein Volk lebt, nach dem Wohnsitze, der Beschäftigung u. s. w. gestaltet.

Diese Arbeit und der Umgang mit Goethe und Jung-Stilling, die er hier kennen und lieben lernte, erheiterten ihn einigermaßen und gewährten seinem strebenden Geiste die mannigfachsten Anregungen und seinem Herzen die wohlthuendsten Eindrücke.

Mit den vielversprechendsten Hoffnungen für seine künftige Wirksamkeit und seinem neuen Berufe als Hauptprediger, Consistorialrath und Schulinspektor reiste er nach seinem neuen Bestimmungsort, wo er im Mai 1771 anlangte. Allein gar bald fand der eifrige Mann neuen Anlaß zur Unzufriedenheit innerhalb seiner Amtsthätigkeit selbst. Der Graf war nämlich damals lebhaft mit der Herstellung der kleinen, aber uneinnehmbaren Festung Wilhelmsstein im Steinhuder-Meere beschäftigt. Eingenommen von diesem Lieblingsplane, zeigte er wenig Theilnahme für Herder's Vorschläge zur Verbesserung der Kirchen und Schulen. Oder es fehlten ihm doch die Geldmittel zur Ausführung solcher Verbesserungen neben seinem kostspieligen Lieblingsplan. Zudem waren sich Beide Charaktere zu sehr entgegengesetzt, als daß sich ein wahrhaft befreundetes Verhältniß zwischen ihnen hätte herstellen können, wenn auch gegenseitige hohe Achtung beide auf einem äußerlich freundlichen Fuße erhielt. Da es nun auch in dem kleinen Städtchen an einem gleichgestimmten Freunde für Herder fehlte: so ist es nicht zu verwundern, daß er sich hier in der ersten Zeit seines Aufenthalts höchst unbehaglich fühlte. In dieser Stimmung war er nicht geistesfrei genug, um neue eigene Arbeiten vorzunehmen. Desto fleißiger aber beschäftigte er sich, Materialien für künftige literarische Werke zu sammeln. Seine Gemüthserholung und seinen Trost fand er neben seinen Sonntags-Predigten bei den griechischen und lateinischen Schriftstellern, bei den großen Dichtern jedes Zeitalters, den altdeutschen Dichtern und den englischen Volksliedern. Wohlthätig für ihn ward aber auch der vertraute Verkehr, in welchen er vom Anfange des Jahres 1772 an mit Maria, der Gemahlin des Grafen, trat. Es war dieß eine der schönsten weiblichen Seelen, hochgebildet, sanft und durch ihre Erziehung in einer Herrnhuter Anstalt schwärmerisch fromm. „Durch diese gottergebene Seele, sagt seine edle Gattin, bekam er selbst eine neue Lebensstütze; an ihrer Geduld lernte er selbst Geduld; und indem er ihre

religiösen Begriffe läuterte und veredelte, gewann er dadurch selbst Kraft und Muth, sich über die Gegenwart zu erheben, seine Grundsätze und seinen Glauben neu zu stärken, daß seine Lage zu seiner eigenen Einkehr und Reifung von einer höheren Hand geordnet sei. Für sein verödetes Herz und sein religiöses Gefühl war dieses neue Verhältniß Labsal in der Wüste."

Im Mai 1773 führte er endlich seine geliebte Karoline als Gattin nach Bückeburg, wo für ihn jetzt ein neues Leben anging. Durch seine junge Gattin trat er in angenehme Verhältnisse mit den gebildeten Familien der Stadt. „Er fühlte sich auf sicherem Grund und Boden mit einem Wesen, das ganz einzig mit ihm harmonirte, mit ihm Eins und aufrichtig war, und das er sich als nun ganz sein eigen gebildet." Alle seine Kräfte waren nun wieder rüstig zum Fortstreben; mit raschem Muthe schritt er wieder zur Ausführung seiner Geistesplane. Theils der Umgang mit der tiefreligiösen Gräfin, theils sein Amt als Prediger erhob den Flug seines Geistes in das bisher weniger von ihm besuchte Gebiet christlich-religiöser Betrachtungen. Eine Reihe Schriften dieser Art beurkundeten eben sowohl die Helle seines Verstandes und den Umfang seiner Gelehrsamkeit, als die innige Wärme seines Gefühls. Er kämpfte darin nicht minder gegen die Aufklärlinge, die alles Positive aus der Religion entfernen wollten, als er die Anhänger des starren Wortglaubens streng zurecht wies. Ein lichter Glauben an die Heilswahrheiten des Christenthums, aufgenommen in warmem Herzen und bethätigt durch Handlungen der Gottes- und Menschenliebe, das war es, was er zu verbreiten suchte, wofür er die Geister und Herzen seiner Zuhörer und Leser empfänglich zu machen strebte. Dabei blieb ihm stets Sektirerei und Verketzerung andern Glaubens fremd, ja in der innersten Seele zuwider. Von der Großartigkeit seiner Ansichten über Menschen-Natur und Menschen-Bestimmung zeugen auch „die älteste Urkunden des Menschengeschlechts." Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit, die er im Jahr 1774 schrieb, und in denen er schon die Ansichten andeutete, die er zehn Jahre später in seinen unschätzbaren Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, dem Buche, worin die schönsten Strahlen seines Geistes vereinigt sind, zur Veredelung

und Bildung des menschlichen Geschlechtes ausgeführt hat. In seinen äußeren Verhältnissen hatte sich unterdeß Nichts geändert; nur war er 1775 Superintendent geworden. In dieser Stellung gerieth er wegen der Ordination eines nicht examinirten auswärtigen Candidaten, dessen Anstellung der Graf befohlen, mit diesem in einen unangenehmen Konflikt, in welchem zwar der edle Fürst endlich Herder's auf Gesetz und Recht gegründeten Ansichten nachgab, der aber doch in ihrem Verhältnisse wenigstens für einige Zeit eine nicht zu verkennende Spannung verursachte. Und gerade in dieser Zeit erhielt Herder durch den ihm persönlich befreundeten Heyne, den großen und geschmackvollen Kenner und Erklärer des Alterthums und der alten Sprachen, einen vorläufigen Ruf als Professor nach Göttingen, den er bereitwillig annahm. — Allein unerwartet fand seine wirkliche Bestallung als Universitätsprofessor Hindernisse. Man traute seiner dogmatischen Ueberzeugung nicht und forderte von ihm, daß er sich einer Art Prüfung unterwerfen sollte. Diesem, seinem literarischen Rufe und seiner jetzigen Stellung ungeziemenden Ansinnen fügte sich Herder nur nach langem Widerstreben, und schon machte er sich zu dem schweren Gange nach Göttingen bereit, als er auf ein Mal im Dezember 1775 durch seinen Freund Goethe die Anfrage erhielt, ob er die General-Superintendentur zu Weimar annehmen wolle? Mit dankbarer Rührung über die Wege der Vorsehung nahm er dieß Anerbieten an. Noch ehe Herder Bückeburg verließ, starb seine edle Freundin, die fromme Gräfin Maria, innig beklagt von ihrem Gemahle, tief betrauert von Herder und seiner Gattin. Mit wahrer Rührung schieden jetzt der Graf und Herder von einander; der gemeinsame Verlust hatte sie näher an einander geschlossen, und die Stunde der Trennung sagte ihnen, wie hoch sie sich geachtet hatten.

In Weimar, wo er im Herbste 1776 ankam, war damals um den Poesie und Kunst liebenden herzoglichen Hof ein Kreis der ausgezeichnetsten Männer versammelt. In demselben wurde Herder mit ehrender Anerkennung aufgenommen. Besonders erwiesen ihm die beiden Herzoginnen, die regierende und die Herzogin-Mutter Amalie, die höchste Achtung und die zarteste Aufmerksamkeit. Unter den Männern schlossen sich Wieland und Knebel am engsten an Herder an. In der Verwaltung seiner Amtsgeschäfte erfreute er sich jedoch nicht des gewünschten Er-

folges; denn, wenn auch seine Predigten ihm die Herzen seiner Zuhörer gewannen, so fand er doch im Konsistorium mit seinen Verbesserungsplanen für Kirchen- und Schulwesen, die er mit Recht als die Hauptaufgabe seines Amtes ansah, nicht die gehoffte Unterstützung, ja nicht selten offenen Widerstand, so daß er nur sehr langsam und erst in späterer Zeit Boden für seine Vorschläge gewinnen konnte. Dem darüber in ihm aufkeimenden Mißmuthe suchte er durch literarische Arbeiten zu entkommen, und so war er durch die Herausgabe mehrer Schriften, namentlich seines trefflichen Werkes über bildende Kunst wieder für die Verbesserung und Veredelung des Geschmackes in den Künsten thätig. Die Dichtkunst freilich, die das ächt Menschliche am umfassendsten und tiefsten auszudrücken vermag, zog ihn am meisten an, und daher suchte er auch durch seine Stimmen der Völker in Liedern auf sein Volk zu wirken, und eine gerechte, offene Empfänglichkeit für alles Hohe, Schöne, Kindlich-Einfache, Sittlich-Edle, wo es sich auch finden möge, in den Deutschen zu erwecken. Dahin zielten auch seine Werke „vom Geist der hebräischen Poesie" — „die älteste Urkunde des Menschengeschlechts, Lieder der Liebe, die schönsten des Morgenlandes." So machte er seine Zeitgenossen mit den Persern, Indiern, Chinesen bekannt, er führte den schottischen Dichter Ossian, das spanische Gedicht, der Cid, die schönsten griechischen und römischen Blüten der Poesie bei uns ein. Besonders erneuerte er auch das Andenken an viele altdeutsche Dichterwerke. Indem er uns so mit dem menschlichen Herzen bekannt machte, das unter allen Völkern und Himmelsstrichen und auf allen Stufen der Bildung in Lust und Leid, in Sorgen und Ahnungen verwandt schlägt; vergaß er doch nicht, neben solcher Belebung der Humanität auch unsere volksthümliche Gefühls- und Denkweise zu beleben. Hauptaufgabe blieb es ihm aber, in religiöser Hinsicht ächtchristlichen Sinn anzufachen. So erwarb er sich durch die Briefe über das Studium der Theologie die nachhaltigsten Verdienste um die Bildung der künftigen Verkünder der christlichen Lehre. Zugleich lieh er aber auch seinen eigenen Betrachtungen und Empfindungen über die wichtigsten Angelegenheiten des menschlichen Geschlechtes in eigenen Dichtungen tief ergreifende Worte. Im Jahre 1784 gab er den ersten Theil seiner Ideen zur Phi-

losophie der Geschichte der Menschheit heraus, welchem er später noch drei Theile folgen ließ, ohne jedoch dieß herrliche Werk zu vollenden. Hier sucht er die Gesetze, nach denen sich unsere Erde entwickelte und gestaltete, darzulegen; zeigt, wie die Organisation aller Erdgeschöpfe ihrem Dasein und ihrem Zwecke angemessen ist, zergliedert die körperliche und geistige Einrichtung des Menschen und weist auf das klarste dessen Bestimmung zur Humanität und Unsterblichkeit nach. Dann läßt er uns erkennen, wie die Menschen, je nach ihrem Wohnorte, ihrer Beschäftigung und ihrem Schicksale das geworden, was sie sind, daß sie aber unter allen Verhältnissen Menschen, unsere Brüder bleiben, und führt uns dann durch das wechselnde Schauspiel des Emporblühens und Vergehens der einzelnen Völker bis zur Geschichte der Kreuzzüge, richtet aber hierbei stets unsern Blick auf die trotz der Vernichtung des Einzelnen stets fortschreitende allgemeine Bildung des Menschengeschlechtes zur Humanität und Vervollkommnung. Ueberall aber lehrt er uns die Güte und Weisheit des großen Weltenschöpfers erkennen, und heiligt so durch die Erweckung der reinsten und innigsten Liebe zu Gott und den Menschen unser Inneres zu den großartigsten und erhebendsten Gefühlen und Thaten für die Pflege und Verbreitung der Humanität. So kämpft er siegreich gegen jedes engherzige Abschließen der Menschen nach Religionen, Völkern, Farben und Ständen; überall ist der Mensch unser Bruder, und wenn wir auch verschieden seyn mögen, immer sind wir die Kinder Eines Vaters, zu gleichem Zwecke, zu gleichem Genusse menschlichen Glückes bestimmt.

Während Herder mit diesem unsterblichen Werke beschäftigt war, wurde es ihm endlich möglich, den Lieblingswunsch seiner Jugend zu erfüllen. Er unternahm eine Reise durch Franken, Baiern und Tyrol nach Italien und sah Rom, Neapel und Florenz. Wie tief mag einen solchen Mann der Anblick dieser Länder und Städte bewegt haben, zu deren Ausschmückung und Verherrlichung Natur, Kunst und Geschichte in nie gesehenem Wetteifer gewirkt haben! Mit neuem Lebensmuthe und herrlichen Planen für seine künftige Wirksamkeit kehrte er nach Weimar zurück, das ihn, da er einen abermaligen höchst ehrenvollen Ruf nach Göttingen ablehnte, als neu geschenkt begrüßte. Auch fand er jetzt in seiner Thätigkeit für die Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens mehr Unterstützung und Förderung,

besonders, nachdem er als Vicepräsident und später als Präsident des Konsistoriums seinen Unternehmungen mehr Nachdruck geben konnte. Unter seiner Leitung wurde das Gymnasium reformirt, ein Schullehrer-Seminar gegründet und die Einrichtung des Waisenhauses verbessert. Nicht nur durch diese von ihm hervorgerufenen und verbesserten Anstalten war er für das Erziehungswesen thätig, sondern er schrieb auch selbst treffliche Lehrbücher für die Jugend und gab Luthers Katechismus neu heraus.

Dabei lebte er glücklich in seinem häuslichen Kreise, geliebt und verehrt von einer ihm gleichgesinnten Gattin, von mehren wohlgerathenen Söhnen und hoffnungsvollen Töchtern, deren Erziehung er mit der sorgsamsten Liebe leitete. Vertraute Freunde schlossen sich an, unter diesen besonders Georg Müller, der Bruder des Geschichtsschreibers, und der gleich geist- als gemüthreiche Jean Paul Friedrich Richter. Die ihm von dem damaligen Kurfürsten von Baiern ertheilte Adelswürde war ein erfreuliches Zeichen fürstlicher Anerkennung eines durch Geistes- und Seelenadel so hervorragenden Mannes. Für Herder's Kinder knüpften sich zugleich manche Aussichten für deren künftige Lebensstellung daran.

Aber schon seit dem Anfange des Jahres 1801 war Herder leidend. Seine Gesundheit war durch die Reizbarkeit seiner Nerven angegriffen, und seine Augen waren so geschwächt, daß er dadurch am Arbeiten gehindert wurde. Mehre Badekuren hatten wohl zeitweise Erleichterung, aber keine gänzliche Hebung seines Leidens bewirkt. Deß ohnerachtet war er unausgesetzt thätig. In den Briefen zur Beförderung der Humanität und in der Adrastea arbeitete er fortwährend für Verbreitung der Humanität. Aus dem Standpunkte derselben würdigte er Zeiten, Regenten und Schriftsteller und zeigt ihre Verdienste um die Humanität. Vor Allem war es aber hierbei, wie in seiner ganzen Wirksamkeit sein Streben, die große Kluft, welche die deutsche Gelehrsamkeit zwischen dem Wissen und Thun geöffnet, zu schließen, und durch das Gefühl und die Ueberzeugung auf den Willen zu wirken, daß er zur That werde. Und wenn jetzt unsere Zeit das Streben auszeichnet, die Wissenschaft und das Leben zu vermitteln, die Ideen zur Wirklichkeit zu führen; so ist es Herder, der diese große Umgestaltung unseres deutschen Lebens zuerst angeregt und mit rü-

stigem Eifer für dieselbe gekämpft hat. Er ist ein leuchtendes Vorbild geworden; in ihm waren Wissen und Thun Eins.

Eine zwei Monate lange Krankheit, während welcher seine Natur mit allen den verschiedenartigen Leiden zu kämpfen hatte, von denen sie bereits seit längerer Zeit angegriffen war, endete nach mehren Nervenschlägen am 18. Dezember 1803 die thatenreiche Laufbahn des edelsten Verfechters der Humanität. Er schied zum herben Schmerze seiner Familie, seiner Freunde und Verehrer, zum unersetzlichen Verluste für sein Volk und für die Menschheit. Doch der Samen, den er gestreut, ist nicht verloren; er keimt und blüht, und seine Früchte werden bleiben zur Erquickung und Veredelung der Menschheit. Sein Geist aber hat sich erhoben über der Erde niedere Räume zum beseligenden Anschauen jener lichten Sphären, die er so tief geahnet, so erhaben verkündet, und auf die er so bedeutungsvoll hinweist in den letzten Worten, die er für seine Adrastea schrieb, wenn er mit Gerstenberg singt:

„In neue Gegenden entrückt
Schaut mein begeistert Aug umher; erblickt
Den Abglanz höh'rer Gottheit, ihre Welt
Und diese Himmel, ihr Gezelt!
Mein schwacher Geist, in Staub gebeugt,
Faßt ihre Wunder nicht und schweigt."

Denhard.

Johann Sebastian Bach.

Groß und vielseitig sind deutsche Bestrebungen in dem Bereich der Künste stets gewesen und in ewiger Glorie strahlen uns die Namen unserer Meister für alle Zeiten entgegen; allein mit ganz besonderm Stolze dürfen wir auf die Werke der Tonkunst blicken; hier besitzen wir einen solchen Reichthum, wie ihn keine andere Nation aufzuweisen vermag und wir nennen das Gediegenste, Größte und Erhabenste darin unser Eigenthum. Nichts von dem was wir unser nennen, genießt aber auch einer so ausschließlichen Verehrung und Anerkennung aller gebildeten Nationen als der harmonische Schatz, der in den Werken unserer Tonsetzer ruht. Wenn auch die Fremden in anderen Kunstbereichen uns mit mehr oder minderm Rechte gleichzustehen vermeinen, oder uns gar überbieten zu können glauben; in der Tonkunst erkennen sie uns den Vorrang zu; und wenn sie ihrem Herzen ein gefühlvolles Fest, ihren Ohren einen Schmaus bereiten wollen, in den Hofkonzerten Frankreich's und England's, bei großen feierlichen Gelegenheiten, bei Musikfesten, deren Kräfte von weit und breit her verschrieben werden, immer herrscht deutscher Tonsatz vor, immer sucht man deutschen Chorgesang herbeizuziehen, und ein deutscher Meister wird eingeladen die Aufführung zu leiten. Mit dieser fremden Anerkennung lag nun aber freilich bisher die eigene Vernachläßigung des Deutschen im Streite, die sich auch, namentlich im Bereiche der Oper in der Vorliebe für den italienischen Gesang deutlich kund gibt; allein das kann getrost auf Rechnung der Mode geschrieben werden, die heute so, morgen so die Menge leitet, wandelbar ist, wie sonst nichts auf der Welt, und deren Aeußerungen den warmen Kunstfreund

nicht bekümmern dürfen, da Alles, was von ihr ausgeht, nicht tiefer eingreift, und das Wahre, Schöne, das im ächten Sinne des Wortes Gediegene, auch ewig dem Strebenden vorleuchten und jedem Sinnigen nur allein Genuß gewähren wird.

Zu den Namen, welche den größten Tonsetzern unserer Nation beizuzählen sind, gehört aber unstreitig Johann Sebastian Bach. Nur in seiner frühern Zeit blieb er von dem Einflusse der Mode nicht völlig unberührt, dann aber schälte er sich davon los und sein innerster Kern trat wie hellpolirtes Metall, rein und makellos an's Tageslicht. Er erhielt den Ruf des ersten Klassikers im Tonsatze von den bedeutendsten Stimmführern und Niemand ist da, der ihm bis jetzt diesen Titel streitig zu machen gewagt hätte. Dennoch aber ist dieser Name so wenig in die Masse gedrungen und Der oder Jener, der ihn schon hörte und wohl auch vom Hörensagen ihn mit einem gewissen Grade von Ehrfurcht nachspricht, weiß sich keine klare Rechenschaft zu geben, weil die Werke des Mannes ihm unbekannt geblieben sind.

Um dieß zu begreifen, muß man ihn in seinen engeren Lebensverhältnissen kennen zu lernen suchen, vor Allem aber auch sich mit den Eigenthümlichkeiten des Geschlechtes bekannt machen, dem er entsprossen ist.

Fast zweihundert Jahre lang war die edle Musica heimisch unter den Vorfahren Johann Sebastians, und nicht bloß wurde sie zu Lust und Ergötzen geübt, wie es wohl heutzutage auch Leute treiben, die sich Dilettanten nennen, sondern sie war dort ganz eigentlich zum Lebensberuf erkoren, und wurde daher mit besonderem Fleiße gepflegt und ausgeübt. Der uns bekannte Stammvater der Familie war Veit Bach, der als Bäckermeister zu Preßburg in Ungarn seßhaft war, allein beim Ausbruch der Religionsunruhen im sechszehnten Jahrhundert seinen Wohnort verließ und nach Thüringen übersiedelte, wo er Ruhe und Sicherheit zu finden hoffte. Er wählte ein Dorf bei Gotha, Wechmar, zu seinem Aufenthalte, und begann dort die Bäckerprofession von Neuem. Zu seiner Erholung spielte er die Zither und er liebte dieses Instrument so leidenschaftlich, daß er es überall, wo es sich nur thun ließ, mit sich führte. Selbst in der Mühle spielte er darauf trotz Klappern und Lärmen. Diese Neigung zur Musik nährte er auch bei seinen Kindern, welche es eben so bei den Ihrigen machten, bis endlich die ganze

Sippschaft aus musikalischen Leuten bestand, die nunmehr die Tonkunst zu ihrer Hauptbeschäftigung zu machen begannen, und bald die meisten Kantor-, Organisten- und Stadtmusikanten-Stellen im thüringer Lande inne hatten. Wenn nun auch Keiner von ihnen eines besondern Ruhmes in der musikalischen Welt theilhaftig wurde, so zeichneten sich doch schon damals Einige des Namens Bach unter ihren Zeitgenossen vortheilhaft aus. Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts ließ bereits ein Graf von Schwarzburg-Arnstadt drei Enkel des alten Veit Bach auf seine Kosten nach Italien reisen, um sich dort in der Kunst zu vervollkommnen. Ob sie bedeutend wurden, kann indeß nicht gesagt werden, da von ihren Kompositionen uns nichts aufbehalten wurde.

Die Söhne dieser drei, also die Urenkel des alten Veit sind uns schon bekannter geworden, indem der große Johann Sebastian Bach bemüht war, Einiges aus ihren Werken zu sammeln. Der Eine von ihnen, welcher Johann Christoph hieß und Hof- und Stadtorganist in Eisenach war, componirte mit zweiundzwanzig obligaten Stimmen und in Rücksicht auf Harmonie vollkommen rein, welches in damaliger Zeit die größte Bewunderung erregte. Ein Anderer, Johann Bernhard mit Namen, Kammermusikus zu Eisenach, soll vorzüglich schöne Ouvertüren in französischer Art gesetzt haben.

Diese Männer wären gewiß zu größerem, weiter verbreitetem Ansehen gelangt, wenn sie nicht mit so treuherziger Liebe an ihrer Scholle gehaftet hätten, und gleich Anderen es gewagt haben würden, Reisen in's Ausland zu unternehmen. Allein dieß ist ein charakteristischer Zug in dem Leben dieser alten Meister. Genügsam von Natur und durch ihre Erziehung noch mehr darin bestärkt, bedurften sie nur wenig zum Leben, welches durch die gewissenhafte Ausübung und die andächtige Liebe zu ihrer Kunst den höchsten Reiz erhielt; ohne Neid sahen sie Reichthümer und Ehren auf Fremde übergehen und dachten sich dabei wohl: daß Jene ohne solche sogenannte Auszeichnungen nicht glücklich gewesen wären. Nächst diesem schönen Triebe zur Genügsamkeit beseelte die Glieder der Bach'schen Familie überdieß auch noch eine große Anhänglichkeit zu einander. Sie lebten zerstreut im ganzen thüringer Lande umher, später dehnten sie sich auch nach Ober- und Niedersachsen, ja bis nach Franken aus, allein einmal im Jahre kamen sie

doch an einem bestimmten Tage an einem Orte zusammen. Sie wählten dazu gemeinhin Erfurt, Eisenach oder Arnstadt. Musik war die Seele dieser Zusammenkünfte, denn die Mitglieder der Familie waren ja sämmtlich Kantoren, Organisten und Stadtmusikanten. Nach der Sitte damaliger Zeit begann das Fest andächtig mit einem Chorale, dann ging man zu Weltlichem über und schloß mit heiteren Scherzen. Einer dieser Letztern war eigenthümlicher Natur und verdient hier besonders erwähnt zu werden. Sie sangen nämlich lustige Volkslieder aus dem Stegreif, doch so, daß die verschiedenen extemporirten Stimmen eine Art von Harmonie bildeten, während die Texte aber in jeder Stimme etwas Anderes ausdrückten. Sie nannten diesen musikalischen Schwank Quodlibet, und erheiterten nicht nur sich, sondern erregten auch dadurch bei Allen, welche zuhörten, ein unwiderstehliches Lachen. Man glaubte, daß sich von diesen Anfängen die erste komische Oper in Deutschland herschreiben lasse, allein der gelehrte musikalische Kunsthistoriker und Kritiker J. N. Forkel widerspricht dieser Annahme, indem dergleichen Quodlibete nicht von den Bach's erfunden wurden, sondern schon weit früher, zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts bestanden haben sollen.

Es schien uns nöthig, diese kurze Schilderung einer Familie hier herzusetzen, aus der das große Licht in der Tonkunst hervorging, das seiner Zeit nicht nur voranleuchtete, sondern auch für ewige Zeiten als ein Stern erster Größe glänzen wird.

Es war um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, als zwei Brüder in der Bach'schen Familie eine ganz besondere Aufmerksamkeit auf sich zogen. Sie waren Zwillinge und einander so ähnlich, daß selbst ihre Frauen sie nur durch die Kleidung zu unterscheiden vermochten. Beide liebten sich auf's Zärtlichste; Sprache, Gesinnung, der Styl ihrer Musik und die Art ihres Vortrags, Alles war einander gleich. Wenn einer krank war, war es auch der Andere. Auch starben sie bald nach einander. Der Eine dieser merkwürdigen Geschwister, hieß Johann Ambrosius und war Hof- und Stadtmusikus zu Eisenach, ihm wurde am 21 März 1685 ein Sohn geboren, den er Johann Sebastian taufen ließ, allein schon im Jahre 1695, als dieser Sohn noch nicht das zehnte Jahr vollendet hatte, nahm der Vater Abschied vom Leben und Johann Sebastian, dessen Mutter schon früher gestorben war,

wurde von seinem älteren Bruder Johann Christoph, welcher Organist in Ordruff war, in's Haus genommen. Von diesem bekam er den ersten Unterricht im Klavierspiel. Die Fortschritte, die er machte, waren erstaunlich; bald war ihm nichts mehr schwer genug. Sein Bruder besaß ein Heft, in welchem Kompositionen der damals berühmtesten Meister im Klavierspiel, eines Froberger, Fischer, Karl, Pachelbel, Buxtehude, Bruhns, Böhm enthalten waren. Dieses Buch zu erhalten, war des kleinen Sebastians sehnlichster Wunsch, allein sein Bruder that mit seinem Schatz sehr geheim und wollte ihm denselben nicht einhändigen. Dadurch wuchs die Begierde bei dem Kleinen nur um so mehr und er wußte sich das Buch endlich durch List zu verschaffen. Kaum sah er sich in dem Besitz desselben, so machte er sich darüber her, das Ganze abzuschreiben, da dieß Geschäft jedoch nur verstohlen abgemacht werden konnte, so schrieb er nur bei mondhellen Nächten und brachte damit sechs volle Monate zu. Hocherfreut darüber, daß er endlich sich seines Schatzes bedienen konnte, verrieth er sich und sein Bruder entzog ihm die mühsam erworbene Handschrift und gab sie ihm trotz alles Weinens und Bittens nicht wieder. Erst nach dem bald darauf erfolgten Tod seines Bruders, kam ihm die Abschrift in die Hände; allein jetzt stand er abermals verwaist da.

Er schloß sich einem seiner Mitschüler, Namens Erdmann, an, der nach Lüneburg ging. Hier gelang es ihm wegen seiner schönen Diskantstimme, in den Chor der Michaelisschule aufgenommen zu werden; aber bald verlor er seinen Diskant, ohne eine andere gute Stimme sögleich dafür zu erhalten. Er reiste nun nach Hamburg und Celle; in der ersteren Stadt hörte er den damals berühmten Organisten Johann Adam Reiniken, in der Letzteren lernte er die aus Franzosen bestehende Kapelle kennen und machte sich mit dem musikalischen Geschmack dieser Nation bekannt, deren damaliger größter Meister Lully war. Einen besondern Einfluß dieser Kenntniß auf Sebastian Bach und seine Kunst ist jedoch nicht ersichtlich.

Von Lüneburg kam Bach, als er achtzehn Jahre alt war, nach Weimar, wo er Hofmusikus wurde. Hier mochte es ihm jedoch nicht gefallen haben, und schon im nächsten Jahre sehen wir ihn als Organist in Arnstadt, wo er sich mit siebzig Thalern jährlichen Gehalts begnügte und froh war, daß ihm

Muße blieb, eine Fußreise nach Lübeck anzutreten, um den dortigen Organisten an der Marienkirche, Dietrich Buxtehude, zu hören, dessen Kompositionen er kannte und verehrte. So einfach und bescheiden waren die Ansprüche, die ein deutscher Künstler von damals machte; man vergleiche sie einmal mit denen der heutigen! Im Jahre 1707 übernahm er den Posten eines Organisten an der St. Blasiuskirche zu Mühlhausen, allein kaum hatte er ihn angetreten, so machte er eine Reise nach Weimar und gefiel dem Herzoge so sehr durch sein Orgelspiel, daß dieser ihn zu seinem Hoforganisten ernannte. Wir erblicken Bach jetzt in einem großen Wirkungskreise, der dadurch noch mehr erweitert wurde, daß der Herzog ihn zu seinem Konzertmeister erhob, und ihm die Komposition und Direktion der Kirchenmusik übertrug.

In dieser so vortheilhaften Stellung erreichte Bach das zweiunddreißigste Lebensjahr, und stand bereits auf dem Gipfel seiner Kunst und des Ruhmes. Sein Bildungsgang war stille und geräuschlos vorangeschritten; er hatte unablässig studirt, gespielt und componirt und beherrschte die Kunst in solchem Grade, daß er von seinen mitstrebenden Zeitgenossen wie ein Riese betrachtet wurde. Ein Zufall sollte noch dazu kommen, diese Meisterschaft in's hellste Licht zu setzen.

Ein französischer Orgelspieler Marchand, der seiner Anmaßungen wegen vom Hofe zu Paris entfernt worden war, erschien in Dresden und gefiel dem Könige von Polen und Kurfürsten von Sachsen so sehr, daß er ihn in seine Dienste nehmen wollte. Der dortige Konzertmeister Volumier, der Bach's Spiel kannte und wohl wußte, daß es in Zierlichkeit und Feinheit dem Spiele des Fremden nicht nachstand, ihm aber an Tiefe und Gedankenfülle weit vorzuziehen sei, versprach dem Könige ein besonderes Vergnügen davon, beide Virtuosen mit einander in demselben Konzerte wetteifern zu sehen und veranlaßte ihn, Bach zu diesem Zwecke nach Dresden zu berufen. Bach erschien und Volumier verschaffte ihm Gelegenheit seinen Gegner, ohne daß es dieser wußte, zu hören. Der deutsche Meister verlor dadurch den Muth nicht, sondern schrieb auf der Stelle an den Franzosen, er möge sich mit ihm in einen Wettstreit einlassen, wobei er sich anheischig machte, Alles was ihm Monsieur Marchand aufgeben würde, aus dem Stegreife auszuführen, von ihm sich aber die gleiche Bereitwillig-

keit erbat. Jener ging darauf ein, und der König, so wie der ganze Hof, verfügten sich zur bestimmten Stunde in das Local, wo dieses merkwürdige Konzert statt finden sollte. Allein nur Bach erschien; Marchand hatte sich heimlich aus Dresden entfernt. War nun dem deutschen Künstler der Kampfplatz geblieben, so blieb ihm aber auch der Sieg; er ließ sich hören und erregte die außerordentlichste Bewunderung.

Von Weimar begab sich Bach als Kapellmeister an den Hof des Fürsten Leopold von Anhalt-Köthen, der für einen großen Kenner der Musik galt und in dieser Stellung blieb er sechs Jahre. Nur eine Reise unternahm er von hier aus nach Hamburg, wo er sich auf der Orgel hören ließ, bei welcher Gelegenheit sein früheres Vorbild, der alte, fast hundertjährige Organist Reiniken ihm zurief: Ich dachte, diese Kunst wäre ausgestorben; ich sehe aber, daß sie in Ihnen noch lebt.

Achtunddreißig Jahre war Bach alt, als er den Ruf an die Thomasschule in Leipzig erhielt, um dort Musikdirektor und Kantor zu werden, welchen Posten er bis an sein Ende bekleidete. Er wurde nun auch vom Herzog von Weißenfels zum Kapellmeister ernannt, und von Dresden aus ertheilte man ihm den Titel eines Königlich Polnischen und Kurfürstlich Sächsischen Hofcompositörs. Einen Glanzpunkt in dem sonst so stillen und einfachen Leben Bach's wollen wir hier noch anführen. Einer seiner talentvollen Söhne, die nach dem in der Familie heimisch gewordenen Grundsatze, alle Musiker von Profession waren, wurde bei der Thronbesteigung Friedrich's des Großen, der bekanntlich die Kunst selbst übte und pflegte, zur Kapelle nach Berlin berufen. Dieß war der gleichfalls berühmte Künstler Karl Philipp Emanuel, ein würdiger Sohn seines Vaters. Johann Sebastian galt nach dem Ausspruche Aller für den ersten Meister im ernsten Satze so wie im Spiel des Klaviers und der Orgel. Der junge, geistreiche Monarch trug Lust, ihn zu hören, und äußerte dieß dem Sohne, welcher es seinem Vater nach Leipzig meldete, der jedoch theils aus angeborener Gleichgültigkeit gegen Alles was wie Eitelkeit oder Ruhmsucht aussah, theils wegen überhäufter Geschäfte, nicht darauf achtete und der Einladung nicht nachkam. Endlich wurde aber der König dringender und fragte schon ziemlich ungehalten seinen Hofmusikus: warum denn sein Vater nicht

komme. Dieß bestimmte den Sohn, des Königs Wunsch dem Vater wiederholt mitzutheilen, und Johann Sebastian konnte endlich nicht umhin, sich nach Berlin zu verfügen. Er nahm seinen ältesten Sohn Wilhelm Friedemann mit, der auch einer der größten Orgelspieler war.

Beim Könige von Preußen war gerade Konzert, an dem der Monarch selbst als Flötenspieler thätigen Antheil nahm, als ein Offizier eintrat, und den Rapport der angekommenen Fremden überbrachte. Der König hatte kaum einen Blick auf den Zettel geworfen, als er die Flöte aus der Hand legte und freudig ausrief: Meine Herren, der alte Bach ist gekommen! Sogleich wurde der Alte auf das Schloß beschieden, der trotz seiner geraden Weise doch in einige Verlegenheit gerieth, so mir nichts dir nichts im Reisekleide vor dem großen Könige zu erscheinen. Bach mußte sogleich die in verschiedenen Gemächern des Schlosses herumstehenden Silbermann'schen Fortepiano's probiren, welche als die vorzüglichsten jener Zeit galten, und statt des unterbrochenen Konzerts ein anderes durch seine Phantasien zum Besten geben, wobei der König und die ganze ihn begleitende Kapelle die Zuhörer waren. Er bat sich von Friedrich ein Fugenthema aus, das er auf die bewunderswertheste Weise aus dem Stegreife durchführte, dann gab er auf den Wunsch des Königs noch eine Fuge mit sechs obligaten Stimmen zum Besten, zu welcher er selbst das Thema wählte, indem nicht jedes zu solcher Vollstimmigkeit geeignet ist. Andern Tages wurde Bach ebenso zu allen Orgeln in Potsdam geführt, wo er sich gleichfalls hören lassen mußte und gleiche Bewunderung erregte. Nach seiner Zurückkunft in Leipzig arbeitete er das vom König erhaltene Thema drei- und sechsstimmig aus, und ließ es unter dem Titel „Musikalisches Opfer" mit einer Widmung an Friedrich den Großen erscheinen.

Jetzt unternahm der Meister keine Reise mehr. Sein anhaltender Fleiß, besonders in jüngern Jahren, wo er zwischen Tag und Nacht bei seinen Studien keinen Unterschied machte, hatte sein Gesicht geschwächt. Er litt am Staar, und ein aus England gerade in Leipzig anwesender Augenarzt, versuchte auf das Zureden von Bach's Kindern und Freunden die Operation, die aber zweimal mißglückte. Er wurde jetzt vollkommen blind, und nun erlag auch sein bis dahin so starker Körperbau. Er

kränkelte noch ein halbes Jahr und starb am Abend des dreißigsten Julius 1750 im sechsundsechszigsten Jahre seines Alters. Seltsam war es, daß er am Morgen des zehnten Tages vor seinem Ende plötzlich wieder sehen, und das Licht ertragen konnte; bald darauf aber trat ein Schlagfluß ein, dem sein ohnehin abgematteter Körper gänzlich erlag.

Er hinterließ aus zwei Ehen zwanzig Kinder, nämlich eilf Söhne und neun Töchter; wie schon oben erwähnt wurde, sind einige der ersteren, wie Philipp Emanuel und Friedemann Bach, als Musiker und Komponisten in die Fußtapfen ihres Vaters getreten, und haben gleich ihm bei ihren Zeitgenossen großen Ruhm erlangt.

Nachdem wir nunmehr das so höchst einfache und bescheidene Leben des großen deutschen Künstlers in wenigen Umrissen skizzirt haben, bleibt uns noch übrig darzuthun, von welcher Art denn seine Kunst eigentlich war, die nicht nur so mächtig auf seine Zeitgenossen wirkte, sondern ihn auch zur Quelle werden ließ, aus der die späteren gewaltigen Genien eines Mozart, Beethoven und vieler Anderen, Lehre und Befruchtung ihrer Ideen schöpften, und die ihn noch Heute als ein Muster der tiefsinnigsten Auffassung der Harmonie und ihrer Darstellung in einer strengen und grandiosen Form, geeignet erhebende Gefühle und andächtigen Sinn zu erwecken, erscheinen läßt.

Was Bach als Klavier- und Orgelspieler war, ist für uns natürlich nicht mehr in eine faßliche Vorstellung zu bringen. Von seinen Zeitgenossen ward er bewundert, ob er diese Bewunderung noch jetzt, wo das Technische des Klavierspiels bis zum Unglaublichen gesteigert worden ist, bei dem Publikum im weiteren Sinne erregen würde, muß verneint werden. Daß seine Art, die Tasteninstrumente zu behandeln, von der seiner Zeitgenossen und Vorgänger himmelweit verschieden gewesen seyn müsse, ist jedoch jedenfalls anzunehmen. Allein selbst der gelehrte Forkel, dessen Kenntnissen und Forschungen wir so Vieles über den frühern Zustand der Musik in Deutschland zu danken haben, vermochte es nicht ausfindig zu machen, wodurch sich Bach vornehmlich in dieser Hinsicht hervorthat. Wahrscheinlich lag es in seiner leichten, zwanglosen Bewegung der Finger, in dem schönen Anschlage, in der Deutlichkeit und Schärfe der Verbindung auf einander folgender Töne, in einer vortheilhaften bisher ungekannten Fingersetzung, in der gleichmäßigen

Bildung und Uebung aller Finger beider Hände, in der großen Mannigfaltigkeit seiner melodischen Figuren, wodurch er sich eine Allgewalt über das Instrument verschaffte, so daß es für ihn nach dem damaligen Zustande der Dinge, keine Schwierigkeiten mehr gab. Eben so groß war auch seine Fertigkeit, Partituren zu übersehen und ihren wesentlichen Inhalt beim ersten Anblick auf dem Klavier vorzutragen.

Nächst diesen glänzenden Eigenschaften, die ihn bei seinen Zeitgenossen in so großes Ansehen hoben, waren es nun aber seine Verdienste als Komponist, die ihm den bleibendern Nachruhm sicherten. Seine Orgelkompositionen verschmähten das Gewöhnliche und Alltägliche und hier erreichte er den wahrhaft heiligen Styl wie kein Anderer, ein Styl, der die Zuhörer mit Schauer und Bewunderung erfüllt, und der aus dem innersten Wesen des Mannes strömte, der dieser Mann so ganz selbst war.

Durch die Art, wie Johann Sebastian Bach die Harmonie und Modulation behandelte, mußte nothwendig auch seine Melodie eigener Art seyn. Forkel, den wir schon oben anführten, bemerkt, daß bei der Vereinigung mehrer zugleich mit einander fortlaufenden Melodien, welche sämmtlich singbar seyn sollen, keine einzelne so hervorstechend seyn kann, daß sie die Aufmerksamkeit des Zuhörers auf sich allein ziehen könnte. Dieses Hervorstechende müssen gleichsam alle mit einander theilen, so daß bald die eine, bald die andere Melodie vorzüglich glänzen wird, dennoch aber von den neben ihr herlaufenden, ebenfalls singenden Stimmen vermindert zu werden scheint, weil die Aufmerksamkeit des Zuhörers dadurch getheilt wird. Dieses scheint jedoch nur so, denn im Grunde wird jener Glanz nicht vermindert, sondern vielmehr erhöht, wenn der Zuhörer Uebung genug hat, das Ganze auf einmal übersehen und fassen zu können. Deßhalb sollten sich die wahren Freunde und Verehrer der Tonkunst diese Uebung durch das recht oftmalige Anhören solcher strengen Werke zu verschaffen suchen; sie würden hieraus eine Quelle neuen, nachhaltigen Genusses erwachsen sehen, wie er ihnen von der leichten Waare der Mode und des Augenblicks nie geboten wird.

Die Fuge, worin Sebastian Bach so unerreicht dasteht, schildert Forkel so: ein charaktervolles Thema, ununterbrochen bloß aus demselben hergeleiteter, eben so charaktervoller Ge-

sang von Anfang bis an's Ende; nicht bloß Begleitung in den übrigen Stimmen, sondern in jeder ein selbstständiger mit den andern einverstandener Gesang, wiederum vom Anfange bis an's Ende; Freiheit, Leichtigkeit und Fluß und Fortgang des Ganzen; unerschöpflicher Reichthum an Modulation, mit untadelhafter Reinheit verbunden; Entfernung jeder willkührlichen, nicht zum Ganzen nothwendig gehörigen Note; Einheit und Mannigfaltigkeit im Styl, im Rhythmus und in den Tonfüßen und endlich ein über Alles verbreitetes Leben, wobei es dem Spieler oder Hörer bisweilen vorkommt, als wenn alle Töne in Geister verwandelt wären, dieß sind die Eigenschaften der Bach'schen Fuge, Eigenschaften, die bei jedem Kenner, welcher weiß, was für ein Maß von Geisteskraft zur Hervorbringung solcher Werke erforderlich ist, Bewunderung und Staunen erregen müssen.

In seinen Gesangkompositionen zeigte sich Bach eben so vollendet. Er hatte stets den Inhalt der ganzen Aufgabe im Auge und nicht den Ausdruck einzelner Worte. Seine Chöre athmen Großartigkeit und Feierlichkeit. Ueberall herrscht derselbe Reichthum der Harmonie; seine Recitative sind musterhaft declamirt und in seinen Arien zeigen sich die feinsten und ausdruckvollsten Melodien. Unter seinen Motetten finden sich mehre, die Alles übertreffen, was wir in dieser Art besitzen. Es sind jedoch große Kunstwerke, schwierig auszuführen und nur gehörig stark besetzt, machen sie die rechte Wirkung. Leipzig ist der Ort, wo man sie vorzugsweise noch trefflich zu hören bekommt.

Als Merkwürdigkeit verdient angeführt zu werden, daß Sebastian Bach, ein so freundlich geselliger Mann er sonst auch war, nie ein Lied gemacht hat. Die kleinere, der geselligen Unterhaltung gewidmete Kunst lag ihm fern; er war tief, erhaben durch und durch, wenn er sich in seinem Reiche bewegte, das er wie Keiner vor und mit ihm beherrschte.

Er hatte eine Menge Schüler gebildet, welche nach ihm die eigenthümliche Bach'sche Weise fortpflanzten, und auch so hat er segenreich für die ächte Bildung deutscher Kunst gewirkt, die überhaupt diesem großen Manne unendlich viel zu danken hat. Unter seinen Schülern sind vorzüglich zu nennen: Johann Kaspar Vogler, der nicht mit dem spätern sogenannten Abt Vogler zu verwechseln ist, Homilius zu Dresden, Krebs in

Altenburg, Agricola, Preußischer Hofkomponist, der berühmte Kirnberger zu Berlin, der die Kunst des reinen Satzes herausgab, Kittel in Erfurt, Voigt in Anspach und mehre Andere, wenn auch nicht wie diese hervorragende, doch tüchtige Männer ihres Faches. Hierzu kommen noch seine Söhne. Der älteste, Wilhelm Friedemann, der seinem Vater am nächsten kam, von dem aber nur wenige Kompositionen vorhanden sind, da er wenig schrieb und ein lockeres Leben geführt haben soll; Christian Philipp Emanuel, durchaus edel, wenn auch mehr volksthümlich in seinen Kompositionen, der es laut erklärte, daß er einen andern Styl, als den seines Vaters sich deßhalb erwählt habe, weil er jenen nie in seiner Größe erreicht haben würde; dann Johann Christoph Friedrich, minder bedeutend als die Vorigen; endlich Johann Christian, der sogenannte mailändische Bach und der jüngste der Brüder, der englische Bach, der seines Vaters eigenen Unterricht nicht mehr genoß und zu seiner Zeit ein beliebter Volkskomponist wurde. Auch diese Verdienste, die er um die sorgfältige Ausbildung seiner Schüler und die musikalische Erziehung seiner Kinder sich erwarb, zeichnen den Mann gewiß sehr ehrenvoll aus.

Wie er in seiner Kunst bewundernswerth war, so war er es auch in seiner Bescheidenheit. Nie gründete er auf seine große Ueberlegenheit besondere Ansprüche. Er war mild, freundlich und billig in seinem Urtheil. Wenn er gefragt wurde, wie er es denn angefangen habe, der Kunst in einem so hohen Grade mächtig zu werden, so pflegte er zu antworten: „Ich habe fleißig seyn müssen; wer eben so fleißig ist, der wird es eben so weit bringen.“ Er mochte gern fremde Musik hören und schätzte vor allen Andern: den kaiserlichen Oberkapellmeister Fux in Wien, Hasse, Händel, Graun, Benda. * Für die Oper im Allgemeinen, wie sie damals beschaffen war, konnte

* Von Fux haben sich keine Werke in der Ausführung bis auf unsere Zeit erhalten; auch von Hasse nicht, der in Italien siegreich, die große Oper nach damaligem Zuschnitt bei uns einheimisch machte; Händel, der Gewaltige, lebt noch immer in seinem Messias, Judas Maccabäus, Samson, Alexandersfest, in ewiger Macht der Jugend; Graun's Opern sind dagegen vergessen, doch ist sein Tod Jesu es nicht; Georg Benda's Melodramen, Medea, Ariadne konnten Bach wohl erst in den letzten Lebensjahren bekannt werden, es ist hier also wohl der große Violinist Franz Benda gemeint, der in Friedrich des Großen Kapelle als Konzertmeister angestellt war.

ein Geist wie Bach nicht sehr eingenommen seyn, dennoch besuchte er oft Dresden, wo Hasse an der Spitze der Oper stand, und seine Frau, die berühmte Sängerin Faustina Hasse geborene Bordoni aus Venedig glänzte. Gewöhnlich ließ Bach sich von seinem ältesten Sohne begleiten, und soll dann zu ihm gesagt haben: Friedemann, wollen wir nicht die schönen Dresdener Liederchen einmal wieder hören? Forkel, der diesen Zug uns bewahrt hat, fügt hinzu, daß er überzeugt sei, Bach würde selbst diesen an sich gewiß unschuldigen Scherz wohl gegen Niemand als gegen seinen Sohn sich erlaubt haben, der selbst schon wußte, was in der Kunst groß und was bloß schön und angenehm darin ist. So waren diese alten Herren; mild, bescheiden und freundlich, wie die ächte Größe stets ist. Man möge nur einmal in unseren Tagen hiezu die Parallelen suchen.

Bach's Loos im Leben war und blieb, trotz seines Namens und Ruhms, stets ein einfaches, von Glanz wie von Reichthum leer. Sein Amt war zwar für jene Zeit sehr einträglich zu nennen, allein er hatte auch eine große Anzahl Kinder von den Einkünften desselben zu erziehen. Andere Hülfsquellen, die ihm aus der Ausbeutung seiner Kunstfertigkeit, wie viele Andere sie nicht verschmähten, hätten erwachsen können, suchte er nicht. Seine Geschäfte als Lehrer, seine Kompositionen und seine Kunst überhaupt, nahmen ihn gänzlich in Anspruch. Er liebte ein häusliches, stilles Leben, und war glücklich in der von seinen Voreltern ererbten Genügsamkeit. An Titeln und äußeren Ehren fehlte es ihm zwar nicht, doch suchte er sie nie, sondern sie ihn.

Außer seinen zahlreichen Kompositionen hat Bach auch noch ein theoretisch-praktisches Werk hinterlassen, welches erst nach seinem Tode im Publikum erschienen ist und „die Kunst der Fuge" heißt. So vortrefflich und einzig dieses Werk auch von allen Kennern befunden wurde, so machte es doch nur wenig Glück in Deutschland. Leider daß wir es sagen müssen: wäre die Kunst der Fuge außerhalb Deutschlands erschienen, von einem Manne der Bach's Ansehen gehabt hätte, so würden aus bloßem Patriotismus schon allein, viele Auflagen vergriffen worden seyn. Bei uns wurden kaum so viele Exemplare verkauft, als nöthig waren, um den Stich der Kupfertafeln zu bezahlen.

Ein anderes Werk dieser Art ist „das wohltemperirte Klavier, oder Präludien und Fugen durch alle Töne. Zum Nutzen und Gebrauch der lehrbegierigen musikalischen Jugend, wie auch den in diesem Studio schon habil seienden zum besonderen Zeitvertreib aufgesetzt und verfertigt.“

Es würde zu weit führen, die große Menge Bach'scher Kompositionen hier anführen zu wollen, von der großen chromatischen Phantasie und Fuge an, bis zu den Sonaten, Präludien, Gique's und anderen Sachen für Klavier und Flügel; ferner die Sachen für die Orgel, die Konzerte für die Violine und das Violoncell.

Unter den Gesangkompositionen sind besonders fünf vollständige Jahrgänge von Kirchenstücken auf alle Sonn- und Festtage hervorzuheben, dann Oratorien, Messen, Kantaten, ein- und zweichörige Motetten u. s. w. Eines seiner bedeutendsten Werke ist die große Passionsmusik nach dem Evangelisten Johannes, die man in einigen größern Städten des Nordens, in unserm Vaterlande während der Charwoche wohl noch zu hören bekommit.

Unser Gewährsmann Forkel, dem wir das Umständliche aus Bach's Leben und Wirken zu danken haben, schließt sein Buch über ihn mit den gewiß zu beherzigenden Worten:

„Das Publikum will Alles menschlich haben und der wahre Künstler soll doch eigentlich Alles göttlich machen. Wie sollte also Beifall der Menge und wahre Kunst nebeneinander bestehen können? Diesen Beifall der Menge suchte daher Bach nie. Er arbeitete für sich; er erfüllte seinen eigenen Wunsch, befriedigte seinen eigenen Geschmack, wählte seine Gegenstände nach seiner eigenen Meinung, und war endlich auch mit seinem eigenen Beifall am zufriedensten. Der Beifall der Kenner konnte ihm sodann nicht entgehen. Wie könnte auch auf andere Art ein wahres Kunstwerk zu Stande gebracht werden? Derjenige Künstler, welcher sich bei seinen Arbeiten darauf einläßt, sie so einzurichten, wie es diese oder jene Klasse von Liebhabern wünscht, hat entweder kein Kunstgenie, oder er mißbraucht es. Sich nach dem herrschenden Geschmack der Menge zu richten, erfordert höchstens einige Gewandheit in einer sehr einseitigen Behandlungsart der Töne.“

Bach, der selbstständige, feste Mann, meinte, der Künstler könne wohl das Publikum, aber das Publikum nicht den

Künstler bilden, und der große Schiller sagt: „Wo die Kunst verfiel, ist sie stets durch die Künstler verfallen.“ Nirgend läßt sich dieser Ausspruch wohl mehr in Anwendung bringen, als auf das musikalische Treiben in unseren Tagen; denn nirgend geht die Bereitwilligkeit der Künstler weiter Alles recht leicht und gefällig einzurichten, daß es jeder zu freiem Gebrauch benützen, in sich aufnehmen, nachträllern und nachspielen kann. Nirgend wird wie hier so sehr dem gemeinen Sinnenkitzel nachgegeben und geopfert, der überall großen Lärm will, Tanzmaße oder weichliche und sinnliche Weisen. Es wäre übertrieben und hieße dem allgemeinen Zwecke der Tonkunst zu nahe treten, wollte man den frohen Menschen ihre Tänze, den Gefühlvollen, den Jüngern, den Heitern, ihre leicht singbaren Lieder verwehren und verdenken und den Musikern es verargen, daß sie auch solche Weisen schaffen; allein darnach soll man streben, dabei auch den Ernst und die Würde der höheren Kunst nach Kräften aufrecht zu erhalten, ihre Werke von Zeit zu Zeit durch wiederholte, gediegene Aufführungen in dem Gedächtniß aufzufrischen und der Neigung und Lust des Tages, der Mode eine Schranke entgegen zu stellen, daß sie nicht über alle Gränze wuchere und den Geschmack verwirre. Diese Wichtigkeit ist nunmehr eingesehen worden und der alte, fast vergessene, das heißt von der leichtfertigen Menge vergessene, Sebastian Bach, ist wieder den Leuten näher gebracht. Ein jüngerer Tonmeister unserer Tage, Felix Mendelssohn-Bartholdy, dessen Oratorium Paulus so viele tausend Herzen schon erfreut und erhoben hat und der es glücklich unternahm im tiefernsten Geiste Bach's zu dichten, hat auch auf andere Weise viel zur Belebung dieses seines großen Vorbildes unter uns gewirkt und so wie er es anregte, daß ihm zu Leipzig ein Ehrendenkmal gesetzt wurde, das man im letzten Sommer (1843) enthüllt und eingeweiht hat, so war er auch rüstig bemüht, dort wo sein Walten sich erstreckte, seine Zuhöherschaft durch treffliche Aufführungen Bach'scher Werke, mit einer zwar sehr ernsten, aber auch eben so tiefen Seite der Tonkunst bekannt zu machen, die unsere Seele mit heiligem Schauer erfüllt, und uns das Geheimniß jener wunderbaren Wissenschaft erschließt, welche wir mit dem Namen Harmonie belegen und die sich im All offenbaret, es durchdringt und durchgeistigt, es zusammenhält und ihm ewige Dauer verleiht.

„Und dieser Mann,“ so ruft Forkel am Schluß seiner Abhandlung über Sebastian Bach begeistert aus, „der größte musikalische Dichter, den es je gegeben hat und den es wahrscheinlich je geben wird — war ein Deutscher. Sei stolz auf ihn, Vaterland; sei auf ihn stolz, aber, sei auch seiner werth!“ —

August Lewald.

Bayerische Staatsbibliothek München

Unter der Presse befinden sich:

Geschichte der deutschen Literatur. Von Dr. Theodor Creizenach in Frankfurt a. M.

Als Dichter wie durch seine öffentlichen literar-historischen Vorträge in der Reihe der tüchtigsten Schriftsteller stehend.

Walhalla deutscher Dichter und Blumenlese deutscher Prosaiker. Eine ausgewählte Zusammenstellung des Schönsten und Ansprechendsten aus der deutschen Literatur in Versen und Prosa nach der Zeitfolge, nebst Charakteristik der hervorragendsten Schriftsteller und ihrer Werke. Von Berthold Auerbach.

Genugsam bekannt als Philosoph und Volksschriftsteller, Verfasser des „Spinoza“, der „Schwarzwälder Dorfgeschichten“. In dem sorgfältig geordneten Erlesensten aus den Schriften der deutschen Dichter und Denker wird gleichsam eine lebendige Illustration der Geschichte der Literatur geboten, so daß Jeder von dem dort im Allgemeinen Erzählten, hier selbständig Einsicht nehmen kann.

Die Zeit ist endlich gekommen, wo das reiche Wissen unserer Gelehrten Gesammt-
ut der ganzen Nation werden soll, und Männer, hochgeehrt in der Wissenschaft und
chgeachtet durch ihr warmes Herz für die Bestrebungen der Zeit, haben sich hier zusammenge-
nden, um einen Jeden, weß Standes er sei, der nach Bildung und Wissen strebt, zu befriedigen
nd zu fördern. Ohne gelehrten Prunk wird hier einem Jeglichen das Beste des-
n geboten, was die deutsche Nation zur gebildetsten der heutigen Welt er-
ebt. Wir fordern daher alle Freunde einer ächten Bildung auf, von diesem
Werke nähere Einsicht zu nehmen, und in ihren Kreisen für dessen Verbreitung
u wirken.

**☞ Bei der Großartigkeit des Unternehmens liegt demselben auch die
eellste Absicht zu Grunde. Nur Werke von dauerndem Werthe werden hier
eboten. Kein Abonnent darf die mindeste Befürchtung hegen, durch irgend
Täuschung oder Zwang Nachtheil zu erleiden. Von zehn zu zehn Halbbänden,
ozu man sich verbindlich macht, steht es Jedem frei, von dem Abonnement
urückzutreten und ist Niemand zur Annahme der Fortsetzung verpflichtet,
enn Gegenstand und Bearbeitung seines Beifalls sich nicht erfreuen sollten.
Einzelne Halbbände werden jedoch unter keiner Bedingung abgegeben.**

Der höchst geringe Subscriptionspreis bleibt fortwährend per Halbband von 10 bis 15 Druck-
ogen broschirt 36 kr. rh., 8 gGr., 10 Silber- od. Neugr. erst bei der Ablieferung zahlbar.

Ausführliche Prospecte über das ganze Werk sind in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten,
o wie Exemplare des Werkes selbst sich in jeder Buchhandlung vorräthig finden und auf Ver-
angen gern zur Einsicht mitgetheilt werden.

Karlsruhe, im November 1843.

Artistisches Institut
F. Gutsch & Rupp.

Inhalt.

Vorwort.

Bonifacius, Apostel der Deutschen, von H. Koenig.

König Heinrich I., von Eduard Duller.

Kaiser Otto I., von demselben.

Johannes Gensfleisch, genannt Gutenberg, von Ludwig Braunfels.

Johannes Reuchlin, von demselben.

Luther, von B. Denhard.

Philipp Aureolus Theophrastus Bombast von Hohenheim, genannt Paracelsus, von Dr. Quitzmann.

Johann Keppler, von Berthold Auerbach.

Justus Möser, von Karl Buchner.

Herder, von B. Denhard.

Johann Sebastian Bach, von August Lewald.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lewald, August, 1792-1871

Deutscher Heldensaal und Ehrentempel Hrsg. v. August Lewald

Bd.: 1

Karlsruhe 1843

Biogr.c. 435 l-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10071393-3